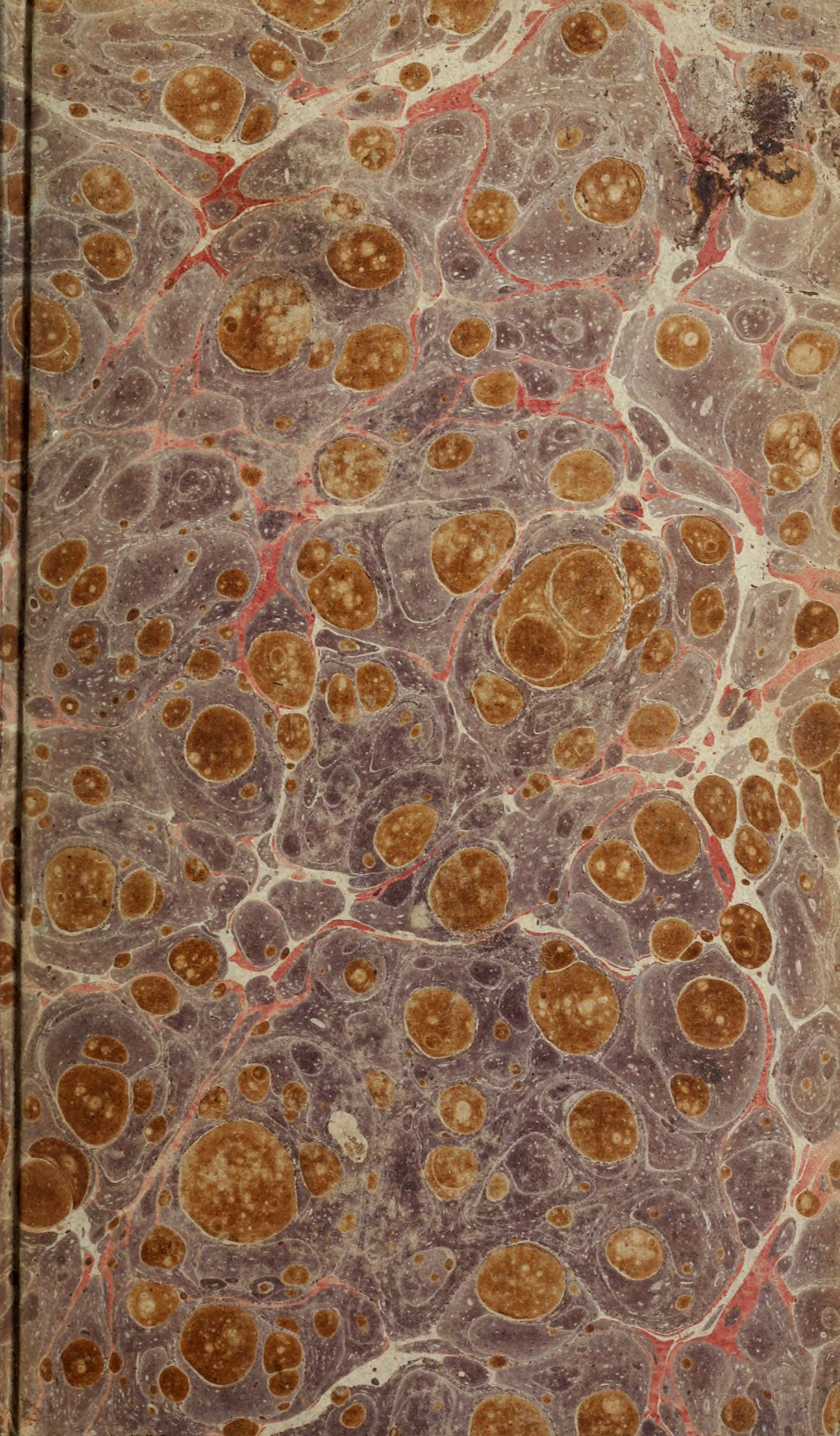








Neue Monatsschrift

für

Deutschland,

historisch-politischen Inhalts.

Herausgegeben

von

Friedrich Buchholz.

Neunzehnter Band.

Berlin,
bei Theodor Joh. Chr. Fr. Enslin.
1826.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ueber Ludwigs des Vierzehnten letzte Regierungsjahre, und über den Geist des Zeitalters, das nach ihm benannt wird.

Es würde nur Unbilligkeit und selbst Mangel an Beurtheilung verrathen, wenn man Ludwig dem Vierzehnten alle die Unfälle und Leiden, womit der spanische Erbfolgekrieg für Frankreich begleitet war, zur Last legen wollte; denn die meisten Begebenheiten des menschlichen Lebens liegen außer aller Berechnung, und stehen eben deswegen für sich selbst ein.

Nichts desto weniger waren jene Leiden und Unfälle so groß, daß Frankreich am Schlusse des Krieges sich nicht mehr ähnlich sah. Nichts von allem, was in einer früheren Periode den Franzosen das Königthum so theuer gemacht hatte, war in Kraft geblieben; und nachdem auf der doppelten Grundlage, welche Ludwig seiner Autorität

gegeben hatte, die Bewunderung zerronnen war, konnte sich auch die Furcht nicht länger behaupten.

Man erlaubte sich also, nach und nach, die kühnsten Urtheile über einen Monarchen, welcher, in seiner Stellung gegen die Gesellschaft, die unbedingte Verehrung nicht entbehren konnte. Je mehr nur sein Wille Gesetz seyn sollte, desto mehr fiel alles aus einander. Dies ging so weit, daß der Hof, um die Heere vollständig zu erhalten, einzelnen Hauptleuten die Berechtigung ertheilen mußte, sich durch alle Mittel der List und Gewalt Compagnien zu verschaffen. Diese Abenteurer nun verfolgten ihre Beute in Wäldern und in Thälern, um aus gefangenen Landleuten Regimenter zu bilden, deren Bestandtheile nicht besser behandelt wurden, als jene Afrikaner, welche zusammengekoppelt auf den Markt gebracht werden. Es ist eine bekannte Sache, daß schon im sechsten Jahre des spanischen Erbfolgekrieges junge Krieger in Ketten nach den Kriegsschauplätzen versetzt wurden; und dies dauerte fort, bis im Jahre 1709 die Hungersnoth auf Frankreichs Gefilden mehr Krieger hervorbrachte, als selbst das Schwert des Feindes zerstören konnte. Der Franzose, den keine Nachsicht verweichlicht hatte, fand die Unfälle seines Königs nicht drückender, als dessen Ruhm; und das öffentliche Elend vollendete seine Bahn, ohne auf einer Regierung von Erz eine Spur zurück zu lassen. Die Rückschritte, welche Gewerbe und Handel während des frühen Greisenalters des Monarchen machten, waren für seine Willkühr nicht verloren; denn sie verhinderten in der Masse des Volks jene Reife, welche allein im Stande ist, eine anhaltende Unterdrückung abzuwenden. Volksthüm-

liche Regierungen finden für die Schonung und Geschicklichkeit, welche sie anwenden, den reichsten Ersatz in großen Katastrophen, wo ihnen nicht selten eine Hülfe zu Theil wird, worauf sie nicht gerechnet haben. Ludwig, kalten Herzens, wollte die Sicherheit seiner Staaten lieber auf eine dreifache Linie von Festungen, als auf die Liebe seiner Unterthanen stützen. Was war davon die letzte Folge? Keine andere, als daß dasselbe Ereigniß, welches, am Schlusse des abgewichenen Jahrhunderts, das Scepter seiner Nachkommen zerbrach, die Gränzen seines Königreichs erhielt. Dieser Monarch hatte also weit besser für sein Land, als für sein Haus gesorgt, indem er seine ehrgeizigen Entwürfe durch Festungswerke sichern wollte.

Wie viel Thränen und wie viel Blut auch ein anhaltender Krieg gekostet habe: jene versiegen und dieses wird von der alten Muttererde verschlürft. Nicht so leicht vergessen die Völker das Gold, das sie in nachtheiligen Kämpfen eingebüßt haben. Jene zehn Feldzüge, welche dem Frieden von Ryswick vorangingen, und jene zwölf Feldzüge, welche der Friede von Utrecht beendigte, hatten, bloß in unmittelbaren und direkten Abgaben, mehr als drei Milliarden, achtmal hundert und fünf und sechszig Millionen Franken gekostet, und neben dem Schlunde, der sie verschlang, hatte sich durch die Bauwuth des Königs ein zweiter eröffnet. Für einen Monarchen, der die Sonne zu seiner Devise gewählt hatte, bedurfte es eines Palastes, der die Wunder der alten Welt übertraf. So entstand das Schloß zu Versailles. Man erzählt, daß Ludwig bis auf 1200 Millionen gekommen war, als er, in einer Anwandlung von Schaam, alle den Bau dieses Stein-La-

byrinths betreffenden Rechnungen ins Feuer warf. Die gesammte Staatsschuld belief sich, nach dem Utrechter Frieden, auf nicht weniger, als auf fünf Milliarden, die, wenn sie regelmäßig wären verzinset worden, das ganze Staatseinkommen verschlürft haben würden. Dieses betrug bei Ludwigs Regierungs-Antritt etwa hundert und zehn Millionen Livres. Durch Colbert erhöht, war es, nach und nach, so gesteigert worden, daß es am Schlusse der Regierung Ludwigs noch mehr als das Doppelte betrug. Bei dieser Steigerung aber wurden alle Grundsätze hintangesetzt. Wenn Colbert die Steuer nicht an der Geduld, sondern an dem Reichthum des Volks abgemessen, und diesen nicht auf die Beraubung des Volks, sondern auf dessen Betriebsamkeit gegründet hatte: so waren seine Nachfolger, mit kühner Hinwegsetzung über Recht und Vorrecht, vorgeschritten, ohne irgend einen anderen Maßstab zu haben, als den der Bedürftigkeit des Hofes. Die gewöhnlichen Steuern waren demnach verdreifacht worden; und damit hatte man nicht bloß ein Stempel- und Tabacks-Monopol, sondern auch eine Kopfsteuer in Verbindung gesetzt, welche durch ihre Willkühr eben so erschreckte, als sie durch ihre Benennung demüthigte. Damals entstand auch die Zehnten-Steuer. Die Controle, Anfangs zur Sicherstellung der Verträge eingeführt, nahm sehr bald den Geist der Fiskalität an; indem sie die Dauer der Pacht-Contrakte auf 9 Jahre beschränkte, versetzte sie der Produktion fürchterliche Schläge; und gleich bei ihrer Entstehung eine Geißel für das Eigenthum, die Kapitalien und die Gewerbe, versprach sie, im Verlauf der Zeit jener gefräßige Riese zu werden, der, unter der Benennung

Enregistrement, auf eine bewundernswürdige Weise alle Eigenschaften schlechter Auflagen vereinigt. Wie hätten Unruhen im Lande ausbleiben mögen! Banden von Bauern zwangen mehrere Edelleute, sich an ihre Spitze zu stellen, um sich an den Zollpächtern zu rächen; und solche Banden nahmen die, von zwei Bataillonen vertheidigte Stadt Cahors ein, und verzögerten durch ihre Empörung die Absendung der nöthigen Hülfstruppen nach Spanien. Der Hof, durch solche Auftritte mehr beschämt als beleidigt, weigerte sich, die Zollpächter in seinen Schutz zu nehmen. Dieselbe Gelassenheit bewies er bei Uebertretung anderer, von ihm ausgegangener Gesetze. Das Einschwärzen wurde zu einem offenen Gewerbe; und ganze Schwadronen Reiterei verließen ihre Fahnen, um in diesem Kriege des Volks gegen den Fiskus zu dienen. Selbst nach dem Frieden von Utrecht bewegten Aufstände die hungernden Besatzungen in Flandern und im Elsaß. Man hätte sagen mögen: der Staat, abgenutzt in anhaltenden und harten Reibungen, drohe, sich aufzulösen. Auch würde die Auflösung unfehlbar erfolgt seyn, wenn in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts so viel Gemeingeist wirksam gewesen wäre, als am Schlusse desselben Jahrhunderts. Dieser Gemeingeist konnte sich nur nach und nach erzeugen.

Es war dahin gekommen, daß die erbliche Monarchie sich kaum noch in dem einen und dem anderen Punkte von dem ärgsten morgenländischen Despotismus unterschied. Alle besseren Geister fühlten dies; und an ihrer Spitze stand ein Mann, den edle Geisteswerke seitdem unsterblich gemacht haben. Hätte der Verfasser des Telemach

nicht den unsittlichen und verderblichen Geist der Regierung Ludwigs des Vierzehnten so tief empfunden: so hätte die Welt nie die treffliche Schilderung kennen gelernt, die er von dem Thun und Treiben seines Sesostris gemacht hat. „Die gegenwärtigen Sitten des Volks — so schreibt derselbe Fenelon an die Herzoge von Chevreuse und Beauvilliers — bringen jeden in die allerstärkste Versuchung, sich durch alle Arten von Niederträchtigkeiten und Verräthereien an den Mächtigsten anzuschließen.“ Wollen wir die Denkart dieser Zeit noch bestimmter auffassen, so kommt uns ein Werk zu Hülfe, das man als den Spiegel der großen Welt unter Ludwig betrachten kann; dies sind la Roche-Foucauld's Maximen: ein Buch, worin ganz vergessen zu seyn scheint, daß es neben der Selbstheit noch eine Liebe giebt, um das Wesen des Menschen vollständig zu machen. Montesquieu's Werke, vorzüglich aber sein Werk über den Geist der Gesetze, würden ganz anderen Inhalts seyn, wenn Ludwigs des Vierzehnten Despotismus und die Anarchie, womit derselbe endigte, nicht allen denkenden Köpfen eine entschiedene Hinneigung nach der Antimonarchie, von ihnen Republik genannt, gegeben hätten. In allen Staaten, die sich der Tyrannei nähern, stellt sich unter den Geistern ein betrieglicher Verkehr ein, welcher zusammengesetzt ist aus einer öffentlichen Gaukelei und einer geheimen Lehre: was man im Innern seines Herzens und seinen Vertrauten gegenüber verachtet und bespöttelt, das will man vor den Augen der Menge noch zu verehren scheinen. Dies Phänomen, das sich beim Verfall der römischen Republik am auffallendsten offenbart hatte, brachte an Ludwigs des Vierzehnten Hofe seine Kennzei-

chen wieder zum Vorschein. Die Verehrung der Macht war nichts weniger, als die Frucht der Ueberzeugung. Gerade am Fuße des Throns lebten die Ungläubigsten. Kein Wunder! Indem sie die Füße des Götzenbildes küßten, konnten sie am leichtesten wahrnehmen, daß sie von Thon waren. Ludwig selbst verrieth Unruhe durch die Vorkehrungen, die er in einem höheren Alter zu seiner Sicherheit traf. Versailles, sein gewöhnlicher Aufenthalt, war im Innern von eben so viel Spähern bewohnt, als es von außen mit Statüen umgeben war. Die Wände hatten wirklich Augen und Ohren; denn jeder Winkel, jedes Kämmerchen, jeder Gang, vorzüglich aber jeder dunkle Gang, verbarg einen oder mehrere Aufpasser, welche beauftragt waren, Tag und Nacht die Worte, die Schritte, die Gebehrden aller Bewohner dieses Schlosses aufzuzeichnen. Diese Miliz stand unter den Befehlen zweier vertrauten Kammerdiener; und Ludwig der Vierzehnte gerieth in einen fürchterlichen Zorn, als der Marquis von Courtanvaux es gewagt hatte, diese geheimnißvollen Argusse zu stören. Man wundert sich, hinsichtlich der einzelnen Erscheinungen in den letzten Regierungsjahren dieses Monarchen, über nichts, wenn man weiß, daß pracht- und prunkliebende Fürsten ihr Land zerstören und daß auf dem Marmor keine andere Pflanze gedeihet, als — die Bettelei. Wirklich war Versailles kaum fertig geworden, als Schwärme von Bettlern es umlagerten. Der gedemüthigte König bewaffnete Schweizersoldaten gegen dies Volk von Armen, das wesentlich sein Werk war; dennoch konnte er nicht verhindern, daß seine eigenen Bedienten, mit Livreen bedeckt, an den Eingängen des Versailler Palastes um eine Gabe bettelten.

Der Verfall der königlichen Macht war in den letzten zehn Regierungsjahren Ludwigs allzu unverkennbar, als daß Partheien, welche nur allzu leicht den Charakter von Factionen annehmen konnten, hätten ausbleiben können; und die Denkwürdigkeiten dieser Zeit reden von zwei Zirkeln geist- und einflußreicher Männer, die sich ganz in der Nähe des Throns gebildet hatten. Der eine erhielt seine Richtung von dem Herzog von Orleans, dem Präsidenten des Maisons und dem Marquis von Canaillac; der zweite gruppirte sich um den Thronerben und dessen tugendhaften Erzieher. Der erste von diesen Zirkeln haßte den Monarchen und beschäftigte sich mit naheliegenden Angelegenheiten; der zweite, welcher das Vaterland vor allem liebte und weiter in die Zukunft blickte, verdient, daß wir uns einige Augenblicke mit ihm beschäftigen.

Nach dem Tode des Dauphin, einzigen rechtmäßigen Sohnes Ludwigs des Vierzehnten, war der Herzog von Burgund der nächste Thronerbe. Sein Name war Ludwig; er selbst ein Sohn des Dauphins, folglich ein Enkel des Königs. Die kirchliche Erziehung, welche er in der frühesten Periode seines Lebens erhalten, hatte die Uebertreibungen, zu welchen er durch heftige Leidenschaften hinneigte, mehr befördert als zurückgehalten; allein, wenn auf der einen Seite Fenelons spätere Unterweisungen nicht ohne Wirkung geblieben waren, so hatten, auf der andern, jene Erfahrungen, welche der Prinz selbst in dem niederländischen Feldzuge gemacht hatte, verbunden mit dem bitteren Ernst der Zeiten, seinem Geiste solche Richtungen gegeben, von welchen sich sehr viel Gutes erwarten ließ. Seine

Geradheit, seine Mäßigung, seine Einsichten hatten ihm das Vertrauen aller Derjenigen erworben, welche die Ueberzeugung hegten, daß ein Regierungs-System, wie das bisherige, weder fortdauern könne, noch fortdauern dürfe. Zu diesen gehörten große Gutsbesitzer, in welchen die Treue nicht Verblendung war, und die Liebe zum Lehn nicht die Liebe zum Vaterlande erstickt hatte. Mit welchen Entwürfen diese Patrioten umgingen, läßt sich nur in sofern mit Bestimmtheit angeben, als man sagt: sie verabscheuten die Entwickelung, welche Ludwig der Vierzehnte und seine Gehülfen der Gesellschaft gegeben hatten, und strebten in die Vergangenheit mit der Ueberzeugung zurück, daß sie ein höheres Maß von Freiheit und Glück gewährt habe. Vo.. ..m Herzog von Burgund wird behauptet: er habe in der alten Definition der Monarchie, nach welcher diese in einem Könige, unterstützt von einigen, von ihm selbst erlesenen Familien besteht, nichts weiter gesehen, als eine, Feudal-Vorurtheilen angepaßte Variante des Despotismus; er habe begriffen, daß die, von unbesonnenen Freunden übertriebene Gewalt an Festigkeit verliere, was sie an Ausdehnung gewinne, und daß unumschränkte Herrschaft sich in den meisten Fällen in Kraftlosigkeit auflöse; er habe in dem Buche des Schicksals gelesen, und aus demselben die Ueberzeugung geschöpft, daß nichts dringender sei, als dem Volke seine alten Versammlungen zurückzugeben, und daß dies Werk der Großmuth nur dann gefährlich werden könne, wenn es nicht sowohl aus dem freien Willen des Fürsten hervorginge, als durch eine unwiderstehliche Nothwendigkeit erzwungen werde; er habe endlich mit der Versamm-

lung der General=Staaten besondere Stände zur Verwaltung der Provinzen, und Canton=Versammlungen zu Vertheilung der Steuern in Verbindung bringen und, um alles mit Einem Worte zu sagen, ein Regierungs=System schaffen wollen, worin der König die Seele, der Mittelpunkt, der Mäßiger, der Vortheil des Monarchen an den des gesellschaftlichen Vereins gebunden, und das Königthum, anstatt auf der Oberfläche zu schwimmen, im Schoße der Nation befestigt wäre.

Ging der Herzog von Burgund wirklich schwanger mit Entwürfen, welche diesen Ideen entsprachen: so kann man seinen frühzeitigen Tod nur bedauern. Es ist jedoch nicht wahrscheinlich, daß dieser Prinz sich über sein Geschlecht in einem so hohen Grade erhoben habe; und noch weit mehr ist man zu dem Zweifel berechtigt, ob er, wenn er auf den Thron gelangt wäre, die Kraft gehabt haben würde, alle den Verführungen zu widerstehen, die ihn nach einer entgegengesetzten Seite hingezogen hätten. Ueber das, was den Herzog von Burgund so anhaltend und eifrig beschäftigte, würde sich nur dann mit Sicherheit urtheilen lassen, wenn die Entwürfe, welche, nach seinem Tode, in seinem Schreibpult gefunden wurden, auf die Nachwelt gekommen wären. Ludwig, sagt man, warf sie ins Feuer. Man fügt hinzu: „die Wahrheit sei dadurch nicht zerstört worden; denn die Seele des Prinzen habe fortgelebt in der Erinnerung an seine edle Gedanken.“ Was aber auch in dieser wichtigen Angelegenheit möglich seyn mochte: so muß man sich zuletzt doch dahin entscheiden, daß das, was Frankreich am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts erlebte, unendlich weniger das Werk

einzelner Geister, als das Resultat jener sehr allmähligen Revolution war, welche, wenn man nicht auf frühere Epochen zurückgehen will, mit der Entdeckung der neuen Welt anhob, das gothische Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft Stück für Stück abtrug, und damit endigte, auf den Trümmern desselben ein neues zu errichten, das den Bedürfnissen der Zeit besser entsprach. In dieser Ansicht gewinnt Ludwig der Vierzehnte wenigstens die Unschuld, welche die Weltgeschichte ertheilt: eine Unschuld, deren Wesen hauptsächlich darin besteht, daß man nur beschleunigt, was der große Entwickelungsprozeß des menschlichen Geschlechts mit sich bringt. Und wahrlich, es läßt sich unter Frankreichs Königen keiner nennen, der als blindwirkende Kraft so viel geleistet hätte, wie Ludwig der Vierzehnte.

Wir konnten die Opposition, welche Ludwig, am Schlusse seiner Regierung, unter den Mitgliedern seines eigenen Hauses fand, um so weniger mit Stillschweigen übergehen, weil sie den Grad von Achtung oder vielmehr Mißachtung bezeichnet, welcher das Ergebniß einer mehr als funfzigjährigen Autokratie (im eigentlichen Sinne des Worts) war. Nicht das Alter hatte diese Mißachtung herbei geführt, wohl aber die lange Reihe von Handlungen, wodurch dieser Monarch, nur mit sich selbst beschäftigt, nur sich ausschließend achtend, die ganze Bevölkerung Frankreichs der Vorstellung aufgeopfert hatte, die ihm von seiner absoluten Größe eigen war.

Nur Weniges bemerken wir über das Ende dieses berühmten Königs.

Wenn irgend etwas dem Verfalle des Reichs gleich

kam: so war es der Verfall der Dynastie. Schon im Jahre 1711 starb der einzige rechtmäßige Sohn Ludwigs des Vierzehnten; und ehe der spanische Erbfolgekrieg beendigt war, sah der Urheber desselben auch denjenigen seiner Enkel, der für den französischen Thron bestimmt war, in ein frühes Grab sinken. Dies war derselbe Herzog von Burgund, dessen wir so eben gedacht haben. Marie Adelaide, seine Gemahlin — sie, die die Zierde und das Leben eines bigotten und in Starrsucht versunkenen Hofes gewesen war — folgte ihm nach wenigen Tagen dahin; und als ob das Schicksal sich gegen das Geschlecht der Bourbonen verschworen hätte, folgte der Mutter auch ihr ältester Sohn. Diese Todesfälle geschahen so schnell hinter einander, daß die große Menge, um sie erklärlich zu finden, auf Vergiftung schloß. Ein zweijähriger Urenkel stellte sich also als einziger rechtmäßiger Nachfolger seines 75jährigen Urgroßvaters dar, der sich wankenden Schrittes der Familiengruft näherte und noch immer um einen Frieden kämpfte, den ihm der kaiserliche Hof gerade wegen seines hohen Alters vorenthielt. Zwei Jahre nach demselben, wurde Ludwig im acht und siebzigsten Jahre seines Lebens und im drei und funfzigsten seiner Regierung zu seinen Vätern versammelt; und dies geschah zu einer Zeit, wo er, auf Anstiften der Jesuiten, jenes National-Concilium versammelt hatte, das den langen Streit der Jansenisten und Molinisten zu Ende führen sollte, und im Begriff stand, die eine Hälfte der französischen Geistlichkeit durch die andere zu verbannen *).

---

*) „Betraf — so fragt Lemontey — dieser bejammernswerthe

Von dem Adel zu reden, womit dieser Monarch der Natur den letzten Tribut bezahlte, scheint uns nur lächerlich; denn alle Menschen sterben auf dieselbe Weise, indem der Tod nichts weiter ist, als die Folge des schwindenden Bewußtseyns. Wir führen dagegen an, daß der Aberglaube ihn in seinen letzten Lebensjahren bis zu den Andachtübungen eines Ludwigs des Eilften herabgedrückt hatte, und daß sein Leichnam mit einer Menge von Reliquien bedeckt war, deren sich die Frau von Maintenon, ehe sie nach St. Cyr entfloh, bemächtigte, um sie an ihre Freunde zu verschenken *). Zwei Gründe verhindern übrigens jeden Menschenkenner, zu glauben, daß Ludwig, kurz vor seinem Hintritt, seinen Nachfolger vor seinem Beispiel gewarnt habe: der eine ist die zarte Jugend dieses Nachfolgers, der beim

---

Krieg die Religion? Ungefähr eben so sehr, als die Kämpfe der Mönche um den Schnitt ihrer Kapuze. Der römische Hof benutzte ihn, indem er ihn verachtete. Welche Parthei ergriffen die benachbarten Könige und Völker in diesem Streite? Sie spotteten darüber; wir waren, was diesen Punkt betrifft, ein Gegenstand des Gelächters für Europa. Waren Jansenismus und Molinimus Faktionen im Staate? Sie wurden es unter den Nachfolgern Ludwig des Vierzehnten. Denn, so wie unter starken Regierungen geschlagene Partheien in dunkle und verachtete Sekten ausarten, so verwandeln sich unter schwachen Regierungen aufgemunterte Sekten in Partheien, und der Ehrgeiz stellt die Betrügereien des Fanatismus zurecht. Waren die Jansenisten Feinde des Königthums? Nicht mehr und nicht weniger, als die Calvinisten, welche Heinrich den Vierten krönten, und welche die Liga aufs Blutgerüst geführt haben würde, wenn der Bearner den Kürzeren gezogen hätte."

*) S. Lettre de Madame de Maintenon du 15. Sept. 1715, wo es heißt: „J'ai eu le courage de revoir les réliques que le Roi portait sur lui. Je vous en envoie quelque chose. C'est, dit-on, de la vraie croix. J'ai distribué le réste ici."

Tode seines Urgroßvaters erst fünf Jahr alt war; der andere die Unwahrscheinlichkeit, daß ein Mann, wie Ludwig der Vierzehnte, bereuen könne. Was diesen König am meisten auszeichnete, war seine Unempfindlichkeit, sein bis zur höchsten Gefühllosigkeit gesteigertes Selbstbewußtseyn. Bei einer solchen Eigenschaft, wenn sie die Grundlage des ganzen Charakters bildet, bleibt man entfernt von aller Reue und von dem guten Rath, der nur in ihr seine Quelle hat. Ludwigs Sterbetag war der 1. September des Jahres 1715.

Es fehlte wenig daran, daß die kalte Hülle des Monarchen, als sie dem Staube vermählt werden sollte, nicht von der großen Menge beschimpft wurde; so sehr mangelte die Achtung, welche — nicht Erkenntlichkeit und Liebe, sondern bloße Bewunderung und Furcht zur Grundlage haben sollte. Nichts war natürlicher, als dieser Ausgang. Ludwig selbst hatte seit dem Abschluß des letzten Friedensvertrages nur noch die Oberfläche eines Königs gehabt. Frau von Maintenon war es, welche durch Herrn Voisin, ihren Geschäftsmann, den sie zum Kanzler und zum Staats-Sekretär des Königs ernannt hatte, alles regierte. Unstreitig fallen diesen beiden Personen auch die letzten Autoritäts-Handlungen des Königs zur Last; ich meine jene Deklaration von 1715, welche seine Bastarde mit den Rechten der Prinzen von Geblüt und mit der Fähigkeit zur Thronfolge bekleidete, und jenes, bei dem Parlement von Paris niedergelegte Testament, wodurch die Form der Regentschaft bestimmt wurde. War die erstere eine unverkennbare Beleidigung der ganzen Nation, so war das letztere ein grober Fehlgriff, welcher hätte vermieden werden sollen, und

bloß deshalb nicht vermieden wurde, weil die Willkühr dem Widerspruch nicht entgehen kann. Mehr als sechzig Jahre hindurch war das Parlement danieder gehalten worden, damit sich das Bewußtseyn verlieren möchte, das es von sich selbst als Ausschuß reichsständischer Versammlungen hatte. Indem nun Ludwig die, über die Regentschaft verfügende Akte, dieser Körperschaft anvertraute, setzte er sie gewissermaßen in das zweimal usurpirte Recht, den Regenten zu bestimmen, wieder ein. Der Erfolg war, wie er seyn konnte. Der Herzog von Orleans, welcher, nach den Anordnungen des Königs, gleiche Rechte mit den übrigen Beisitzern des Regentschaftsrathes haben sollte, brauchte sich nur an die Mitglieder des Parlements zu wenden, um es dahin zu bringen, daß das Testament des Königs umgestoßen würde. Und dieser Herzog erreichte seinen Zweck auf das Vollkommenste; denn, obgleich der erste Präsident, während dem Vorlesen des Testaments, bei jedem Artikel ausrief: „hört, das ist Gesetz für Euch!“ so erklärte doch die ganze Versammlung den Herzog für den einzigen Regenten und gab das Conseil, welches ihm rathen sollte, gänzlich in seine Willkühr. Ludwig war in allen Theilen seiner Monarchie viel zu sehr Neuerer gewesen, als daß sein letzter Wille hätte die Achtung finden können, welche den Wünschen eines wohlmeinenden Erbfürsten gebührt; indem aber das Parlement für seine Gefälligkeit das unter der vorigen Regierung verlorne Recht der Remonstranzen zurückerhielt, war nicht bloß die Zurückerinnerung an eine mehr als sechzigjährige Knechtschaft entkräftet, sondern auch für den so lange zurückgehaltenen, das neue Gebäude unterwühlenden, Strom die Schleuse geöffnet.

Wie man auch über Ludwigs persönlichen Charakter urtheilen möge: seine Regierung theilt sich in zwei ungleiche Hälften, welche kaum die entfernteste Aehnlichkeit mit einander haben. Die erste reicht von 1662 bis 1683, dem Todesjahre Colberts; die andere von dem so eben genannten Jahre bis 1715. In jener sind die wirksamen Kräfte: eine gelehrige Nation, Colberts rastlose Thätigkeit, Ludwigs vorurtheilsfreie Seele und — was man nicht vergessen darf — die Abhängigkeit und Bedürftigkeit der Stuarts auf dem englischen Throne; in dieser sind es die Kränklichkeit des Königs, der Einfluß der Frau von Maintenon, die Gewalt der Jesuiten und — was wiederum nicht vergessen werden darf — der Widerstand Wilhelms des Dritten und seiner Nachfolgerin, unterstützt von einem so entschlossenen General, wie der Herzog von Marlborough war. Ist es ein Wunder, wenn die Ergebnisse so entgegengesetzter Geistesarten durchaus verschieden waren? Ist es ein Wunder, wenn das, was man Ludwigs des Vierzehnten Regierung nennt, auf den Bahnen der Geschichte wie eine Hermessäule mit zwei Gesichtern dasteht, von welchen das eine alles Anziehende, das andere alles Widerwärtige und Abschreckende der unumschränkten Macht darbietet? Ich gehe noch weiter, indem ich frage: ob es ein Wunder sei, daß das Königthum sich nicht behaupten konnte auf dem vereinzelten Felsen, auf welchem es unter Ludwig gebannt worden war, und daß, als Bedürftigkeit es zum Herabsteigen von diesem Felsen nöthigte, es alle Gelenkigkeit und Gewandtheit eingebüßt hatte? Ohne der Regierung Ludwigs des Vierzehnten irgend etwas Ungerechtes aufzubürden, darf man behaupten, daß sie es war, welche am Schlusse des

acht-

achtzehnten Jahrhunderts jene Umwälzung bewirkte, die den ganzen gesellschaftlichen Zustand in Frankreich veränderte. Das Beste, was man zu ihrer Rechtfertigung sagen könnte, würde nichts weiter seyn, als daß sie selbst, bei aller scheinbaren Absolutheit, vorbereitet war durch die Fortschritte, welche die Civilisation bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gemacht hatte, und daß gerade ihre Absolutheit nöthig war, um diese Fortschritte zu beflügeln. In dieser Ansicht von der Macht der Dinge würde man noch immer die Wahrheit auf seiner Seite haben: denn nichts ist Regierungen weniger eigen, als folgerechtes Beharren auf einem, einmal entworfenen Plan; sie sind in der Regel nur das, wozu die Kraft der Umstände sie zwingt, und Ludwig der Vierzehnte, als Chef einer aus Leibeigenschaft und Erbunterthänigkeit bewußtlos hervortretenden Nation, bildet eine unverwerfliche Gestalt, deren innere Widersprüche Nachsicht und Billigkeit des Urtheils heischen. Zum Wenigsten muß man nicht vergessen, daß dieser Monarch dem siebzehnten Jahrhundert angehörte: einer Periode, worin die Wissenschaft der Gesellschaft nur sehr geringe Fortschritte gemacht hatte, und worin eben deswegen von keinem Fürsten gefordert werden konnte, daß er allen seinen Nachfolgern mit einem solchen Beispiel vorangehen sollte, das für eine ganze Ewigkeit seine Kraft behielte.

Die Art, wie Ludwig auf seine Zeitgenossen einwirkte, vorzüglich aber die Entwickelung, welche von einer Regierungsart, wie die seinige, unzertrennlich war, hat bewirkt, daß das Andenken an ihn nie ausgestorben ist und noch jetzt eine Frischheit bewahrt, wodurch sein Name der ganzen europäischen Welt geläufig ist. Dieser Umstand nun, verbun-

den mit so vielen anderen Erscheinungen, welche einzeln hier anzuführen ermüdend seyn würde, bestimmt uns, auch dem, was man das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten nennt, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden, um, wo möglich, auszumitteln: 1) was es mit diesem Ausdruck auf sich hat; 2) wie viel von der Sache selbst dem Monarchen zugeschrieben werden muß, auf welchen sie bezogen wird.

Wir bemerken zuvörderst, daß einen ungemessenen Werth auf gewisse Geisteserzeugnisse einer gegebenen Periode zu setzen, aus einem doppelten Grunde unstatthaft ist: einmal nämlich, weil dies, in Beziehung auf die Vergangenheit, eine auffallende Unwissenheit verräth; zweitens, weil es, in Beziehung auf die Zukunft, jede Ahnung des Besseren gewissermaßen verdammt. Das menschliche Geschlecht ist in einer fortdauernden Entwickelung begriffen, welche es mit sich bringt, daß die Produktionen der späteren Zeit die der früheren übertreffen, ohne deshalb noch vollkommnere unmöglich zu machen. Unsere Gedanken, und selbst unsere Sprache, sind in einer anhaltenden Verwandlung befangen, die, wie unmerklich sie auch seyn möge, zuletzt doch damit endigt, daß wir, nach fünf Jahrhunderten, Mühe haben, das zu verstehen, was unsere Vorfahren vor dieser Periode gedacht, gesprochen und geschrieben haben.

Wir bemerken ferner, daß die verschiedenen Zeitalter des Perikles, des Octavianus Augustus, der Medici, Philipps des Zweiten, der Königin Elisabeth von England und Ludwigs des Vierzehnten hinsichtlich dessen, was die Ursache der in Rede stehenden Erscheinung ausmacht, eine

große Aehnlichkeit mit einander haben mußten, weil die Erscheinung selbst, mit sehr geringen Abänderungen, dieselbe war. Dringt man nämlich tiefer in die Sache ein, so macht man leicht die Entdeckung, daß jene Ursache keine andere war, als — eine kraftvolle gesellschaftliche Autorität bei einem solchen Zustande der Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften, welche der Einbildungskraft einen freieren Spielraum gestatteten. Beredsamkeit und Poesie, beurtheilt nach den Gestalten, worin sie bisher aufgetreten sind, setzen immer solche Anregungen voraus, bei welchen der Geist die Gewißheit hat, daß die Willkühr der Wahrheit nicht schadet: er selbst will ja die Wahrheit machen. Kommt nun hinzu, daß man aus Zeiten der Unruhe in Zeiten der Ordnung getreten ist: so wirkt ein Ueberschuß von innerem Leben und Leidenschaftlichkeit nur allzu leicht dahin, daß sich die Erzeugnisse des Geistes vervielfältigen. Nach langen und anhaltenden Kriegen ist die Schriftstellerei immer sehr ergiebig gewesen; und die Hauptursache ist schwerlich eine andere, als daß in der Schriftstellerei ein Ersatz fürs Handeln liegt, und daß man in der Ideenwelt thätig zu werden anfängt, wenn man in der wirklichen es nicht länger seyn kann. Hieraus erklärt sich zugleich, weshalb die glänzendsten Zeiträume der Literatur und Kunst immer der Monarchie angehört haben. Wie könnte der Gegensatz dieser Regierungsform dieselbe Wirkung hervorbringen, da er den Geistern die Sammlung raubt, die für die Erzeugung von bedeutenden Werken unumgänglich nothwendig ist? Zu Athen, zu Rom, zu Florenz, und selbst in Spanien, England und Frankreich blühete die Literatur nicht eher, als bis der Uebergang von der

Unruhe zur Ruhe, von der gesellschaftlichen Unordnung zur gesellschaftlichen Ordnung vollendet war; und dies erfolgte immer nur unter einem Oberhaupte von großer Autorität.

Wir machen endlich noch eine dritte vorläufige Bemerkung; und diese ist: „daß, so wie es überall der Vorbereitung bedarf, dies auch für die Glanz-Perioden der Literatur der Fall ist." Es muß eine bedeutende Uebung vorangegangen seyn; und was nun in Folge dieser Uebung geschieht, muß von der ganzen Gesellschaft unterstützt werden, wenn es Werth haben und Achtung finden soll. Ohne empfängliche Zuhörer ist der vollendetste Redner, wenn sein Wirkungskreis sich nur auf jene beschränkt, dem elendesten Stümper gleich zu setzen; und dasselbe Schicksal trifft ganz unabwendbar jeden Dichter und jeden Künstler, der nicht in voller Harmonie mit seinem Volke steht. Bossuet und Racine, jener als der größte Redner, dieser als der größte Dichter seiner Zeit und seines Volks gedacht — was würden sie gewirkt haben, wenn sie es mit Franzosen der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zu thun gehabt hätten? Die Voraussetzung, welche wir hier machen, schließt, wir wissen es sehr wohl, eine Absurdität in sich; allein sie ist vortrefflich, um zu beweisen, daß der Civilisations-Gang eines Volks ganz unabhäng ist von allem, was durch Einzelne für die Beschleunigung desselben geschieht; — daß folglich selbst Ludwig der Vierzehnte, obgleich mehr, als alle seine Vorgänger, Suverän, durchaus nicht als die Ursache des Geistes betrachtet werden kann, der seinem Zeitalter eigen war. Doch wir wollen uns nicht vorgreifen.

Wir gehen nach diesen Vorbemerkungen auf die Sache selbst ein.

Frankreich war das ganze siebzehnte Jahrhundert hindurch ein Wohnsitz des Aberglaubens — nicht bloß in den niederen Volksklassen, sondern selbst in den höchsten Regionen der Gesellschaft. Welcher Grad von Aufklärung konnte dem Parlemente eigen seyn, das die Marschallin d'Ancre, von Rechtswegen, auf dem Greve-Platze als Hexe verbrennen ließ, bloß weil sie, von Jugend an, eine unumschränkte Herrschaft über den Geist der schwachen Maria de Medici, Gemahlin Heinrichs des Vierten, ausgeübt hatte? Nicht aufgeklärter zeigte sich der Cardinal Richelieu, als er einen armseligen Landgeistlichen hinrichten ließ, dessen einziges Verbrechen darin bestand, daß er über Gott und göttliche Dinge anders urtheilte, als die Menge. Erst im Jahre 1672 verbot Ludwig der Vierzehnte den Gerichtshöfen, Klagen anzunehmen, welche auf Hexerei lauteten; und man darf glauben, daß dies Verbot noch viel zu früh kam.

Mit dem Glauben an Hexerei, d. h. an unmögliche Verbrechen, verband sich jeder andere Aberglaube. Die Astrologie war unter dem großen Ludwig noch ein sehr einträgliches Gewerbe, weil jeder, der die Mittel dazu hatte, sich sein Horoskop stellen ließ. Nicht minder verbreitet war der Glaube an die Wünschelruthe, durch welche man Diebe, Quellen und Schätze zugleich zu entdecken hoffte. Die Alchimie suchte den Stein der Weisen. Ueberall war die Rede von magischen Geheimnissen; und weil man, obgleich einmal über das andere betrogen, der vorgefaßten Meinung nicht entsagen wollte, so gab es besondere Regeln, die ächten Zauberer und Schwarz-

künstler von den unächten zu unterscheiden. Eine besondere Klasse von Schriftstellern wurde Demonographen genannt. Kurz, alle Wahnbegriffe der Vorzeit hatten sich unter den Franzosen fortgepflanzt: und sie selbst waren dafür so eingenommen, daß sie Denjenigen für einen Gottesleugner, und, wo möglich, für etwas noch Schlimmeres erklärt haben würden, der sich irgend einen direkten Angriff auf diese Wahnbegriffe erlaubt hätte. Selbst die gewöhnlichsten Dinge wurden als Mysterien behandelt. Mysterien waren Königthum und Adel; und die Priesterschaft fand, wie die Denkwürdigkeiten des Cardinals von Retz beweisen, ihre Bestimmung hauptsächlich in der Beschützung der Achtung, welche Mysterien gebührt.

Man begreift etwas von diesen Erscheinungen, wenn man sich erinnert, daß es, noch im Jahre 1700, in Frankreich 90,000 Ordensgeistliche beiderlei Geschlechts, und 160,000 Weltgeistliche gab, die zusammen ein Einkommen von mehr als 90 Millionen Liv. hatten. Zwar standen in Spanien und in Neapel die Sachen noch weit vortheilhafter für die Welt- und Ordensgeistlichkeit, indem diese im Besitz von beinahe zwei Dritteln alles Grundes und Bodens war; allein wer möchte leugnen, daß auch mit einem Einkommen von 90 Millionen Liv. sich eine bedeutende Herrschaft in einem Königreiche von 10,000 Quadratmeilen ausüben läßt? Wir wollen, sofern dies noch eines Beweises bedarf, nur das anführen, was in der Ständeversammlung des Jahres 1614 geschah. Noch rauchte das Blut Heinrichs des Vierten; und indem man sich kein Geheimniß daraus machte, daß der beste unter den Königen Frankreichs das Opfer des Fanatismus ge-

worden wäre, trug der sogenannte dritte Stand, in Verbindung mit dem Parlemente darauf an, daß ein Fundamental-Gesetz gegeben würde, nach welchem „keine geistliche Macht den König der geheiligten Rechte berauben dürfe, die er von Gott allein habe, nach welchem es also für ein Majestätsverbrechen erster Klasse erklärt würde, zu lehren, daß ein König abgesetzt oder getödtet werden könnte.“ Was geschah? Ein französischer, in Frankreich selbst geborner Bischof — sein Name war du Perron — widersetzte sich diesem Vorschlage unter dem Vorwand, „daß es dem dritten Stande nicht zukomme, Gesetze vorzuschlagen, welche das Verhältniß der Kirche zum Staate verändern könnten.“ Er selbst war so weit entfernt, dergleichen vorzuschlagen, daß er in seinem Unwillen behauptete: „die Macht des Pabstes sei Vollmacht im höchsten Grade, direkt hinsichtlich des Geistlichen, indirekt hinsichtlich des Weltlichen, und die Geistlichkeit habe ihm aufgetragen, bekannt zu machen, daß man Diejenigen excommuniziren würde, welche nicht zugeben wollten, daß der Pabst Könige absetzen dürfe.“ Der dritte Stand wurde dadurch zum Schweigen gebracht, daß die Geistlichkeit den Adel gewann. Das Parlement erneuerte seine alten Beschlüsse, nach welchen die Krone unabhängig und die Person des Königs geheiligt war. Die geistliche Kammer gab das Letztere zu, leugnete aber das Erstere. Es war derselbe Geist, der Karls des Großen Nachfolger abgesetzt hatte; und dieser Geist war so mächtig, daß der unterjochte Hof den Buchdrucker einkerkern ließ, welcher den Beschluß des Parlements als Fundamental-Gesetz bekannt gemacht hatte. Sein Entschuldigungsgrund war, „daß er den Frie-

den erhalten wolle." Ein Frieden auf Kosten der Vertheidiger der Krone!!! —

Wo solche Auftritte möglich sind, da kann man mit der größten Sicherheit voraussetzen, daß die Theologie in einem solchem Lande nicht nur für eine Wissenschaft, sondern sogar für die Königin der Wissenschaften, d. h. für die Erkenntniß gilt, welche alle übrige Erkenntnisse zu beherrschen berechtigt ist. Wirklich war dies, wir wollen nicht sagen die Ansicht der hellesten Köpfe unter den Franzosen des siebzehnten Jahrhunderts, aber doch die der großen Mehrheit. Noch machte Niemand der Sorbonne das Recht streitig, über alle Geistes-Produkte nach dem Maßstabe zu entscheiden, welchen der Vortheil des Priesterthums an die Hand gab. Es gab in Frankreich nicht, wie in Spanien und Portugal, eine Inquisition, welche jede Abweichung von der Erblehre, die als selbst verschuldet anzusehen war, mit dem Flammentode bestrafte; davor hatte die Franzosen nichts so sehr bewahrt, als der Grundsatz ihrer Könige, daß sie ihre Krone Gott und ihrem Degen verdankten. Dies hinderte inzwischen nicht, daß jedes Geistesprodukt, welches sich über die angewiesene Höhe erhob, als ketzerisch und frommen Ohren übelklingend verurtheilt, confiscirt und von Henkers Händen verbrannt wurde. Köpfe, die dem theologischen System entgegenwirkten, hatten keine andere Wahl, als das Vaterland zu verlassen und sich nach Holland zu begeben, wo sie ihre Werke, zum größten Nachtheil für die Betriebsamkeit Frankreichs, drucken ließen. Am häufigsten war dies der Fall nach der Aufhebung des Edicts von Nantes, d. h. in derjenigen Periode Ludwigs des Vierzehnten, wo dieser König, in sei-

ner Gesundheit geschwächt und von Jesuiten Tag für Tag bearbeitet, kaum noch einen anderen Beruf fühlte, als — wo nicht zum Vortheil der Kirche, doch mit der höchsten Schonung gegen dieselbe zu regieren. Wie groß die Geldnoth in den zwölf letzten Jahren seiner Regierung auch seyn mochte: so erhöhete er doch die, unter der Benennung eines freiwilligen Geschenkes bekannte Steuer der Geistlichkeit nicht; sie betrug, ein Jahr ins andere gerechnet, nicht mehr als dritthalb Millionen Livres, und, nach Herabsetzung des Werths der Münze, ungefähr 4 Millionen; und damit das Ansehn dieser Geistlichkeit desto sicherer bewahrt bleiben möchte, war ihr gestattet, sich Behufs dieser Bewilligung alljährlich zu versammeln.

Von einem gewissen Gesellschaftszustande ist gesagt worden, daß er gar keinen Charakter haben würde, wenn er nicht denjenigen hätte, den die schönen Künste geben; und dies ist so wahr, daß man es nicht auf Frankreich unter Ludwig den Vierzehnten anwenden kann, ohne auf der Stelle zu begreifen, was der ganzen Erscheinung, welche nach diesem Könige benannt wird, zu Grunde lag. Da nämlich alle Ideen, welche in dieser Periode für Frankreich wirksam werden konnten, nothwendig theologisch waren, die Theologie aber, wie jede andere, nicht auf Beobachtung und Erfahrung beruhende Wissenschaft, ihre Wurzel in der mit Willkühr schaffenden Einbildungskraft hat: so liegt am Tage, daß nicht nur nichts vorhanden war, was den Aufflug zu den schönen Künsten verhinderte, sondern daß sogar Vieles recht eigentlich dazu antrieb. Es hat zu allen Zeiten Poesie und Beredsamkeit gegeben, und schwerlich läßt sich, auch bei dem höchsten Stande der Wissen-

schaft, denken, daß sie jemals ganz wegfallen sollten: allein, so wie beide immer die Farbe der allgemeinen Ideen verschiedener Perioden getragen haben, so trugen sie diese auch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts. Nimmt man Bossuet für den größten Redner, und Racine für den größten Dichter dieses Zeitraums: so ist auf der Stelle klar, warum jener sich nur in Leichenreden, dieser sich nur in Tragödien aussprach, deren ausschließendes Interesse die Liebe war. Mit demselben Maß von Schöpferkraft würden beide etwas ganz Anderes geleistet haben, wenn sie nicht in den Banden eines herrschsüchtigen Kirchenthums und eines auf dasselbe gestützten Despotismus gegangen wären. Je weiter wir uns von ihren Zeiten entfernen, desto gleichgültiger werden uns ihre Erzeugnisse werden; denn desto mehr werden wir einsehen, daß sie sich im Grunde in einem engen Kreise bewegten und die Schwäche ihrer Gedanken hinter geschwellten Redensarten verbargen. Unter der großen Anzahl der (meistens theologischen) Schriftsteller, welche das Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten hervorbrachte, giebt es, streng genommen, nur zwei, von welchen sich sagen läßt, daß sie, erhaben über den Geist ihrer Zeit, mit ihren Ideen in die Zukunft hinein reichten. Der eine war Paskal in seinen lettres provinciales; der andere Fenelon in seinem Telemach. In Beider Werken weht ein Geist der Sittlichkeit und Wahrheit, der über alles Kirchenthümliche hinaus ist: ein Geist, dem man nur Gerechtigkeit wiederfahren läßt, wenn man ihn unabhängig nennt und von ihm aussagt, daß er bei aller Züchtigkeit, die ihm eigen war, den Kreis richtiger Ahnungen erweitert habe. Diesen beiden

vorzüglichen Schriftstellern würde man Voltaire zugesellen müssen, wenn sein Leben und Wirken nicht in eine Zeit gefallen wäre, die ihren Charakter in der Entwickelung dessen hatte, was durch Ludwigs des Vierzehnten Despotismus vorbereitet war.

Die ausschließende Ursache aber, weshalb die Franzosen in ächter Wissenschaft unter diesem Monarchen keine Fortschritte machten, war keine andere, als daß die vorzüglichsten Geister sich in theologischen Streitigkeiten erschöpften, ohne weder für das Für noch für das Wider einen festen Boden gewinnen zu können. Viel ist hinterher über den Kampf der Jansenisten mit den Molinisten und den Jesuiten gespottet worden: und in Wahrheit, so wie dieser Kampf geführt wurde, verdiente er verspottet zu werden, vorzüglich wegen des Antheils, welchen Ludwig der Vierzehnte und verschiedene Päbste an demselben nahmen. Doch so wie allen kirchlichen Dogmen, wie widersprechend in sich selbst sie auch scheinen mögen, irgend eine richtige, wenn gleich nicht gehörig entwickelte Idee zum Grunde liegt: so war dies auch bei der Lehre von der göttlichen Gnade und Prädestination der Fall, welche der h. Augustin zuerst in Gang gebracht hatte. Entkleidet von der Sprache der Theologie, drückte diese Lehre nichts weiter aus, als — die Entwickelungsfähigkeit des menschlichen Geschlechts zu einem immer höheren Grade von Vollkommenheit; und mit dieser Ansicht von der Sache waren die Jansenisten höchst achtungswerthe Männer, welche nicht zugeben wollten, daß unsere Gattung keine andere Bestimmung habe, als dem System der katholischen Kirche für eine ganze Ewigkeit zu unterliegen. Diese Jansenisten waren also Prote-

stanten im edelsten Sinne des Worts. Doch indem sie für die große Idee, von welcher sie beherrscht wurden, keinen anderen Ausdruck fanden, als den des h. Augustin, konnte es nicht fehlen, daß ihre Beweisart nicht nur nicht befriedigte, sondern sogar ein Gegenstand des Aergernisses wurde. Die Jesuiten durchschauten allzu gut, was dieser Lehre von der göttlichen Gnade und Prädestination zum Grunde lag, als daß sie dieselbe nicht als eine höchst gefährliche Lehre hätten bekämpfen sollen, als eine Lehre, welche das ganze katholische Kirchenthum in allen seinen Grundlagen bestreiten und damit endigen werde, das ganze Gebäude kirchlicher Gewalt über den Haufen zu werfen. Als Scharfschützen der päbstlichen Miliz boten sie also alles auf, um über ihre Gegner den Sieg davon zu tragen; da aber, so oft es sich von übernatürlichen Dingen handelt, Ein Argument gerade so viel werth ist, als das andere: so nahmen sie, um Meister in diesem Kampfe zu bleiben, ihre Zuflucht zu der Autorität des Pabstes, welche freilich sehr wenig Eingang bei Männern fand, die sich auf größere Autorität zu stützen verstanden und die Gelehrsamkeit als eine unüberwindliche Schanze benutzten. Es ist überhaupt eine merkwürdige Erscheinung, zu sehen, wie, so oft in dem allgemeinen Geiste der menschlichen Gesellschaft eine wesentliche Veränderung vorgeht, selbst die Theologie mit neuen Ahnungen belebt wird; und von dieser Seite aufgefaßt, dürfte der Streit der Jansenisten mit den Jesuiten sehr viel von dem Lächerlichen verlieren, das man ihm in achtzehnten Jahrhundert angehängt hat. Er war, um alles mit Einem Worte zu sagen, die entfernte Einleitung zu

derjenigen Philosophie, durch welche das menschliche Geschlecht seinen vollen Adel erhält.

Bei dem dogmatisirenden Geiste, der in Frankreich unter Ludwig dem Vierzehnten vorherrschte, war es wohl kein Wunder, daß die, im Jahre 1666 auf Colberts Vorschlag gestiftete Akademie der Wissenschaften höchst vereinzelt war und eben deswegen sehr unwirksam blieb. Nicht mit Unrecht behauptet Voltaire, daß dies Institut seine Entstehung der Eifersucht verdankte, welche die in London zu Stande gebrachte königliche Societät in Frankreich hervorrief. Es aus Franzosen zusammenzusetzen, war unmöglich. Colbert bevölkerte es also gerade auf dieselbe Weise, wie er seine Werkstätten bevölkert hatte, d. h. er zog durch starke Gehalte Fremdlinge ins Land, um Träger für die ächte Wissenschaft zu erhalten. Solche waren Dominiko Cassini, ein Italiäner, Huyghens, ein Holländer, Römer, ein Däne. Alle diese Männer hatten bereits ihre Proben gemacht und verdankten ihre Berufung nur dem Rufe, der sich von ihnen verbreitet hatte: Huyghens als Erfinder der vervollkommneten Pendel-Uhren, Cassini als Entdecker der Trabanten des Saturn, Römer als Bestimmer der Schnelligkeit der Sonnenstrahlen. Welchen Antheil Ludwig der Vierzehnte in der früheren Periode seiner Regierung auch an dieser Stiftung haben mochte: immer erstaunt man über die Mäßigkeit der Summe, welcher dieser glänzende Theil seines Rufs ihm kostete. In dem Jahre, wo seine Freigebigkeit am größten war, belief sich die Ausgabe für sämmtliche Akademien *) nur auf 100,866 Liv.;

*) Die von Richelieu gestiftete Akademie, die Akademie der Wissenschaften und die Akademie der Inschriften.

namentlich auf 53,000 in Gehalten für Eingeborne, auf 16,300 für Ausländer; der Rest wurde zu Gnadenbeweisen verwendet. „Ein einziger Hoffmann — fügt Lemontey hinzu — (das Prädicat unnütz würde überflüssig seyn) der Herzog von L... kostete dem Könige mehr, als die schönen und strengen Wissenschaften und die Akademien, seine ganze Regierung hindurch." Die strengen Wissenschaften besonders, welche wenig Geräusch machten, flößten nach Colberts Tode gar keine Theilnahme ein. Als das Edict von Nantes zurückgenommen wurde, rissen sich Huyghens und Römer von Frankreich los. Zwar wollte man sie beibehalten: allein sie verschmähten eine Duldung, die für sie allein Gesetz seyn sollte; sie wollten das unveräußerliche Recht, zu denken, nicht als eine besondere Gnade zurückempfangen. Seit dieser Zeit verlor die Akademie der Wissenschaften alles Ansehen, und acht Jahre später zog man die sehr geringe Ausgabe, die sie verursacht hatte, gänzlich ein, so wie auch die Ausgabe für eine kleinere Akademie, welche Herr Bignon zur Vervollkommnung der Künste und Handwerker gestiftet hatte. Um diese Zeit war die Geldnoth in Frankreich noch nicht so groß, daß sie allein dergleichen Schritte hätte herbeiführen können; allein, wo ein gegebenes Kirchenthum, das die Gewalt von seinem Wesen nicht ausschließet, aufrecht erhalten werden soll, da müssen Astronomie, Chemie und alle Naturwissenschaften sich in den Bahnen fortbewegen, welche ihnen als Astrologie, Alchemie u. s. w. eigen gewesen sind. Und dies ist der wahre Grund, weshalb man annehmen kann, daß dieselben Jesuiten, welche die Vertreibung der Protestanten aus Frankreich bewirkten, auch durch den Einfluß, den sie

auf Ludwigs des Vierzehnten Geist ausübten, das Schicksal der ächten Wissenschaften entschieden haben. Freilich setzt dieser Einfluß voraus, daß in Ludwigs Geist auch nicht das Mindeste war, das thätigen Widerstand leistete, sobald es darauf ankam, das dem Geiste des Jahrhunderts Entsprechende zu vertheidigen.

Man kann demnach wohl die Frage aufwerfen, „mit welchem Rechte, d. h. aus welchem von der Vernunft gebilligten Grunde, der Zeitraum, in welchen Ludwigs des Vierzehnten Leben und Wirken fällt, nach diesem Monarchen benannt werde?"

Um die Benennung selbst zu rechtfertigen, müßte eine dreifache Bedingung erfüllt werden können. Einmal müßte es erlaubt seyn, die Zeit, welche sich auf die Entwickelung des ganzen menschlichen Geschlechts bezieht, auf ein gegebenes Volk, d. h. auf einen Bruchtheil des menschlichen Geschlechts zu beziehen. Zweitens müßte sich können erweisen lassen, daß dieses Volk während eines gegebenen Zeitraums der Repräsentant des menschlichen Geschlechts gewesen sei, d. h. alle übrigen Völker an Einsicht und Erleuchtung übertroffen habe. Drittens dürfte es keinem Zweifel unterworfen bleiben, daß Der, nach welchem das Zeitalter benannt wird, wirklich dux und fax desselben gewesen sei.

Wie verhält es sich nun mit diesen Bedingungen?

Unstreitig so, daß keine derselben, wenn es Wahrheit gilt, erfüllt werden kann, in Beziehung auf den in Rede stehenden Gegenstand. Denn was die erste betrifft, so fällt sie schon deshalb weg, weil sich das menschliche Geschlecht immer im Großen fortbildet. Hinsichtlich der zweiten muß

nothwendig bemerkt werden, daß ein Volk, welches nicht im Stande ist, die Träger ächter Wissenschaft in sich selbst zu erzeugen und diese aus dem Auslande bezieht, nicht für den Repräsentanten des menschlichen Geschlechts in der wahren Einsicht gelten kann. In Betreff der dritten endlich dürfte es nicht schwer fallen, zu beweisen, daß Ludwig der Vierzehnte so wenig der Urheber des Geistes seines Volks gewesen sei, daß man ihn kaum das Produkt desselben nennen kann; denn wäre er Urheber gewesen, so würde er so viel anziehende Kraft ausgeübt haben, daß Fenelon und andere tugendhafte Männer nicht von ihm abgefallen wären.

Was läßt sich also von der Benennung „Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten" sagen? Nichts weiter, als daß sie in jeder Beziehung falsch ist. Bekanntlich verdankt sie ihre Entstehung einem so geistreichen Schriftsteller, wie Voltaire, welcher überhaupt das Meiste dazu beigetragen hat, daß Ludwigs des Vierzehnten Lorbeer wieder ausgeschlagen ist; allein Voltaire übersah in jener Zeit, wo er sein „Jahrhundert Ludwigs des Vierzehnten" schrieb, noch zu wenig von den Thatsachen, welche zu einem entscheidenden Urtheil über diesen Zeitraum berechtigen, und war, obgleich ein für seine Zeiten sehr aufgeklärter Mann, allzu sehr in der Schöngeisterei befangen, als daß ihm das Recht der Bezeichnung des fraglichen Zeitraums zugestanden werden könnte. Wer nicht von ihm bestochen seyn will, muß seinen Gesichtspunkt höher stellen; und so wie wir gegenwärtig das Urtheil jener Zellenbewohner verachten, die mit allen Gräueln und Schandthaten roher Fürsten versöhnt waren, wenn diese nur gegen das Ende ih-

res frevelhaften Lebens Kirchen und Klöster erbaut hatten: eben so sind wir billig auf unserer Huth gegen das Urtheil schmeichelnder Akademisten, die, von literarischen Glanz geblendet, kein Verdienst höher achten, als das der Stiftung gelehrter Vereine.

Ganz abgesehen von Ludwigs persönlichen Eigenschaften, konnte Frankreich in derjenigen Periode, welche man nach diesem König benennt, auf keine Weise für den Lichtpunkt der europäischen Welt gelten. Was fehlte ihm, um auf gleicher Linie mit Portugal und Spanien zu stehen, welche im sechzehnten Jahrhundert dieselbe Glanzbahn durchlaufen hatten? Nichts weiter, als die Inquisition. Dieser Mangel — man muß ihn einen glücklichen nennen — schloß in sich, daß eine solche Ketzerei, wie der Jansenismus war, in Frankreich sich entwickeln konnte; allein diese blieb, bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, bei weitem das Höchste, was es in Beziehung auf allgemeinen Geist aufweisen konnte.

Wie ganz anders standen dagegen die Dinge in denjenigen Staaten, welche man protestantische nennt, weil sie die Fesseln abgestreift hatten, welche auf die südwestlichen Bewohner Europa's drückten!

Voltaire selbst gesteht, daß dasselbe Zeitalter, das er nach Ludwig dem Vierzehnten benannt hat, auch das Zeitalter der Engländer (le siécle des Anglois) benannt werden könne *). Allein es dürfte sich bei einer genaueren Zergliederung finden, daß diese Bezeichnung nicht minder fehlerhaft ist. Die Fortschritte, welche in der letzten Hälfte

*) S. Siècle de Louis XIV. pag. 245. (Gothaer Ausgabe.)

des siebzehnten und in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in richtiger Erkenntniß und ächter Wissenschaft gemacht wurden, gehören der gesammten europäischen Gesellschaft an; und in sofern von dem Princip derselben die Rede ist, läßt sich kein anderes angeben — als der Geist des Protestantismus, der in diesen Zeiten wirksam war.

Um hierüber einen vollständigen Beweis zu führen, müßte man, vor allen Dingen, auf die Thatsache zurückgehen, daß in den streng katholischen Staaten (Portugal, Spanien und dem Kirchenstaat) keine einzige Entdeckung oder Erfindung gemacht worden ist, wodurch das Gebiet des menschlichen Wissens eine Erweiterung erfahren hat. Man müßte demnächst geltend machen, daß, wenn eine gegebene Masse von Vorstellungen den Charakter der religiösen — ob mit Recht oder mit Unrecht, gilt hier gleich viel — gewonnen hat, es ausschließende Wahrheiten giebt, welche alles, was sich neben ihnen als Wahrheit ausbringen will, sobald es mit ihnen nicht in Uebereinstimmung gebracht werden kann, als schlechterdings irreligiös und sündlich verwerfen. Dies zusammen würde, an und für sich, hinreichen, obige Thatsache auf das Vollständigste zu erklären. Man könnte damit aber in Verbindung bringen, was, so lange es Wissenschaften giebt, anhaltend den Charakter aller theologischen und metaphysischen Wissenschaften gebildet hat. Dies ist nämlich niemals etwas Anderes gewesen, als das Uebergewicht der Einbildungskraft über die Beobachtung. Wenn diese die Wahrheit entdecken will, so will jene sie erfinden; und weil die Wahrheit sich nur entdecken, nicht erfinden läßt, und die erfundene Wahrheit ewig streitig bleibt: so

sieht man leicht, weshalb die letztere, um für Wahrheit zu gelten, sich mit Autorität bewaffnen muß — sogar mit einer Autorität, welche hinreicht, die entdeckte Wahrheit entweder abzuwenden oder zu unterdrücken. Unduldsamkeit ist die nothwendige Begleiterin jedes, auf Erfindung und Autorität beruhenden Systems. Hätte es also im sechzehnten Jahrhundert nicht eine Revolution gegeben, welche den, mit dem alten theologischen Systeme unauflöslich verbundenen Mißbräuchen ein Ziel gesetzt hätte: so würde es im siebzehnten Jahrhundert ganz unmöglich gewesen seyn, die Fortschritte in den Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften zu machen, welche wirklich gemacht wurden. Alle diese Fortschritte beruheten wesentlich auf dem Grundsatz der Reformatoren, daß der Erforschung des Wahren keine Gränze gesetzt werden dürfte. Sie selbst bedurften eines solchen Grundsatzes, um irgend eine Berechtigung für ihr Verfahren zu erhalten; indem sie denselben aber auf die ganze europäische Gesellschaft übertrugen, legten sie den bleibenden Grund zu allen den Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaften, welche sich in den drei letzten Jahrhunderten ausgebildet und die Gesellschaft auf den Punkt der Entwickelung geführt haben, worauf sie sich gegenwärtig befindet. Nur in Folge des Protestantismus und der daraus hervorgegangenen kirchlichen Schöpfung konnte Bacon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den Grundsatz aufstellen: „daß der Mensch, als Diener und Ausleger der Natur, nur so viel versteht und wirkt, als er, entweder durch angestellte Versuche, oder durch Beobachtung, von der Ordnung der Natur bemerkt hat, und daß er, hierüber hinaus, gar nichts

weiß und vermag.“ Dies ist die Grundlage, auf welcher man seitdem fortgebaut hat; und sofern auf derselben, bis zu unseren Zeiten herauf, etwas Achtungswerthes und den menschlichen Geist Ehrendes entstanden ist, das sich mit jedem Jahre herrlicher entwickelt: so darf man ungescheut sagen, „es sei von den protestantischen Staaten ausgegangen, und die nicht-protestantischen haben davon nur in sofern Nutzen gezogen, als sie, vermöge eines höheren oder niedrigern Grades von Duldsamkeit, sich mit einem Princip vertragen, welches ihnen, streng genommen, fremd ist.“ Das, wogegen man sich im gegenwärtigen Augenblick am wenigsten verblenden sollte, ist, daß alle Wissenschaft seit zwei Jahrhunderten auf einer Grundlage ruht, welche frühere Zeiten gar nicht kannten. Diese Grundlage ist Beobachtung und Erfahrung. Was auf bloßer Einbildung und Geisteswillkühr beruht, ist nur noch ein Gegenstand der Curiosität, und hat alle Macht über die Gesellschaft längst verloren. Diese bewegt sich nur in der neuen, von dem Geiste der Untersuchung und Erforschung vorgeschriebenen Bahn; und alle ihre Fortschritte beruhen so sehr auf neuen Entdeckungen, daß jeder Versuch, sie in die Vergangenheit zurückzuführen, oder sie dem Geiste derselben zu nähern, nur verderblich genannt werden kann.

So viel zur Zurechtstellung des Begriffs von einem Zeitalter, das bald nach Ludwig dem Vierzehnten, bald nach den Engländern benannt wird.

Um zu zeigen, wie wenig Antheil jener an den großen Wahrheiten hatte, welche, während seines Lebens und Wirkens, gleich neuen Gottheiten in die europäische Welt eintraten, wird es hinreichen, einige derselben, am Schlusse

dieser Untersuchung, als eigenthümliche Erzeugnisse dieser Periode aufzuführen. Wir können hierbei um so unbefangener zu Werke gehen, da Voltaire selbst eingesteht, „die gesunde Philosophie habe in Frankreich nicht so große Fortschritte gemacht, wie in England und in Florenz, und obgleich die (französische) Akademie der Wissenschaften dem menschlichen Geiste einige Dienste geleistet habe, so seyen doch alle große Wahrheiten (Entdeckungen und Erfindungen) im Auslande gemacht worden.“ Wir werden sogleich sehen, wie wahr dies ist.

Getroffen von den großen Erscheinungen des Weltalls, arbeitete das Zeitalter vor allen Dingen dahin, sie einem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen, damit ihr Wesen für eine Ewigkeit bestimmt würde. Rechnet man vom Jahre 1551, wo Copernikus sein System zuerst bekannt machte, bis zum Jahre 1687, wo Newtons Principia mathematica philosophiae naturalis erschienen: so hatte der europäische Geist nicht weniger als hundert und sechs und dreißig Jahre gebraucht, um diese Geburt zu vollenden: ein schlagender Beweis, daß, wenn es die Entdeckung neuer Wahrheiten gilt, alle Sprünge, wie von selbst, wegfallen, und daß das, was man im gemeinen Leben Genie nennt, damit nichts zu schaffen hat. Was ein polnischer Kanonikus (Copernikus) behauptet, ein italiänischer Professor der Physik (Galilei) vertheidigt, ein deutscher Astrolog Rudolphs des Ersten (Kepler) dem Beweise näher geführt, ein holländischer Physiker (Huyghens) beinahe zur Gewißheit erhoben hatte, das wurde von dem Engländer Newton so sehr außer allen Zweifel gesetzt, daß, trotz der Evidenz der Sinne, alle

wissenschaftlichen Köpfe seinem Beweise beifielen. Die Vorspiegelungen der Einbildungskraft weislich zurückweisend, studirte dieser Wahrheitsforscher die Natur an ihr selbst; und durch unermüdliches Nachdenken gelang es ihm, ihr Geheimniß zu errathen. Eine tiefsinnige Geometrie und die von Huyghens entdeckte Theorie der Central-Kräfte, ließen ihn das Gesetz der Kraft finden, die den Mond in seiner Bahn um die Erde erhält, d. h. ihn unaufhörlich gegen diese gravitiren läßt; und indem er dieses Gesetz auf alle Körper unseres Planeten-Systems ausdehnte, ward er der Schöpfer einer neuen Wissenschaft, welche durch die Größe ihres Gegenstandes und durch die Feinheit ihrer Beobachtungen gleich ehrwürdig ist. Seit dem Jahre 1673, d. h. funfzehn Jahre vor Erscheinung der mathematischen Principien der Naturphilosophie, hatte Huyghens die Eigenschaften der Centrifugal- und Centripetal-Kraft im Kreise in dreizehn Sätzen angegeben. Hätte er diese Theorie auf die Bewegung der Erde um ihre Axe, und auf die Bewegung des Mondes um die Erde angewendet: so würde er das Gesetz der Gravitation des Mondes gegen die Erde entdeckt haben; nur weil er dies unterließ, konnte der Ruhm einer so einfachen und zugleich so großen Entdeckung dem brittischen Physiker zu Theil werden, der, nachdem er jenes Gesetz erkannt hatte, unterstützt von den kepleriſchen Gesetzen, keine Schwierigkeiten fand, die Hinstrebung der Hauptplaneten gegen die Sonne, und der Trabanten gegen ihre Hauptplaneten, mit gleicher Genauigkeit zu bestimmen. Ein ungeheurer Schritt war hierdurch geschehen. Seine Wichtigkeit aber beruhete darauf, daß eine große Entdeckung nothwendig die frucht-

bare Mutter vieler anderen Entdeckungen ist. Weil Newton das Gesetz der Gravitation aufgefunden hatte, so konnte er auch bestimmen, aus welcher Ursache Ebbe und Fluth hervorgehen, weshalb die Erde an den Polen abgeplattet seyn müsse u. s. w. Vielleicht darf man annehmen, daß das, was dieser große Mann für die Optik leistete, aus derselben umfassenden Anschauung floß, die er sich von den Erscheinungen der Natur in ihrer höchsten Allgemeinheit erworben hatte.

Wenn Newton's Gravitations-Gesetz so allgemein angenommen wurde: so lag der Grund davon nicht darin, daß es an Köpfen fehlte, die es hätten bestreiten mögen, wohl aber darin, daß man gegen die Art und Weise, wie er seinen Beweis geführt hatte, nicht aufkommen konnte; zum Theil auch darin, daß alles, was bisher dunkel und unverständlich geblieben war, durch eine einzige Entdeckung erklärbar wurde. Zwar umfaßte jenes Gesetz nur dasjenige System, in welches der von Menschen bewohnte Planet verflochten ist: allein, indem das Weltall dem menschlichen Verstande mehr als jemals aufgeschlossen wurde, konnten die Wissenschaften nicht bleiben, was sie bis dahin gewesen waren. Am wenigsten konnte es die Theologie. An die Stelle des Zellen-Gottes, dessen Daseyn aus Buchstaben und Wörtern bewiesen werden sollte, war wiederum die Weltseele getreten, die in ihren ewigen Gesetzen nur unbedingte Verehrung finden kann. Wie hätte nun zu dieser Weltseele wohl ein Mensch gepaßt, der sich ihren Stellvertreter auf Erden nannte? wie zu den ewigen Gesetzen ein Kirchenthum, worin alles auf blinden Glauben, auf Unwissenheit, auf Menschen-Apotheose berechnet

war? Man muß es bekennen: die Verklärung, welche der Protestantismus in der Astronomie durch Newton gewann, war entscheidend. Von jetzt an war die Freiheit des menschlichen Geistes festgestellt; von jetzt an war dasjenige aufgefunden, was, indem es die Duldung begründet, die Wahrheit ihrer eigenen Macht überläßt und von religiösen Meinungen jegliche Gewalt scheidet, welche an Anderen ausgeübt werden soll. Es ist daher Thatsache, daß die Philosophen, wie sehr sie auch verkannt werden mögen, die größten Verdienste um die Gesellschaft haben. Durch sie sind alle jene Streitigkeiten für immer beigelegt worden, welche in früheren Zeiten zu Exkommunikationen, Interdicten und Spaltungen führten. Ihnen, und nur ihnen, verdanken die Könige den unendlich höheren Grad von Ansehn, den sie in der Gesellschaft ausüben; denn, was waren sie, so lange ehrgeizige Päbste das Recht hatten, über Thronfolge und über alles zu verfügen, was den Frieden und das Wohlseyn der Gesellschaft bewahrt? Das Höchste, wozu sich Plato zum Wohl des menschlichen Geschlechts erheben konnte, war die Idee eines philosophischen Königs auf dem Throne. Dank sei es den Fortschritten, welche die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften seit anderthalb Jahrhunderten gemacht haben: diese Erscheinung ist im neunzehnten Jahrhundert in der europäischen Welt so häufig geworden, daß man sagen könnte: „wohl den Königen, welche philosophische Unterthanen haben!" Denn diese sind zugleich die aufgeklärtesten, die arbeitsamsten und die friedlichsten.

Nicht die Theologie allein wurde im achtzehnten Jahrhundert durch die Beobachtungs- und Erfahrungswissenschaf-

ten modificirt; die Metaphysik hatte dasselbe Schicksal. Es ist überhaupt ein merkwürdiges Schauspiel, zu sehen, wie der allgemeine Geist eines gegebenen Zeitraums, in Kraft des natürlichen Entwickelungs-Gesetzes, das den Menschen von dem Thiere unterscheidet, die Richtungen der einzelnen Köpfe verändert. Die Metaphysik des Aristoteles hatte der alten Theologie zur Stütze dienen und die Lücken derselben ausfüllen können. Nicht so in Beziehung auf die neue Theologie, welche wesentlich die Ausgeburt der Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften war. Für dieselbe bedurfte es, wir wollen nicht sagen einer neuen Metaphysik, doch einer solchen Philosophie, worin sie ausruhen konnte. Diese zu schaffen, ließ Locke, der Zeitgenosse Newtons, sich angelegen seyn. Er ward also der erste Urheber jener kritischen Philosophie, welche am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts durch einen neuen Aufflug in ein vorübergegangenes Erstaunen setzte. Wenn sie nicht leistete, was ihre Bestimmung mit sich brachte: so konnte dies nur darin liegen, daß die Beobachtungs- und Erfahrungs-Wissenschaften, aus welchen auch sie wesentlich vorgehen mußte, noch nicht den nöthigen Umfang erhalten hatten.

Die Physiologie des Menschen und die des menschlichen Geschlechts kann nicht durch Untersuchungen über den menschlichen Verstand, wie Locke sie anstellte, vollendet werden. Dergleichen Untersuchungen können auf dem Wege der Kritik zwar zu allerlei Wahrheiten, oder, wenn dies zu viel gesagt seyn sollte, zu mancherlei haltbaren Behauptungen führen: da aber der menschliche Verstand nichts Absolutes in sich schließt, wodurch er über sich selbst zum

Richter werden könnte, so bleibt, für die Herbeiführung einer constanten Philosophie nichts anderes übrig, als in dem Menschen das Produkt der Natur von dem Produkt der Gesellschaft und ihrer Entwickelung in der Zeit, genau zu unterscheiden, und in dem Höchsten, das die sittliche Welt darbietet, immer nur den höheren Civilisations-Grad zu sehen. Zu einer solchen Auffassung des Problems, welche immer nur zu einem Gravitations-Gesetz für die sittliche Welt führen konnte, fehlte es aber am Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts noch an aller Vorbereitung; die allgemeinste Thatsache — das Entwickelungsprincip der menschlichen Organisation — war noch nicht aufgefunden; und selbst wenn dies der Fall gewesen wäre, so würde es, vermöge einer höchst unvollständigen Kenntniß der Geschichte des menschlichen Geschlechts in dieser Periode, noch an allen den speciellen Thatsachen gefehlt haben, wodnrch der Beweis von einer Entwickelung des menschlichen Geschlechts ins Unendliche allein mit Erfolg geführt werden kann. Hierin lag es zugleich, daß Locke's scharfsinniges Werk über den menschlichen Verstand zwar die kühneren Geister unter seinen Zeitgenossen befriedigen, aber gleich im nächsten Zeitalter in Vergessenheit gerathen konnte *): es hatte Wahnbegriffe aller Art berichtigt, aber es hatte nichts Positives gegeben, das für die Zukunft aushielt.

---

*) Doch gehörte Leibnitz nicht zu diesen Geistern, wie seine Nouveaux essais sur l'entendement humain beweisen, in welchen eine Widerlegung des Lockischen Werks beabsichtigt wird. Leibnitz war ein Idealist, für den das nihil esse in sensu, quod non prius fuerit in intellectu unumstößlicher Grundsatz war. Selbst seine Monaden-Lehre hatte keine andere Tendenz, als — Befesti-

Noch immer, mehr oder weniger, in Theologie und Metaphysik befangen, beschäftigten sich die Geister vorzüglich mit der Ausbildung der reinen Mathematik in der Voraussetzung, daß sie noch etwas mehr, als eine instrumentale oder blos methodische Wissenschaft sei, und folglich etwas Reelles lehren könne. Newton und Leibnitz erfanden zu gleicher Zeit die Analysis des Unendlichen. Außer ihnen gab es, wenn man die pyrenäische Halbinsel abrechnet, in allen Staaten Europa's ausgezeichnete Mathematiker. Solche waren Hevel in Danzig, Merkator in Holstein, Bernoulli in der Schweiz. Da der Unterschied zwischen organischen und unorganischen Körpern noch nicht so bestimmt aufgefaßt war, wie in neuerer Zeit: so wähnte man, im Vertrauen auf die großen Deductions-Mittel, welche die Mathematik in sich schließt, dieselbe auf alle Körper ohne Ausnahme anwenden zu können: ein Irrthum, der sehr spät berichtigt ist. Der ausgezeichneteste Mann dieser Zeit war und blieb Newton. Es hat übrigens vielleicht nie einen Sterblichen gegeben, der, durch die besonderen Eigenschaften seines Geistes und seines Gemüths, mehr zur Erforschung der Wahrheit geeignet gewesen wäre. Wie viel Achtung man auch für Leibnitz haben möge, so ist doch der Deutsche nicht mit dem Britten zu vergleichen. Zerstreut durch die Lebendigkeit seines Geistes, durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Beschäftigungen, durch seine

---

gung des Idealismus. Man ist in Verlauf der Zeit von dieser glänzendsten Hypothese zurückgekommen, indem man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß die sittliche Welt, wie die physische, an Gesetze gebunden ist, die sich zwar entdecken, aber durchaus nicht erfinden lassen.

häufigen Reisen von einem deutschen Staat in den andern, durch seinen literarischen Briefwechsel mit den vorzüglichsten Gelehrten in allen Ländern der europäischen Welt, konnte Leibnitz, vermöge seines erfinderischen Kopfes, zwar überall anregen und Keime zu neuen Theorien ausstreuen; allein dies alles verhinderte ihn zugleich, ein solches Werk zu hinterlassen, wie die mathematischen Prinzipien der Natur-Philosophie Newtons sind; ja man kann geradezu sagen, daß, weil die Erfindung in ihm vorherrschte, die Entdeckung nicht seine Sache war, und daß Newton aus keinem anderen Grunde den Sieg über ihn davon getragen hat, als weil er, obgleich mit einer starken Einbildungskraft ausgestattet, mit religiöser Entsagung sich auf die Beobachtung beschränkte.

Nicht die großen Erscheinungen des Weltalls allein beschäftigen am Schlusse des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Physiker; auch die kleineren nahmen ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Chemie, obgleich von jeder wissenschaftlichen Form in diesen Zeiten noch weit entfernt, machte tägliche Fortschritte, seitdem sie den Stein der Weisen aufgegeben und sich auf die Beobachtung der Wirkungen beschränkt hatte, welche die wechselseitigen Thätigkeiten der Erdsubstanzen in sich schließen. Die Lehre von den sogenannten fünf Elementen fand ihren Untergang in den Versuchen, die man mit Luft, Wasser, Feuer u. s. w. anstellte. Man unterschied bereits Gasarten, ohne zu ahnen, wie weit man damit kommen würde; und auf gleiche Weise beschäftigte man sich mit Untersuchungen über die Natur des Feuers, des Wassers, der Electricität und des

Magnetismus. Im Großen genommen, befolgte man überall die Regel Bacon's, „daß man, um sich zum Gebieter über die Natur zu machen, damit anfangen müsse, sich ihr unterzuordnen"; und gerade weil man diese Regel so gewissenhaft befolgte, gelangte man zu Ergebnissen, welche dem Alterthum unbekannt bleiben mußten, bloß weil es, diese Regel nicht ahnend, die Erscheinungen lieber willkührlich deuten, als beobachten wollte. Wie dies rastlose Streben nach neuen Entdeckungen auf die Gesellschaft zurückwirkte, zu welchen Erfindungen es führte, und was durch diese für die Verbesserung aller gesellschaftlichen Verhältnisse geleistet wurde: dies kann nur der Gegenstand einer besonderen Erörterung seyn. Die Vermehrung der Akademien der Wissenschaften selbst ist ein Beweis von dem veränderten Anschauungen, in welchen man lebte. Von Leibnitz in Vorschlag gebracht, erhielt die Berlinische im Jahre 1710 ihre gesetzmäßige Verfassung; und drei Jahr später wurde durch die Bemühungen des Grafen von Marsigli, dem die Naturgeschichte so große Verpflichtungen hat, das Institut zu Bologna gestiftet.

Wir eilen jetzt zum Schluß dieser Untersuchung.

Während die Gestalt der Wissenschaft bis zum Tode Ludwigs des Vierzehnten so wesentlich verändert wurde, waren die Streitigkeiten der Jansenisten mit den Jesuiten beinahe das einzige Zeichen des wissenschaftlichen Lebens in Frankreich; und wem wäre es wohl unbekannt, daß der große Ludwig die Kerker seines Königreichs mit Jansenisten füllen ließ, um den Jesuiten einen eben so vorübergehenden als abscheulichen Triumph noch kurz vor seinem Ende zu verschaffen? Verbindet man hiermit die That-

sache, daß, erst etwa zwanzig Jahre nach dem Tode dieses gefeierten Monarchen, Voltaire sich um seine Landsleute das Verdienst erwarb, sie mit den Resultaten der newtonischen Philosophie bekannt zu machen: so fragt man mit dem besten Rechte: wie überall von einem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten die Rede seyn könne? Jene Redner und Dichter, welche man nennt, bezeichnen das Zeitalter auf keine Weise; denn sie sind weit zurück hinter dem allgemeinen Geist ihres Jahrhunderts, so wie dieser sich in der Bearbeitung der Wissenschaften offenbarte. Was aber könnte man in Beziehung auf Frankreich sonst noch anführen, worauf sich Cicero's Opinionum commenta delet dies nicht anwenden ließe? Der Zusatz, den dieser berühmte Schriftsteller macht, daß derselbe Tag naturae judicia confirmat, findet nur seine Anwendung auf England und die übrigen protestantischen Staaten Europa's. Bloße Beredsamkeit und Poesie können nie Epoche machen, weil sie immer nur die Oberfläche der Gesellschaft streifen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber zwei merkwürdige Erscheinungen des abgewichenen Jahres.

Wir haben in den fünf letzten Heften dieser Monatsschrift aufmerksam gemacht auf die wesentlichen Veränderungen, welche seit dem letzten Pariser Frieden in und mit der europäischen Welt vorgegangen sind; und wir haben in einem von den Aufsätzen, welche diesem Gegenstande gewidmet wurden, geradezu die Ueberzeugung ausgesprochen, daß zur Befestigung des großen politischen Systems, wodurch der allgemeine Friede seit mehr als zehn Jahren bewahrt worden ist, nichts weiter erforderlich sei, als die von Großbritannien aus proklamirte Freiheit des Handels.

Was nun diesen letzten Punkt betrifft, so streitet für die Richtigkeit unserer Behauptung nichts so sehr, als der Besuch, den der Großbritannische Minister, Herr Huskisson, vor kurzem in Paris gemacht hat, um — denn daraus wird kein Geheimniß gemacht — die französische Regierung, in Beziehung auf den freien Handel, zu denselben Maßregeln einzuladen, welche Großbritannien bereits angenommen hat.

Ein Großbritannischer Finanz-Minister in Paris, um sich mit dem Französischen Finanz-Minister über die Nothwendigkeit der Freiheit des Handels in der gegenwärtigen Zeit zu vereinigen — welch' eine Erscheinung! Wer hätte wohl vor zehn Jahren an ihre Möglichkeit geglaubt? Wer

hätte, um dies noch bestimmter auszudrücken, wohl vorausgesetzt, daß der Eigennutz der Engländer sich zu einem solchen Schritt bequemen würde? In Wahrheit, man wird irre an allen Vorurtheilen, in welchen man aufgewachsen ist; man hat den Faden verloren, an welchem man sich bisher in dem Labyrinth der europäischen Politik zurecht gefunden hat; und man erstaunt über den Liberalismus des Herrn Huskisson wenigstens eben so sehr, wie die alte Welt erstaunte, als Gelon, der Syrakusaner, in einer Periode des finstersten Aberglaubens, zum Vortheil der Menschlichkeit, in seinen Friedensunterhandlungen mit den Karthaginensern auf die Abschaffung der Menschenopfer drang.

Einen Vortheil gewährt die Wissenschaft, worin sie unersetzlich ist; nämlich den, daß es für ihren Inhaber weniger Geheimnisse giebt, als für andere Leute. Wer also in die Staatswirthschaftslehre, so wie diese von einem Adam Smith und einem Jean Baptiste Say entwickelt worden, auch nur einigermaßen eingeweiht ist, der braucht, um von dem Inhalte der Unterredung, welche Herr Huskisson mit dem Grafen von Villele gehabt hat, unterrichtet zu seyn, durchaus nicht die Belehrung eines Dritten: ihm genügt, daß er den Zweck derselben kennt; das Uebrige macht sich ganz von selbst, und welchen Werth er auch, in anderer Hinsicht, auf Männer, wie Herr Huskisson und der Graf von Villele sind, legen mag, so erscheinen sie ihm doch in diesem Falle als bloße Organe der Wissenschaft: ein Licht, worin alles Mystische verschwindet.

In der That, es läßt sich genau ausmitteln, was Herr Huskisson, dem in dieser Unterredung die erste Rolle

ge-

gebürt, zu dem französischen Finanzminister, wo nicht wirklich gesprochen hat, doch gesprochen haben kann; und es belohnt die Mühe, sich dies klar zu machen, um so mehr, weil der unbeschränkte Handel in der gegenwärtigen Zeit gerade dasjenige ist, worin der Friedenszustand der europäischen Welt bewahrt und das Fortschreiten der Entwikkelung in allen Abtheilungen dieses bedeutenden Erdtheils gesichert werden kann.

Indem wir uns diesem Geschäfte unterziehen, können wir, vernünftiger Weise, keine andere Absicht haben, als an gewisse, jetzt seit wenigstens vierzig Jahren ausgesprochene Lehren zurück zu erinnern; und in diesem Betracht wird der Leser uns hoffentlich von jeder Anmaßung frei sprechen.

Wir stellen uns also vor, daß Herr Huskisson, nach der ersten Begrüßung, etwa Folgendes gesagt habe:

„Ich komme mir vor, wie Einer, der gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, wo der Glaube an Zauberei und Hexerei zu weichen begann, auf die Abschaffung der Hexen-Processe antrug. Alle Vorurtheile haben ihre Zeit, über welche sie nicht hinaus können; und dem Vorurtheil, das man früher in Hinsicht gewisser magischer Künste unterhielt, ist wohl dasjenige zu vergleichen, das man, bis auf die gegenwärtige Zeit, von den angeblichen Vortheilen unterhalten hat, die ein von allen Seiten beschränkter und geknebelter Handel gewähren soll. Die Theoretiker haben uns Praktikern in dieser Beziehung ein Licht angezündet, dem wir uns nicht länger versagen können, ohne an unseren Gewissen zu Verräthern zu werden. Dieselbe Einsicht, welche wir Engländer unserem Adam Smith

verdanken, sind die Franzosen ihrem Say schuldig. Ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß die arbeitsamsten Völker die glücklichsten und die tugendhaftesten zugleich sind: so ist es von Seiten der Staatsmänner eine unverantwortliche Thorheit, dieser Arbeitsamkeit durch Handelsbeschränkungen aller Art unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen. Ein solches Verfahren ist um so weniger zu billigen, da man sich dadurch um die Früchte bringt, die man genießen möchte. Denn was wollen alle Finanz-Minister, so viele es ihrer auf Erden giebt? Reichliche Zuflüsse von Geld, um durch dieses suveräne Mittel die Ordnung der Gesellschaft zu erhalten und dieselbe gegen auswärtige Angriffe zu beschützen. Welches aber sind die Bedingungen reichlicher Geldzuflüsse? Vor allen Dingen, Arbeit; dann aber höchst mannichfaltige Arbeit, damit etwas vorhanden sei, dessen Ausgleichung sich benutzen läßt. Dazu gehört auch der Handel mit dem Auslande, der in sich nichts weiter ist, als erweiterter Thätigkeitskreis. Indem wir nun diesen Handel hemmen und beschränken, schaden wir uns nothwendig für unsere Zwecke, die, wie man sich darüber auch ausdrücken mag, auf nichts weiter gehen können, als auf die unschädlichste Benutzung des höchstmöglichen Produkts gesellschaftlicher Arbeit. Dem Unsinne der Handelsbeschränkungen also muß endlich eine Gränze gesetzt werden; und ich bin in keiner anderen Absicht nach Paris gekommen, als mich mit Ew. Excellenz darüber zu vereinbaren. Was mir Vertrauen zu Ihnen eingeflößt hat, ist — der Umstand, daß Sie den Muth gehabt haben, das stark verschuldete Frankreich in einem einzigen Jahre mit einer neuen Schuld von einem Milliard Franken zu

belasten. So etwas thut man nicht, ohne das Mittel zu kennen, wodurch neuen Unfällen vorgebeugt wird. Ich nehme daher von Ew. Excellenz an, daß Sie darüber nachgedacht haben, wie Sie die Franzosen in den Stand setzen wollen, jene 30 Millionen Renten, die sie, von jetzt an, mehr aufzubringen haben, ohne Murren, ohne starkes Mißvergnügen, zu bezahlen. So wie Frankreich jetzt noch dasteht, ist es nicht wohl denkbar, daß es von einem so schnellen und so starken Anwuchs seiner National-Schuld nicht leiden sollte; denk' ich mir aber alle Hindernisse der National-Thätigkeit in einem Volke von 30,000,000 Individuen hinweg, so erscheint mir jener Milliard, womit Sie die Franzosen zum Vortheil der Ausgewanderten beschwert haben, als eine wahre Kleinigkeit. Indem ich nun voraussetze, daß Ew. Expellenz von derselben Ansicht ausgegangen ist, sind wir, vom Hause aus, über den Grundsatz einverstanden, daß der freieste Handel die größte Wohlthat für eine Nation ist, welche die Bestimmung hat, starke Lasten ohne Murren zu ertragen. Hierdurch ist Alles, was zwischen uns beiden verabredet werden kann, im höchsten Grade vereinfacht und aufgeklärt. Nicht durch seine Beschränkungsgesetze, wohl aber trotz denselben, ist England in seinem Innern so weit vorgeschritten. Ich sage: trotz denselben, und drücke mich vielleicht doch noch fehlerhaft aus; denn in der Sache war nothwendig sehr viel Schein und wenig Wirklichkeit, so lange wir in dem ausschließenden Besitze des Welthandels waren. Aufrichtig zu reden: Pitts größtes Verdienst bestand darin, daß er den Thätigkeits-Kreis des englischen Volks in eben dem Maße erweiterte, worin er die National-Schuld vermehrte, und

hierauf beruhen zuletzt alle die Wunder unserer Finanz-Kunst, welche den übrigen Völkern Europa's ein Geheimniß geblieben ist. Es ist jetzt mit uns dahin gekommen, daß wir allen früheren Vorurtheilen, ohne irgend einen wesentlichen Nachtheil befürchten zu müssen, entsagen können; und da Frankreich seit der Entfernung Napoleon Bonaparte's aufgehört hat, unser Feind zu seyn, warum sollten wir nicht auf dem Fuße eines guten Nachbars mit ihm leben? Der Handel, als solcher, kennt keinen Eigennutz; er ist vielmehr — was Diejenigen, die nur als seine Werkzeuge betrachtet werden können, auch dagegen einwenden mögen — nur eins von den geheimen Banden, wodurch eine gütige Natur das ganze menschliche Geschlecht vereinigen will. Seltsamer Widerspruch! Aufgelöset in ihre Bestandtheile, und betrachtet aus dem allgemeinsten Gesichtspunkte, ist die ganze Gesellschaft nichts, als Austausch, nichts, als Handel; und wer ihr diesen Grundcharakter rauben wollte, würde sie vernichten müssen. In diesem Betracht geben wir alle die Nothwendigkeit des freiesten Verkehrs zu. Doch wenn es sich von Volksverkehr zu Volksverkehr handelt, dann treten mit einmal tausend Bedenklichkeiten ein, von welchen die eine noch kindischer ist, als die andere, und welche samt und sonders auf die Befürchtung hinauslaufen, daß man sich leicht um sein Baares bringen könne, gerade als ob dies Baare nicht eins von den großen Handels-Objecten und in sich nicht unverlierbar wäre, so lange die Gesellschaft fortdauert. Was ist denn bisher das Ergebniß aller Handelsbeschränkungen, Einfuhrverbote u. s. w. gewesen? Vermindertes Produkt der National-Betriebsamkeit auf der einen, und Smuggelei, d. h. Im-

moraität, auf der andern Seite. Gerade dies entscheidet. Machen wir uns also nicht länger ein Geheimniß daraus, „daß Regierungen nicht hinter dem Stande der Wissenschaft zurückbleiben dürfen, wenn sie nicht mit der Zeit eine Stellung gewinnen wollen, worin sie nicht aushalten können." Ich endige, weil ich mich schäme, Ew. Excellenz gegenüber zu einem Professor zu werden. Sie müssen mit mir einverstanden seyn, wenn Sie — woran ich nicht im Mindesten zweifle — den guten Willen haben, Ihr kühnes Verfahren, hinsichtlich der, durch Sie zu Stande gebrachten starken Vermehrung der französischen National-Schuld zu rechtfertigen."

So etwa denken wir uns die Beweggründe, womit Herr Huskisson den Grafen von Villele bestürmt hat.

Wenn übrigens die französischen Blätter, wie aus einem Munde, versichern, daß der Graf darauf nicht eingegangen sey, so können sie die Wahrheit leicht auf ihrer Seite haben. Es giebt zwei gute Gründe, um derentwillen das gepriesene Frankreich die vollkommne Handelsfreiheit noch für einen längeren Zeitraum beseitigen wird. Auf der einen Seite ist die französische Betriebsamkeit noch nicht so weit vorgeschritten, daß sie von der Concurrenz nichts zu fürchten hätte; der agrikultorische Theil derselben giebt noch viel zu sehr den Ausschlag über den nicht-agrikultorischen, als daß die Fabrikanten dem Monopol ohne Nachtheil entsagen könnten. Auf der andern kann die Regierung ihr bisheriges Douanen-System nicht verändern, ohne bedeutende Ausfälle zu leiden, für welche es erst mit der Zeit einen Ersatz in dem freien Handel geben könnte. Dazu kommt denn noch, daß das Entschädigungs-Project

des Grafen von Villele auf Kosten der Staatsgläubiger eine so unglückliche Wendung genommen hat, daß sich gar nicht berechnen läßt, wie den Nachtheilen, die daraus hervorgegangen sind, abgeholfen werden soll. War jemals in der ganzen Weltlage eine Aufforderung zur unbeschränkten Handelsfreiheit enthalten, so ist es gegenwärtig der Fall; allein Frankreich hat sich für den Augenblick unfähig gemacht, dieselbe zu benutzen.

Dies also wäre die erste von den zwei merkwürdigen Erscheinungen des abgewichenen Jahres, die wir zur Sprache zu bringen uns vorgesetzt haben; sie läuft, genauer betrachtet, in die große Thatsache aus, daß die vollkommene Handelsfreiheit — dieser Gegenstand des eifrigsten Wunsches aller edlen und wahrhaft erleuchteten Gemüther — ihrer Zeitigung am Schlusse des Jahres 1825 näher geführt ist.

Die zweite Erscheinung, die wir zur Sprache bringen wollen, umfaßt eine bloße Gesinnung; allein diese ist so rein, so edel, und zugleich so über jeden Verdacht und Argwohn hinaus, daß Jeder, der sie zu würdigen versteht, sich glücklich schätzen muß, in Zeiten zu leben, welche dergleichen aufweisen können. Zwar rührt sie von einem Herzog her; aber wer weiß denn nicht, daß Adel der Gesinnung an keinen Stand gebunden ist, und daß da, wo es sich um eine Entschädigung von zwei Millionen Franken handelt, (um uns hier eines Shakspearschen Ausdrucks zu bedienen) „die frische Farbe des Entschlusses leicht dem blassen Schimmer des Nachdenkens weicht?“ Mit Einem Worte: das, was wir auf den nachfolgenden Blättern als merkwürdig mittheilen, ist das Votum des

Herzogs von Choiseul in der Entschädigungs-Angelegenheit der Ausgewanderten. Denkmäler dieser Art verdienen aufbewahrt zu werden; und wir haben uns um so leichter zu einer Uebersetzung dieses Votums entschlossen, weil die deutschen Tagblätter, so weit unsere Kenntniß derselben reicht, wahrscheinlich um Raum für Pikanteres zu gewinnen, davon nur in wenigen Worten Notiz genommen haben. Die, welche gewohnt sind, alles Edle und Große nur auf die Vergangenheit zu beziehen, und dem gegenwärtigen Zeitalter nur Selbstisches und Kleines zuzutrauen, mögen, wenn sie das Nachfolgende gelesen haben, bei sich selbst ausmachen, wie gut sich ihre Ansicht vertheidigen läßt. Unsere Pflicht brachte es mit sich, dem Votum nichts zu geben und nichts zu nehmen. Es erscheint hier also in seiner ganzen Vollständigkeit, nur mit Weglassung der Abänderungen des berühmten Entwurfs: Abänderungen, welche für unsere Leser um so überflüssiger waren, weil die Pairkammer nicht für gut befand, darauf einzugehen. Ohne weitere Vorrede:

Votum des Herzogs von Choiseul in der Entschädigungs-Sache der Ausgewanderten.

Gesprochen, den 13. April 1825.

„Meine Herrn! Die peinlichste Lage für ein Mitglied dieser Kammer tritt dann ein, wenn es sich zwischen dem öffentlichen Wohl und seinen persönlichen Vortheilen, zwischen die Macht seiner Interessen und der seiner Pflichten in der Mitte befindet.

Diese Lage ist die meinige, meine Herrn; und je beträchtlicher meine Verluste sind, je mehr Ungerechtigkeiten und Unfälle ich ertragen habe: desto mehr muß ich gegen mich selbst auf meiner Huth seyn, desto mehr muß ich das Gefühl des öffentlichen Wohls der bitteren Zurückerinnerung an so viele unwiederbringliche Verluste entgegenstellen.

Nicht minder muß ich darauf bedacht seyn, mich gegen die scheinbaren Beweggründe zu bewahren, deren sich die Begehrlichkeit bedient, um sich vor den Augen der Welt mit dem Mantel der Gerechtigkeit zu bedecken. Vielleicht könnt' ich sie mit eben so viel Vortheil geltend machen, als mehrere von denen, welche sie anführen. Ich könnte meine Bedenklichkeiten leicht zurückdrängen, wenn ich mir vorhielte: daß ich, für vogelfrei erklärt, durch eine unwiderstehliche Gewalt genöthigt worden, Frankreich zu verlassen; daß ich der Sohn eines Verurtheilten gewesen, indem mein Vater und meine liebsten Verwandten auf dem Schaffot gestorben, und meine Kinder nie zu der Wohlthat des Gesetzes gelangt sind, welches sich der Kinder der Hingerichteten annahm; daß ich, mehrere Jahre hindurch den Proscriptionen und Hinrichtungen geweihet, niemals Entschädigungen, königliche Gnadenbeweise weder gefordert noch erhalten habe, nicht einmal, nach so vielen Gefahren und Diensten, den Sold, der dem gemeinsten Soldaten bewilligt wird. Plötzlich mehrere Millionen in dem, ihnen untergelegten Entschädigungs-Entwurfe wieder findend, könnt' ich, nach diesen eben so gerechten als mächtigen Beweggründen, von mir selbst annehmen, daß ich eine Ausnahme bilde, und, ohne mein Gewissen zu ver-

letzen, einen Gesetzentwurf unterstützen, der mir ein beträchtliches Vermögen zurückgiebt.

Wie soll ich also in einer so bedenklichen Lage das vereinigen, was ich meinem Vaterlande, meinen Unglücksgefährten, meiner Familie und mir selbst schuldig zu seyn glaube? Wie mich inmitten dieser verschiedenen Interessen und dieser Klippen zurecht finden? Dazu giebt es nur Ein Mittel; und dies besteht darin, daß ich meinen Meinungen zu jeder Zeit treu bleibe, daß ich meine Grundsätze nicht nach den Umständen verändere, daß ich im Jahre 1825 dieselbe Meinung hege, die ich 1814 aussprach, daß ich nicht die Bahn der um jene Zeit ernannten Commission verlasse: — einer Commission, welcher der edle Vorschlag des Herrn Marschalls, Herzogs von Tarent, von dieser Kammer vorgelegt wurde, und deren Mitglied gewesen zu seyn ich mir zum Ruhm anrechne.

Noch heute betrachte ich diese große Frage, wie ich sie damals auffaßte. Ich verlangte, daß zwischen den Schlachtopfern im Innern und den Schlachtopfern im Auslande alles gleich sei; — daß es in diesem großen Schiffbruch, worin Jeder Verluste zu bejammern hatte, kein Vorrecht unter den Unglücklichen geben dürfe. Wir hätten eine Ungerechtigkeit zu begehen geglaubt, wenn wir für diejenigen Franzosen, die sich im Auslande befanden, und eben dadurch vor allen Gefahren geschützt waren, ein anderes Loos in Vorschlag gebracht hätten, als für die Franzosen, welche, weil sie unter den Abgründen der Umwälzung zurückgeblieben und Zeugen oder Opfer ihrer Stürme waren, ein tausendfach stärkeres Mitleid verdienten. Meine Herrn! um die Leiden und Gefahren der auf

dem vaterländischen Boden zurückgebliebenen Franzosen richtig zu beurtheilen, muß man das Innere Frankreichs um jene Zeit gesehen haben. Wie glücklich schätzten sich damals die Ausgewanderten, fern von diesem, mit Blut gedüngten Boden zu leben! Sie lebten ohne Furcht, indem sie, unstreitig mit Schmerz, aber doch ohne Gefahr, das Elend betrachteten, das über ihre Mitbürger zusammenschlug.

Was aber ist der Preis dieser muthigen Standhaftigkeit gewesen? was der Lohn und der Trost dieser Franzosen, welche so edel gegen ihre Unterdrücker und die Ihrigen angekämpft haben? Ew. Herrlichkeiten wissen es: man hat ihnen zwei Drittel ihres Vermögens geraubt, sie sind zu Grunde gerichtet worden, wie wir, und — wir gedenken ihres Unglücks nicht einmal. Wir richten den Blick nur auf das unsrige; nur für uns wollen wir den Trost, der Allen gebührt; man will bevorrechtet seyn im Unglück, gerade wie in der Rangordnung der Gesellschaft.

Was mich betrifft, meine Herrn, indem ich mich in Gedanken in jene beklagenswerthe Zeiten versetzte und die Gesinnungen annahm, die mich damals beseelten und noch immer beseelen werden: so dacht' ich, daß wir, nach so vielen Widerwärtigkeiten, nur allzu glücklich wären, wenn wir uns dem Schicksal so vieler Unglücklichen anschließen und Trost und Hoffnungen mit ihnen theilen könnten. Denn traten wir nicht unter unsere Mitbürger zurück? Sahen wir nicht das so lang' entbehrte Vaterland wieder? Umarmten wir nicht unsere Freunde, unsere Verwandten?

Dies, meine Herrn, war die billige Grundlage, worauf ich, im Jahr 1814, meine Meinung stützte; und ich

stütze sie noch heute darauf. Dies waren die Gesinnungen, von welchen jene Commission der sieben Mitglieder geleitet wurde, denen sie den ehrenvollen Auftrag ertheilt hatten, den Vorschlag des Herrn Marschalls Macdonald zu untersuchen. Und doch, meine Herrn, lassen Sie uns den Unterschied der Zeiten in Erwägung ziehen.

Frankreich war damals blühend: die Einnahme überstieg bei weitem die Ausgabe. Wir hatten noch nicht das Unglück der hundert Tage, nicht die verderblichen Folgen einer neuen Invasion erlebt; wir ahneten noch nicht die strengen Bedingungen einer langen Occupation. Trotz dem gedeihlichen Zustande also, worin sich Frankreich damals befand, bewilligten wir den Ausgewanderten keine andere Bedingung, als den Staatsgläubigern; beide traf ein und dasselbe Loos; auf gleicher Waage wurde das Unglück gewogen, und diese gleiche und gemäßigte Theilung wurde damals für eine Wohlthat, für eine großmüthige Handlung der Regierung, für ein Unterpfand des Friedens und der allgemeinen Versöhnung gehalten.

Doch damals lebten in Aller Herzen nur großmüthige Gesinnungen: wir traten hervor aus den Widerwärtigkeiten, welche die Seele erheben; wir waren gegenwärtig bei der Wiedergeburt der Monarchie, und die Rückkehr unserer Könige beseelte uns mit edlen Gefühlen. Jetzt — scheint es, als wären alle Herzen von den Verwaltungsentwürfen verführt, welche den unsinnigsten Ansprüchen die Laufbahn eröffnet, alle Begierden gestachelt, alle Feindseligkeiten geweckt, und jeden Aufschwung zur Großmuth, der so viel Glanz und Größe über die ersten Jahre der Restauration verbreitete, erstickt haben.

Es ist nur allzu wahr, meine Herrn, daß die Zeiten sich geändert haben. Anstatt uns an die edlen Eingebungen von damals anzuschließen, haben wir jetzt übertriebene Ansprüche zu bekämpfen, eine gränzenlose Begehrlichkeit in Zaum zu halten, die von neuem bedrohten Rechte der Staatsgläubiger zu vertheidigen und ministerielle Vorschläge zu bestreiten, deren Unvollkommenheiten und Dunkelheiten das Schicksal des Staats und selbst das Schicksal der Ausgewanderten, zu deren Vortheil sie ersonnen sind, dem Zufall oder dem Eigensinn überliefern.

Ich werde mich nicht von meiner, im Jahre 1814 ausgesprochenen Meinung entfernen. Nicht um mit mir selbst in Einklang zu bleiben, behaupte ich sie von neuem vor Ew. Herrlichkeiten; sondern weil ich überzeugt bin, daß der Vorschlag von 1814 der einzige gerechte, vernünftige und volksthümliche war; denn er allein kann die erwünschte Versöhnung hervorbringen, das Unglück erleichtern und alle Franzosen, zu welcher Parthei sie auch gehört haben mögen, zu demselben Gefühl und zu demselben Geiste verschmelzen.

Wenn man einem großen Volke eine so edle Handlung der Gerechtigkeit oder der Großmuth vorschlägt, so muß es mit Redlichkeit und Offenheit geschehen: der Vorschlag muß von allen Subtilitäten gereinigt seyn, so daß er nicht den Deuteleien und Eigensinnigkeiten derjenigen preisgegeben wird, welche sich den richtigen Sinn vorbehalten und ihn mit zahlreichen Schwierigkeiten ausgestattet vorlegen. Vor allen Dingen muß man nicht mit einem Ehrengesetz ein anderes in Verbindung bringen, das bereits mit Un-

willen verworfen ist, so daß es, von Hause aus, verunglimpft erscheint.

Nicht mit so trügerischen Mitteln hatte die frühere Commission Ewn. Herrlichkeiten ihren Entschädigungsentwurf vorgelegt. Sie versprach nicht, was sie nicht geben wollte; sie kündigte nicht eine Integral-Entschädigung an, die sie nicht zu erfüllen gedachte; die Worte standen nicht an der Stelle der Sachen; sie warf die Ausgewanderten nicht in die traurige Nothwendigkeit eines schändlichen Geldwuchers. Die von ihr gefaßte Grundlage war klar, bestimmt, frei von Zweideutigkeiten, ohne allen Rückhalt. Sie stellte die Ausgewanderten den Staatsgläubigern gleich; sie bestimmte ihren Theil am öffentlichen Unglück; sie gab ihnen kein Vorrecht. Damals war das Gesetz gerecht. Weit entfernt, ein Gemurre in Gang zu bringen, wurde es durch den allgemeinen Beifall geheiligt. Es würde nicht betrübende Erörterungen veranlaßt haben, welche unsere politischen Rednerstühle beunruhigen. Es sonderte nicht die Franzosen in Besieger und Besiegte, in Berauber und Beraubte, in Gebieter und in Steuerpflichtige.

Doch damals, meine Herrn, waren es uneigennützige, nur vom Adel ihrer Gesinnungen begeisterte Kammern, welche uns diese Entschädigung darboten; wir konnten sie mit Ehre und Erkenntlichkeit annehmen. Die Nation selbst sprach uns auf eine edle Weise Recht; wir waren nicht in unserer eigenen Sache berufen; wir waren nicht, wie heute, Richter und Parthei zugleich: man gab uns die Entschädigung, wir nahmen sie uns nicht. Alles war damals gerecht, edel, national. Wer möchte dasselbe von dem behaupten, was heute geschieht?

Seitdem der Partheigeist sich dieser Frage bemächtigt hat, seitdem die vertheilende Gerechtigkeit aufgegeben ist und die allgemeinen Interessen einem einzigen aufgeopfert sind: seitdem ist es erlaubt, zu fürchten, daß die Regierung, zusammt der ganzen Nation, in alle die traurigen Zufälle werde verwickelt werden, welche unzertrennlich sind von einer Operation, deren politische und financielle Folgen vorherzusehen keinem menschlichen Verstande gestattet ist.

Den Bericht Ihrer Commission rasch durchlaufend, weiß ich Dank der Abänderung, welche den ersten Artikel des Vorschlags verbessert; indeß glaub' ich, daß der, ursprünglich im Namen des Königs vorgeschlagene, den Vorzug verdienen würde: denn nie würde, mit dem königlichen Willen, ein zweideutiges Wort darin Platz gefunden haben. Ihre Commission hat für nöthig erachtet, den Staat als Schuldner zu bezeichnen; allein dieser Act von Großmuth und Politik erscheint mir nicht als eine Schuld, und eben deswegen trag' ich darauf an, daß das in diesem ersten Artikel aufgestellte Princip unterdrückt werde.

Hinsichtlich der folgenden Artikel beschränkt die Abänderung (l'amendement), die ich die Ihnen vorzuschlagen die Ehre haben werde, nach den von mir ausgesprochenen Grundlagen, die, für die Ausgewanderten verlangten 30 Millionen Renten auf 15 Millionen, und die auf den Staat laufenden Renten sind darin inbegriffen.

Die Renten, welche nicht verkauft werden konnten, und, wie man sagt, durch Verwirrung als erloschen befunden sind, sind noch ganz besonders bevorrechtet. Nach den Abschätzungen des Herrn Finanzministers bilden sie einen Gegenstand von 4 Millionen, was, mit dem Drittel

der Entschädigungen in Verbindung gesetzt, ein Total von 15 Millionen macht.

Indem ich diese Principe wieder zurückführe und vor Ewn. Herrlichkeiten geltend mache, schließe ich mich, meine Herrn, den Gesinnungen der Kammer an: Gesinnungen, welche Sie bei verschiedenen Gelegenheiten geheiligt und noch vor kurzem in der Dank-Adresse bei Eröffnung der gegenwärtigen Sitzung am Fuße des Throns ausgesprochen haben. Sie haben den, im Jahre 1814 gemachten Vorschlag zurückgerufen: sie haben sich desselben gerühmt. Wahrlich nur, wie er damals war, nicht wie er gegenwärtig aufgetischt wird: er hatte einen edlen Charakter, er war nicht mit den Gebrechen behaftet, welche man an demjenigen bemerkt, der Ihnen vorgelegt ist.

Meine edlen Vorgänger auf diesem Rednerstuhl haben alles, was man nur wünschen kann, gethan, um die Kammer von den großen Nachtheilen des vorgeschlagenen Gesetzes zu überzeugen. Ich theile ihre Meinungen, ich schließe mich denselben an. Allein bestehen muß ich noch auf dem Kummer, auf dem tiefen Erstaunen, das wir empfunden haben, als wir in dem Berichte ihrer Commission die Erhaltung des Artikels 22 entdeckten, gegen welchen sich ein allgemeiner Aufschrei erhebt. Dieser Artikel, mit dem größten Rechte von dem Ministerium in der Deputirten-Kammer bestritten, und gleichwohl, allen seinen Bemühungen zum Trotz, dem Gesetz einverleibt, kann, so scheint es mir, nicht darin bleiben, ohne die Pairkammer einer schmachvollen Schwäche anzuklagen. Förmlich dring' ich auf die Unterdrückung desselben; denn wahrlich das Gesetz ist in sich selbst schlecht genug, daß man nicht nö-

thig hat, etwas hinzu zu fügen, wodurch es verhaßt werden muß.

Mit der größten Weisheit und mit einer besseren Abfassung hat ihre Commission eine Abänderung angenommen, welche in der zweiten Kammer zurückgestoßen und damals von dem Ministerium unterstützt wurde. Dieser, unter allen Beziehungen nothwendige Zusatz-Artikel stellt die Unstatthaftigkeit des Artikels 22 in ein noch helleres Licht.

Eine Bemerkung, welche Jeder von uns bei Anhörung des Berichtes, den ein gelehrter und edler Pair im Namen Ihrer Commission abstattete, zu machen fähig war, ist die, daß, indem er mit seinem erblichem Talente die geheiligten Rechte des Eigenthums vertheidigte, das verhaßte System der Confiscationen mit Recht brandmarkte und den Staat zwischen die alten und neuen Eigenthümer stellte, er nur von dem geredet hat, was den ersteren gebühren könnte, ohne sich um die Schuldner, das heißt, um den Staat, um Frankreich zu bekümmern, auf welches diese neue und so schwere Last drücken wird. Wenn ihre Commission erkannte, daß das öffentliche Interesse immer den Ausschlag über das besondere Interesse geben muß, wie konnte sie ruhig bleiben bei dem Gedanken dieser neuen Auflage von einem Milliard, geschleudert auf ein Land, dessen jährliche Ausgaben sich bereits auf eine gleiche Summe belaufen?

Wohl haben Ew. Herrlichkeiten es bemerkt: weit entfernt uns mit den Folgen einer so ungeheuren Vorwegnahme zum Vortheil eines Theiles privilegirter Franzosen zu beschäftigen, und gerade als ob Goldminen sich unter

un-

unseren Füßen eröffnet hätten, spricht man zu uns von nichts, als von Eintracht, allgemeiner Zufriedenheit und eben so allgemeiner Versöhnung: aller Haß ist beseitigt, alle Herzen zufrieden gestellt, Jeder glücklich. Warum? Weil man uns einen Milliard giebt.

Wahrlich, wenn die uns gemachten Geschenke eine solche Tugend, eine solche Macht hätten, so müßte man sie zulassen, die Klagen, die sich von allen Seiten über den Mangel an Gerechtigkeit bei Vertheilung der Entschädigung, über die ungleichen und so schlechten Grundlagen der Verkäufe, über die, der Anerkennung von Ansprüchen entgegen gestellten Hindernisse, über besondere Ausnahmen, über lügenhafte Abschätzungen, über den Verlust des Mobiliar-Vermögens, mit Einem Worte über Alles erheben, was in diesem allgemeinen Schiffbruch nicht wieder gefunden werden kann; denn, von allen Seiten her, vernimmt man nichts, als die Forderungen von Leuten, welche entweder in ihren wirklichen Rechten verletzt, oder in ihren Erwartungen beschränkt sind.

Inzwischen, meine Herrn, wenn die, welche einem gewissen Tode entronnen sind, wenn die Erben der Verurtheilten, wenn die edlen Schlachtopfer der Ehre, der Ergebenheit und des Gehorsams ihr gerechtes Gewicht haben, so hat auch Frankreich das seinige: es hat seine Rechte, und wir haben Pflichten gegen dasselbe zu erfüllen; und in dem Verzeichniß dieser Pflichten ist auch das enthalten, daß wir über seine Mittel, seine Hülfsquellen und seine Zukunft nicht in Ungewißheit seyn dürfen.

Das ist einer von den besonderen Charakteren des Ewn. Herrlichkeiten vorgelegten Gesetzes, daß es Keinem gefällt,

weder denen, die eine Entschädigung erhalten, noch denen, die sie bezahlen sollen. An Erkenntlichkeit ist nicht zu denken: nicht für das Ministerium, welches vorschlägt, nicht für die Kammern, welche berufen sind, darüber abzustimmen.

Wie könnte es unbeachtet bleiben, daß die Redner, welche sich der Vertheidigung des Gesetzes geweihet haben, dieselbe auf ein einziges Argument beschränken? Ihrer Versicherung nach, ist dies die Gewißheit, daß diese Maßregel die Anforderungen der Beraubten besänftigen und die Güter der Erwerber eben so sicher stellen, als ihr Gewissen beruhigen wird. Allein, es ist sehr schwer, sogar an die Ueberzeugung des Ministeriums zu glauben. Wie könnte es auf ein Verschwinden der Forderungen und feindseligen Gesinnungen, auf die ungestörte Ruhe der Besitzer und auf die Verzichtleistung der Beraubten rechnen, da es in der Deputirten-Kammer Zeuge von der Verwerfung solcher Verbesserungen gewesen ist, die sich durch ihre Rechtlichkeit auszeichneten? Alles, was man auf einem anderen Rednerstuhl vernommen hat, hat diese Täuschungen, diese schimärischen Hoffnungen zerstören müssen.

Wie ließe sich außerdem an Eintracht und Versöhnung denken, da wir, ehemals aus dem Vaterlande vertriebenen Franzosen, nicht unseren Antheil an dem allgemeinen Unglück haben wollen, da man verlangt, daß nur unsere Klagen gehört werden sollen, und da man, um unsertwillen, das Geschrei so vieler anderen Schlachtopfer verschmäht? Nein, meine Herrn, dies sind nicht unsere Gesinnungen. Wir glauben nicht an die Unmöglichkeit, alle Thränen zu trocknen, wie der Berichterstatter es ausgedrückt hat. Enge Gränzen, fügt er

hinzu, beschränken die Allmacht des Menschen. Allein es steht zum wenigsten in unserer Macht, Tröstungen zu theilen. Beschränken wir nur nicht selbst die Entschädigungen auf unser Unglück! Theilen wir nur, auf eine gerechte und edle Weise, das allgemeine Elend!

Nach den Principen, die ich Ewe. Herrlichkeiten vorzutragen die Ehre gehabt habe, und trotz des unermeßlichen Unterschiedes, welcher in dem Gesetzentwurf, so wie er der Wahlkammer im Namen des Königs vorgelegt ist, und in demjenigen angetroffen wird, der uns von dieser Kammer zugekommen ist, würd' ich den einen wie den andern bestritten haben: den ersten als über alles Maß hinausgehend; den zweiten als den gefährlichsten, welcher jemals hat vorgelegt werden können.

Beide scheinen mir fehlerhaft in ihren Grundlagen, indem sie eine Integral-Entschädigung feststellen, die, weil sie nicht gegeben werden kann, auch wirklich nicht gegeben wird. Er ist folglich eine unnütze Täuschung.

Wie könnten wir den ersten Artikel des Gesetzes annehmen, da er das, was nur eine National-Großmuth ist, für ein Recht ausgiebt? Wie könnten wir Mitschuldige der Frechheit seyn, welche den ersten Artikel des vorliegenden Entwurfes dem ersten Artikel desjenigen unterschiebt, der ursprünglich aus dem Willen und der richtigen Einsicht des Königs abgeflossen ist? Die öffentliche Schaam, die erhabenen Gesinnungen der Kammer werden diesen ersten Artikel seiner ursprünglichen Integrität zurückgeben.

Fort also mit einem schimärischen Rechte, mit einem Rechte, das durch die Umstände vernichtet ist, mit einem Rechte, das zwar die Gewalt ins Leben zurückrufen konnte,

das aber in den Augen der Vernunft und der öffentlichen Nützlichkeit verschwindet. Sagen wir mit dem Herrn Marschall Macdonald: „die gerechtere Zukunft — gerechter, weil sie leidenschaftslos seyn wird — sie wird nur Ein Urtheil fällen: sie wird anerkennen, daß die Unabhängigkeit der Nation, die Erhaltung des Territoriums, die der Krone endlich, abgehangen haben von der Tapferkeit und der Zahl der Heere, diese von den Werthzeichen, die Werthzeichen aber von den Confiskationen. Dies — fügt der edle und berühmte Krieger hinzu — dies sind die Waffen deren man sich zu bedienen den Muth haben muß, wenn die zu Stande gebrachten Verkäufe gerechtfertigt werden sollen. Wer ist demnach der Schuldige? Die Nation? Allein dies war ihr einziges Rettungsmittel. Die Käufer? Allein sie haben, in Kraft des Gesetzes, Werthe angelegt, welche jeder Tag, jede Stunde in ihren Häuden entwerthete.“

Es bedarf also eines Gesetzes der Versöhnung und der Großmuth; allein es muß sich auf alle Arten des Unglücks beziehen. Es bedarf eines solchen Gesetzes für Frankreich; aber es muß zugleich königlich und national seyn: die väterliche Sorgfalt des Königs muß nicht bloß einen Theil der Franzosen auffassen. Man muß es zum Wenigsten versuchen, alle Arten des Elendes und Jammers zu erleichtern. Als Erhalterin und als Organ aller Interessen, muß die Pair-Kammer, wenn sie findet, daß Frankreich dieses unermeßliche Geschenk von einem Milliard ertragen kann, dasselbe gleichmäßig vertheilen zwischen dem im Auslande und dem im Innern erlittenen Unglück. Wenn den Ausgewanderten 15 Millionen Renten zu Theil werden, so müssen die übrigen 15 Millionen den Schlacht-

opfern innerer Zerstörungen anheim fallen. Lyon, Nantes, Toulon und die ganze Vendee u. s. w. müssen dadurch entschädigt werden. Auch unsere Generale, die sich mit Ruhm bedeckt haben, müssen, ohne Abzug und auf ihre Lebensdauer, Gehalte genießen, die ein würdiger Tribut der Erkenntlichkeit sind, welchen Frankreich ihren Verdiensten zollt. Mit vollem und gerechten Vertrauen fordere ich die Rechtlichkeit und Seelengröße Ewr. Herrlichkeiten auf, diesen großen Act der Gerechtigkeit und Uneigennützigkeit zu proclamiren, um in Frankreich diese neue Epoche der Eintracht und gegenseitigen Erkenntlichkeit zu gründen, um den erhabenen Namen des Königs von allen Franzosen gesegnet zu machen. Wer, meine Herrn, ist unter uns, der, nachdem er ehemals alles aufgeopfert hat, um einer Aufforderung zu entsprechen, die eben so entscheidend als gefährlich war, sich nicht glücklich schätzen sollte, einen Theil seines Vermögens wieder zu finden, desselben inmitten seiner Mitbürger mit Ehren zu genießen, vermöge einer edlen Uneigennützigkeit zur Gründung einer allgemeinen Sicherheit beigetragen und die Macht, sich selbst zu geben, nur benutzt zu haben, um auch andere Unglückliche Theil nehmen zu lassen? Ich wende mich mit dieser Frage an alle großmüthige Herzen, an alle Diejenigen, welche ihre persönlichen Vortheile gering achten, um größere und edlere Ergebnisse zu gewinnen: Ergebnisse, welche unserer Aufopferung für die königliche Sache, kurz, welche wahrhaft französischer Herzen würdiger sind.

Ich weiß alles, was die Mißgunst vorbringen kann um Gesinnungen, wie ich sie so eben ausgedrückt habe, zu entstellen; allein wenn Jeder von uns, meinem Vor-

schlage gemäß, votirte, so würde diese Uneigennützigkeit nicht ohne großen Erfolg bleiben, und es hängt nur von Ewe. Herrlichkeiten ab, daß meine schwache Bemühungen aufs Glänzendste gekrönt werden.

Ich wiederhole es noch einmal, meine Herrn: wenn Gewalten, unabhängig von allem Einfluß und von allem persönlichen Eigennutz, wenn Organe der Wünsche Frankreichs, zum Besten der aus ihrem Vaterlande verbannten Franzosen diese große National-Spende votirt hätten: so würde ich mit einer, von allen Bedenklichkeiten befreiten Dankbarkeit diese Wohlthat angenommen haben; und je mehr ich mich in einem solchen Falle dadurch geehrt gefühlt hätte, von meinen Mitbürgern zu empfangen, desto größer ist meine Verlegenheit und Schaam, mir selbst ein Geschenk zu machen. Allein, wie ich bereits bemerkt habe, Richter und Parthei in meiner eigenen Sache zu seyn, aus dem öffentlichen Schatze zu schöpfen, um mich zu bereichern, das ist zu viel; hier sprechen Zartgefühl und Ehre, und beide machen es mir zur Pflicht, gegen das vorgeschlagene Gesetz zu stimmen, wenn die Abänderungen, die ich Ewe. Herrlichkeiten vorzuschlagen die Ehre haben werde, nicht Eingang finden."

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Betriebsamkeit und des Handels in Aegypten.

(Aus dem Französischen.)

Seit dem Feldzuge der Franzosen in Aegypten hat dies fruchtbare Land eine wahre Umwälzung erfahren. Die Betriebsamkeit, die Wissenschaften und die Künste haben daselbst lebendige Spuren ihres Durchzuges zurückgelassen. Für die Civilisation hatten jene gesäet; allein die Barbarei hat die Früchte eingeerntet. Eine neue Herrschaft ist auf diejenige gefolgt, welche sie vorübergehend ausübten; und die wohlthätigen Künste, welche das Land des Sesostris regeneriren sollten, sind das Erbe eines Paschas geworden. Reich durch das Vermögen seiner Unterthanen, deren Monopol er sich zugesprochen hat, ist er es, welcher gegenwärtig die Produkte Aegyptens an Europa verkauft. Sein Geiz und sein Eigennutz arbeiten beinah' eben so stark, als ein freies Volk; und gerade dies ist die Erscheinung, welche wir unseren Lesern in diesem Artikel vorlegen wollen.

Wer kennet wohl nicht die Lage, die Geschichte und die Wichtigkeit Aegyptens! Man weiß, daß diese Provinz betrachtet werden kann als ein Thal von 200 Lieues Länge auf 5 Lieues Breite, und daß sie ihre Fruchtbarkeit dem jährlich wiederkehrenden Phänomen des Nil-Uebertritts verdankt: eines Flusses, der, dem rothen Meere parallel, von Süden nach Norden bis nach Cairo fließet, wo er sich in zwei Arme theilt. Diese beiden Arme bil-

den mit dem mittelländischen Meere ein Dreieck von sechzig Lieues Grundlinie und funfzig Lieues Höhe, und dieses Dreieck besteht aus Anspühlungen, welche der Fluß bewirkt hat und die eben deswegen sehr ergiebig sind. Die drei Winkel des Dreiecks werden von drei Städten beschützt: Cairo, Rosette und Damiette. Der Hafen von Alexandrien dient dem Delta, wie dem ganzen Aegypten, zur Niederlage der Ein- und Ausfuhr für Europa. Die Oberfläche des Nilthals kommt einem Sechstel Frankreichs gleich, und enthält gegenwärtig nur 2,500,000 Einwohner, obgleich sie ehemals mehr als funfzehn Millionen ernährt haben soll.

Aegypten wird eingetheilt in Ober-, Nieder- und Mittel-Aegypten. Man fügt noch die Oasen hinzu: Theile der Wüste, wo man nur wenig Vegetation antrifft. Aegypten hat weder Holz, noch Kohlen, noch Brennmaterial irgend einer Art. Sein ganzer Reichthum besteht in seinem Boden; aber dieser erfordert nur wenig Arbeit, um die glänzendsten Produkte zu gewähren: ein Umstand, der vielleicht am meisten dazu beigetragen hat, daß die Bestellung stationär geworden ist. Die Landbauer haben keine andere Beschwerde zu bestehen, als die der Bewässerung der Ländereien, wenn diese nicht überschwemmt worden sind, oder wenn sie, in dem Laufe Eines Jahres, mehr als Eine Ernte erzielen wollen. Doch die Leichtigkeit der Bewässerung ist ihnen nicht immer gestattet, indem die Gewässer des Nil, wie alles Uebrige, je nach dem Eigensinn der Verwaltung, als Monopol behandelt werden können. Je nachdem diese also gut oder böse ist, kann der Nil über die Wüste, oder diese über den Nil herrschen.

Zu Geld gerechnet, beträgt der Lohn eines in den Ackerbau beschäftigten Arbeiters in Ober-Aegypten täglich 35 Centimen; wer mit der Bewässerung beschäftigt ist, verdient täglich weniger, als 22. Die Ernährung dieser Arbeiter erhebt sich nicht über 12 Centimen täglich; sie besteht aus grobem Brote, geronnener Milch und Pflanzenstoff, jedoch die Zeit des Ramadan ausgenommen. Im Allgemeinen kann man den Preis der Ernährung eines im Ackerbau beschäftigten Menschen auf 120 Franken jährlich abschätzen. In den fruchtbarsten Departements von Frankreich gebraucht man zwei Hectoliter Aussaat auf jeden Hectare, und man erntet davon zwanzig Hectoliter, während man in Aegypten 155 Litres Korn auf den Hectar aussäet, welche im Durchschnitt ungefähr 2,325 bringen. Der mittlere Preis des Hectoliters Weizen ist in Aegypten 4 Fr. 50 Cent., während dasselbe Maß in Frankreich gewöhnlich 15 Franken bringt. Das mittlere Product des aegyptischen Bodens verhält sich also zu dem des französischen Bodens, wie 15 zu 8, und der Preis des Weizens, wie 10 zu 33.

Die vornehmsten Produkte des Landes sind: Weizen, Reis, Gerste, Mais, Bohnen, Kolza, wilder Safran, Flachs, Baumwolle, Indigo, Zucker und Taback. Man nährt zahlreiche Heerden, außer den Heerden der Wüste, und eine Menge Federvieh. Indem man die Küchlein in Oefen auskommen läßt, gewinnt man eine unermeßliche Menge. Der Weizen des Delta gehört zu dem schönsten, aber er hält sich nicht lange; der übrige Weizen ist schlechter, als der französische. Der Reis ist weiß, schmackhaft, aber auch zu unsauber; die Aegypter haben die Gewohn-

heit, ihn mit Salz zu mischen, um ihm mehr Gewicht zu geben. Der Flachs von Bulak und Rosette ist von ganz vorzüglicher Beschaffenheit; der größte Theil wird von den Webern des Landes verbraucht, welche in den Städten und Dörfern des Fayoum und des Delta sehr zahlreich sind. Die Baumwolle ist herrlich, und der Anbau derselben so verbreitet, daß sie ausgeführt werden kann; vorzüglich erhält Frankreich große Quantitäten. Ihre Wolle ist kurz und spröde; und sie wird auf den europäischen Märkten einen ausgezeichneten Rang erhalten, wenn man die Kapseln davon sondern wird. Der Safran, dessen getrocknete Zweige als Brennmaterialien dienen, und dessen Blüthen einen schönen Farbe-Stoff enthalten, welcher der Handelswelt unter der Benennung von Safranon bekannt ist, gehört zu den vortheilhaftesten Pflanzen Aegyptens. Der reinste ist der von Tahata; man verfälscht ihn bisweilen, indem man seine Blüthen mit einer gewissen Quantität Lupinen-Mehl mengt. Der Zucker wird vorzüglich in Ober-Aegypten gebauet, und man hat bereits Raffinerien angelegt, welche die Ausfuhr unstreitig vermehren werden. Im Jahre 1822 belief sich diese auf 16,000 Quintaux. Man zweifelt nicht daran, daß dieser Zweig ägyptischer Betriebsamkeit nicht über kurz oder lang einen bedeutenden Einfluß auf den Zuckerhandel Europa's haben werde.

Zwei wichtige Städte, Alexandrien und Cairo, verdienen die volle Aufmerksamkeit der Kaufleute, nicht als ob sie etwas Anziehenderes darböten, als die übrigen großen Städte des Orients, sondern weil sie die Stapelörter für die Reichthümer des Landes geworden sind, dessen Monopol

sich der Pascha vorbehalten hat. Der ehemals so berühmte Hafen von Alexandrien ist auf der, fünfhundert Lieues langen Küstenstrecke, welche von Tunis bis Alexandrette in Syrien reicht, der einzige Ankerplatz; er ist an einer von den Nil-Mündungen gelegen. Unermeßliche Geschwader können hier vor Anker gehen, und in dem alten Hafen sind sie gegen die Winde und gegen jeden Angriff geschützt. Schiffe, welche ein und zwanzig Fuß tief gingen, sind hier ohne Schwierigkeit eingelaufen; und dieser Vortheil ist um so viel merkwürdiger, weil die Häfen von Rosette und von Damiette nur kleine Schiffe aufnehmen können, indem sie nur einen sechs bis sieben Fuß hohen Wasserstand haben. Uebrigens findet man in Alexandrien kaum noch etwas mehr als Trümmer, wiewohl diese Stadt noch im siebenten Jahrhundert 4000 Paläste, 4000 Bäder, 400 Theater und 12000 Läden enthielt. Volney sagt: „Tritt man aus der, heutiges Tages sehr unbeträchtlichen Neustadt, so wird man von dem Anblick eines ganz mit Trümmern bedeckten Bodens getroffen. Auf einem zwei Stunden langen Spaziergange folgt man einer doppelten Linie von Mauern und von Thürmen, welche das alte Alexandrien bildeten. Der Boden ist bedeckt mit den Ueberbleibseln ihrer Gipfel; ganze Wände sind zusammengefallen, Gewölbe eingestürzt, Kanäle verschüttet, Steine von Salpeter angefressen und entstellt. Man durchläuft ein Inneres, von Nachgrabungen durchfurcht, von Brunnen ausgehöhlt, durch halbvergrabene Mauern vertheilt, mit einigen alten Säulen, mit neuen Grabmälern, mit Palmen und Nopals besäet. Nichts Lebendiges ist hier anzutreffen, als Schakals,

Sperber und Eulen. Die Bewohner, an dies Schauspiel gewöhnt, empfinden dabei nichts; aber der Fremde, von seinen Zurückerinnerungen gehoben, fühlt eine Bewegung, die sich nicht selten in Thränen auflöset."

Von hier aus können Kaufleute, nachdem sie sich unter den Schutz ihrer Consuln begeben *), und einen Einfuhrzoll von drei Procent bezahlt haben, ihre Ladungen auf dem Nil nach Cairo, oder auf Kanälen nach dem Innern des Delta bringen lassen. Alle Waaren, Cochenille allein ausgenommen, werden durch Mäkler auf Credit verkauft; und obgleich die Zahlung im vierten Monat erfolgen sollte, so wartet man doch oft weit länger. Man darf auch nicht Zinsen für eine Summe fordern, welche nicht in der verabredeten Zeit bezahlt worden ist. Man muß Bürgschaften annehmen.

Cairo ist hundert Male mit eben so viel Genauigkeit beschrieben worden, wie Paris; ich werde mich also damit begnügen, einige summarische Angaben zu machen, deren Ganzes eine richtige Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Hauptstadt geben kann.

Sie enthält eine Bevölkerung von 263,700 Einwohnern, vertheilt in 25,000 Häusern, welche 240 Strassen, 46 Kreuzwege und 38 Eingänge bilden. Man zählt daselbst 1000 Kaffehäuser, 300 öffentliche Cisternen, 400 Moskeen, 140 Elementar-Schulen und 65 öffentliche Bäder, welche von Männern und Weibern besucht werden.

---

*) Zu Alexandrien giebt es drei französische, zwei englische, vier toskanische, fünf venetianische Etablissements, und zu diesen kommt noch Ein deutsches.

Ein Vorhang über der Thür kündigt die Anwesenheit der letztern an. Die Stadt ist mit hohen Mauern umgeben, welche von den Arabern gebauet und mit Thürmen geschmückt sind. Sie gränzt so unmittelbar an die Wüste, daß man beim Austritt aus dem Suez-Thore, und aus denjenigen, die nach Arabien zu liegen, Sandschollen antrifft. Die dem Handel gewidmeten Gebäude werden Bazars genannt; sie sind in der Regel mit Leinwand oder mit Strohmatten bedeckt. Jede Corporation hat ihren eigenthümlichen Bazar: die Papierhändler, die Goldschmiede, die Krämer, die Waffenschmiede haben alle den ihrigen. Die Okels oder Magazine, sind große, viereckige Gebäude, wo man Reis, Leinwand, Tücher, Cachemire verkauft. Dem Publikum werden sie nicht geöffnet; allein nach außen zu, und wo sie auf Straßen stoßen, haben sie kleine Läden von 12 bis 15 Fuß im Geviert, wo sich ein Kaufmann mit Waarenproben aufhält. In einem Quartier von Cairo findet man europäische Familien; dies ist das Frankenquartier, und man trifft in demselben eine gewisse Zahl Häuser an, wie diejenigen sind, welche in Europa ein Kaufmann mit einem Einkommen von 30 bis 40,000 Liv. besitzt.

Alle diese Eigenthümlichkeiten, vorzüglich aber die, welche die Einführung von Elementar-Schulen betrifft, beweisen den Einfluß des französischen Feldzugs auf das Aegyptische Volk. Die einfachen Sitten unserer Gelehrten, ihre anhaltenden Beschäftigungen, ihre Nützlichkeit für die Fabrikation von Gegenständen der Kunst und Manufaktur — Sachen, wodurch sie mit den Handwerkern des Landes in Verbindung traten — haben unauslöschliche Zu-

rückerinnerungen hinterlassen; und schon bemerkt man in Aegypten eine glückliche Tendenz nach materiellen Verbesserungen, welche gewiß in kurzer Zeit zu sittlichen Verbesserungen führen werden.

In dieser großen Stadt residirt gegenwärtig der wichtige Mann, welcher mit der Regierung Aegyptens beauftragt ist. Sein lebhafter und gewandter Geist hat auf der Stelle den Vortheil errathen, welchen der Despotismus von einer beginnenden Civilisation ziehen kann. Aus allen Kräften belebt er ein System von Production, das nur auf seinen Nutzen gestellt ist. Er kauft und verkauft die Baumwolle, den Indigo, den Zucker, den Safran und das Ammoniacum. Er hat mehrere Baumwollspinnereien eingeführt, welche sehr gut eingerichtet sind, und von welchen Eine 800 Leute beschäftigt. Er besitzt eine Salpeter-Fabrik, welche ihm jährlich über 4000 Quintaux dieses Produkts gewährt; und ich vernehme, daß ein reisender Franzose, der im gegenwärtigen Augenblick Aegypten durchstreift, in Cairo Werkstätten besucht hat, worin arabische Eisendreher Arbeiten zu Stande bringen, die eben so vollkommen sind, wie die zu St. Etienne, Moulins und Paris. Allein immer ist es der Pascha, welcher verkauft; überall begegnet man seinen Agenten: sie allein haben das Recht aus der ersten Hand zu kaufen, und zu verkaufen. Steine, Kalch, Gips, Schießpulver, Leinwand, Farbestoff, Lebensmittel aller Art, alles was der Zerstörung und dem Aufbau, alles was der Ernährung und Bekleidung des Menschen dient — alles ist in des Pascha's Händen; sogar die Oefen, worin die Küchlein ausgebrütet werden. Er zahlt mit Anweisungen auf

den Schatz, den er für seine Waaren anhäuft. Er hat Aegypten in eine Colonie verwandelt; er bewirthschaftet dies Land nach dem Muster des weiland-spanischen Systems in Amerika.

Seit seiner Regierung hat Aegypten eine neue Gestalt angenommen. Die Landstrassen sind sicherer; die Polizei ist wachsam und thätig. Die Bewässerungen, die Anpflanzungen von Weinstöcken und Maulbeerbäumen finden Aufmunterung, doch nur zum Vortheil des Pascha's, und zwar so sehr, daß man seinen Gewinn davon auf 30 Millionen jährlich schätzen kann, eine Summe, die dem ganzen Staatseinkommen gleich ist. Dies Resultat wird minder überraschend seyn, wenn man erwägt, daß der Pascha alle Erzeugnisse Aegyptens in Verwaltung genommen hat.

Das Herz krampft zusammen, wenn man bedenkt, daß diese große Hülfsquellen, wodurch eine der schönsten Provinzen des Erdbodens in Aufnahme gebracht werden könnte, in den Händen eines Menschen zusammengeengt sind, der sie nur benutzt, um ein Heer von Vandalen zu besolden, welches in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, auf den rauchenden Trümmern Morea's weilt. Diese gottlose Wohlfahrt, auf Kosten eines ganzen Volks zum Verderben eines andern Volks erworben, setzt in Verlegenheit und in Erstaunen. Kaum wagt man es, dem gesitteten Europa, einen Markt zu bezeichnen, wo man mehr um Menschenblut, als um Menschennahrung feilscht. Allein ich hoffe, daß das Heilmittel für diese Uebel sich im Uebermaß derselben finden wird. Alles Monopol ist ein Mißbrauch, der, was man auch thun möge, ihn auf-

recht zu halten, sich von selbst zerstört; und nicht fern ist, ohne allen Zweifel, die Zeit, wo Aegypten, befreit von dem fiscalischen Joche, wodurch es zu Boden gedrückt wird, aufhören soll, sein Blut und seine Schätze zur Austilgung derselben Griechen zu verwenden, deren Häfen seine natürlichen Absatz-Oerter sind. Belebt von dieser Hoffnung fahre ich fort. Die nachstehenden Einzelnheiten werden das Gemälde von dem Zustande des Landes, und von der betriebsamen Thätigkeit des Pascha's vollenden. Es giebt in Europa keine neueren Nachrichten.

Erst seit drei bis vier Jahren hat sich die ägyptische Industrie mit derjenigen Schnelligkeit entwickelt, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat. Nachdem die in Frankreich, in Piemont und im Königreich Neapel, auf Veranlassung der letzten politischen Ereignisse, ausgeübten Reactionen mehrere ausgezeichnete Personen zur Auswanderung gezwungen haben, hat sich der Pascha plötzlich von einer großen Zahl von Bewerbern umgeben gesehen, welche ihm ihre Dienste anboten; und er hat, mit viel Geschicklichkeit, jeden Vortheil davon gezogen. Vor allen Dingen wählte er das Interessante der neuesten Entdeckungen französischer Gewerbthätigkeit und brittischer Mechanik. Er kennt, trotz dem feinsten Diplomaten, die europäische Politik; und schon oft hörte man ihn spotten über Betrachtungen, welche die Suveräne, einander gegenüber, in den Zustand ewiger Besorgniß brächten. Der Ingenieur Galloway, welcher als Aufseher der Canäle, in des Pascha's Dienste getreten ist, schrieb im Juli 1825, daß man sich eifrig mit dem Entwurf einer Verbindung beider Meere, durch einen Canal zwischen Cairo und Suez,

beschäftige. Der Handel Londons mit Calcutta würde nicht zögern, den Weg durch das rothe Meer einzuschlagen, und für Aegypten würde dies mit unberechenbarem Gewinn verbunden seyn. Man weiß, daß dieser Entwurf, mit ganz anderen Absichten gedacht, von den Gelehrten, welche sich der französischen Expedition angeschlossen hatten, für sehr ausführbar gehalten wurde.

Während er fürs Erste noch ruht, werden die übrigen Arbeiten mit rastloser Thätigkeit fortgesetzt. Graf von Liverpool gab den Abgeordneten, welche den traurigen Zustand der Ackerbauer in England bejammerten, zur Antwort, „die Nation verdanke ihre Größe den Erfindungen eines Arkwright, Boulton, Watt, und die Angelegenheiten der Agrikultoren wären nur untergeordneter Art.“ Was wird hiernach aus Aegypten werden, mit einem Boden, dessen Fruchtbarkeit ich in Beispielen dargelegt habe, wenn es dermaleinst die Höhe erreicht hat, worauf sich die Manufacturen Englands und Frankreichs befinden? Wer kann vorhersehen, wo seine Macht stille stehen wird, wenn sie die von dem Institut zu Cairo vorbereiteten reichen Materialien wird ins Werk gerichtet haben! Herr Galloway erzählt, daß, um die Zeit seiner Ankunft in dieser Stadt, der Pascha damit beschäftigt war, Truppen zu mustern, welche der General Boyer und mehrere seiner Landsleute in französischer Weise disciplinirt hatten. Die Franzosen scheinen ihm in diesem Lande in so großem Ansehn zu stehen, daß ihm ein Zug von übler Laune entschlüpft ist: er nennt sie I n t r i g a n t e n. Dieser englische Offizier ist ein unschätzbarer Augenzeuge. Durch ihn erfahren wir, daß die schönste Cattunfabrik in ganz Aegypten von einem

Franzosen, Namens Jamelle, angelegt ist und geleitet wird; daß eben dieser Franzose den Pascha beredet hat, die Cultur einer Art von Baumwolle, welche sonst in diesem Lande bekannt war, aber bisher den Liebhabern der Botanik überlassen worden ist, in Gang zu bringen; endlich, daß Musselin, seit kurzer Zeit eingeführt, mit dem besten Erfolge von Arabern fabricirt wird, die unter der Leitung von Franzosen stehen.

Herr Galloway hat mit großer Sorgfalt die Werkstätten besucht, welche der Baumwoll-Spinnerei, der Fabrikation von Callicots und der Druckerei dieser Gewebe gewidmet sind. Es ist wiederum ein Franzose, Namens Gunnie, welcher diese Anstalten leitet; die Fellas oder arabischen Bauer verrichten die Arbeit. Die Schmieden und Gießereien sind nicht weniger anziehend, und Herr Galloway hat deren nicht weniger als 40 gezählt, deren Blasbälge durch Kameele oder durch Pferde in Bewegung gesetzt wurden. Zu Cairo werden die nothwendigen Werkzeuge für die Spinnereien gearbeitet; und schon fängt man an, mit großer Genauigkeit diejenigen nachzuahmen, welche aus dem Auslande bezogen sind. Der Pascha besitzt eine Kanonen-Gießerei und eine schöne Gewehr-Fabrik, worin Flinten, Pistolen und Feuergewehre von jedem Caliber gearbeitet werden. Ein Franzose leitet das Bohrwerk. Mohamed Ali spricht auch von der Anlegung einer Papiermühle; er hat sich in England bereits um einen Arbeiter bemüht, der im Stande ist, die Araber für diese Verrichtung zu bilden. Die Zylinder wird er durch Lastthiere in Bewegung setzen, wenn es allzu schwierig oder allzu kostbar seyn sollte, eine hydraulische Maschine anzuwenden.

Ein, vermöge seiner höchst wahrscheinlichen Ergebnisse sehr wichtiger Umstand, erhöht das Interesse, das Aegypten uns einflößt; nämlich die Entdeckung mehrerer Eisen- und Kupferminen in der Umgegend von Cairo und im Said. Sie sind von guter Beschaffenheit, und man hofft, sich das, für die Bearbeitung nöthige Brenn-Material zu verschaffen: die unermeßlichen Wälder Abyssiniens werden dazu eben so sehr beitragen, als die reiche Steinkohlen-Mine, die man in der Nachbarschaft von Constantinopel entdeckt hat, und deren Bewirthschaftung der Sultan dem Pascha, wie dieser hofft, überlassen wird. Ein sehr unterrichteter brittischer Bergmann, Namens Brown, ist mit der Untersuchung beauftragt, und die Arbeiten werden ihren Anfang nehmen, sobald die Ueberzeugung gewonnen ist, daß es nicht an Brenn-Materialien fehlt. Wer wagt, vorher zu sehen, wo die Production ihre Grenze finden werde, wenn Dampfmaschinen auf dem Nil und in der ganzen Ebene des Delta verbreitet seyn werden? wenn sie auf die Fabrikation feiner Tücher, auf Eisenhammer, auf Bewässerung, auf Hammerwerk aller Art angewendet seyn werden? Wer weiß, ob das alte Aegypten nicht unter den Händen eines Barbaren seinen alten Glanz wieder annehmen kann? Wer weiß sogar, ob ich berechtigt bin, den einen Barbaren zu nennen, der plötzlich, mitten unter Trümmern, die Wunder der neueren Civilisation hervorzaubert?

Ich führe noch einen Zug an, um die Schilderung dieses außerordentlichen Mannes zu vollenden. Er führte eines Tages einen Ingenieur in allen Zimmern seines Palastes umher, und nachdem er ihm dieselben umständlich

gezeigt hatte, fragte er ihn, was er dazu dächte? „Nichts fehlt ihnen, erwiederte der Fremde, als die Gaserleuchtung.“ Auf der Stelle wurde der Befehl zur Anlegung eines Gasometers gegeben. Der Platz für die Gasbereitung ist angewiesen, die Arbeiten haben ihren Anfang genommen, und der Pascha brennt vor Ungeduld, seine Zimmer auf diese Weise erleuchtet zu sehen. Dabei ist gar nicht zu bezweifeln, daß, in kurzer Zeit, mehr als einer von den Großen Aegyptens, aus schuldigem Gehorsam gegen seinen Gebieter, seinem Beispiele nacheifern wird.

So verhält es sich mit den, in der Verwaltung Aegyptens vorgegangenen Veränderungen, seitdem der Vice-König Mohamed-Ali sich zum General-Pächter desselben constituirt hat. Wie viel Abscheu auch ein Monopol-System, wie das seinige, einflößen möge: so läßt sich doch nicht leugnen, daß das Land, früher oder später, unermeßliche Vortheile davon einerndten wird, und daß dieser Pascha, wie einst Peter der Große, sein Volk in die Bahn der Civilisation geleitet hat. *) Die Maschinen, die

*) In einer Note bemerkt der Verfasser dieses Aufsatzes: „man habe berechnet, daß Aegypten 500,000 Kameele oder Dromedare, 200,000 Pferde, 400,000 Esel, 4 Millionen Ochsen oder Büffel, 10 Millionen Schafe oder Ziegen ernähren, und 800 Brutöfen unterhalten könne, welche 25 Millionen Hüner geben würden, die mit dem im Lande gewachsenen Korn ernährt werden könnten.“ Dieser Calcül kann seine volle Richtigkeit haben. Indeß steht, in unserem Urtheil, den Fortschritten der Cultur und Civilisation in einem Lande, wie Aegypten ist, nicht weniger als Alles entgegen. Was ein so außerordentlicher Mann, wie Mahomed Ali zu seyn scheint, unter sehr günstigen Umständen — denn man muß gestehen, daß ihm die Reactionen im westlichen Europa sehr zu statten gekommen sind — auch leisten möge: so ist er doch unfähig, seinen

Neuerungen aller Art, der Geschmack für die Künste, alle, zu seinem Privat-Nutzen gemachten Verbesserungen werden ihn überleben; und wenn, wie man versichert, sein Sohn

---

Schöpfungen irgend einen Bestand zu geben. Was ihn am meisten daran verhindert, ist der Mohamedanismus, und das auf demselben gegründete politische System, in welchem seine Stellung nothwendig prekär bleibt. Wahr ist, daß der Mohamedanismus sich mit einem hohen Cultur-Grad verträgt; denn sind die Fortschritte, welche die europäische Welt seit dem elften Jahrhundert in den physischen Wissenschaften gemacht hat, nicht wesentlich von der höheren Geisterfreiheit, die er, als theologisches System, gestattete, ausgegangen? Allein der Absolutismus, zu welchem er verführt, verdirbt alles wieder, weil dieser nicht mit einem höheren Maß bürgerlicher und gesetzlicher Freiheit bestehen kann. Weil also die Aegypter nicht wohl aus dem Zustande der Sklaverei — aller monopolistischer Betrieb setzt Sklaverei voraus — hervortreten können: so können sie auch keine bleibende Fortschritte in der Civilisation machen. Wo wäre wohl die Gewähr, daß Ibrahim Pascha seinem Vater in der Regierung folgen werde? und wo die noch weit schwierigere Gewähr, daß er über seinen Vater in Gesinnung und Einsicht hinausgehen, und eine Freiheit gründen werde, die allein das Werk der Civilisation aufrecht zu erhalten vermag? Wie in der europäischen Welt, so hangen auch in der asiatischen, die gesellschaftlichen Erscheinungen auf das innigste zusammen; und man darf wohl sagen, daß, weil in der letzteren Successions-Gesetze, wie sie in Europa angetroffen werden, unmöglich sind, die bürgerliche Freiheit, ohne welche an Cultur und Civilisation nicht zu denken ist, nothwendig wegfällt. Wir wagen daher, vorherzusehen und vorherzusagen, daß Mahomed Ali und sein Sohn in der asiatischen Welt Meteore seyn und von sich nichts zurücklassen werden, als das Andenken an den von ihnen durch Fremdlinge ausgeübten Druck. Aegypten wird daher sehr schnell in die Nacht, aus welcher es seit einigen Jahren hervorgetreten ist, zurücksinken, es sei denn — was uns nicht ganz unwahrscheinlich ist — daß die türkische Herrschaft als solche, die keine Verbesserung ihrer organischen Gesetzgebung zuläßt, von dem Erdboden verschwinden und einer menschlicheren Platz machen sollte.

Anm. des Herausg.

mit Einsicht und mit einem achtungswerthen Charakter ausgestattet ist, so läßt sich nicht daran zweifeln, daß er den Arabern einen Theil der Wohlhabenheit zurückgeben werde, der sie gegenwärtig so große Opfer bringen müssen. Mit Vergnügen sehen die Freunde der Menschheit, die Fackeln der Civilisation sich in einem Lande wieder anzünden, das die Wiege derselben gewesen ist. Was sie allein mit Schmerz erfüllt, ist, daß die ersten Strahlen dieses heiligen Feuers angewendet werden, eine Feuersbrunst über das Land des Perikles zu verbreiten; und ein Gefühl der Verwirrung mischt sich in ihren Schmerz, wenn sie erwägen, daß christliche Schiffe die türkischen Flotten geleitet haben. Doch die Civilisation hat ihre Ueberläufer, wie die Barbarei, und die Nachwelt wird über beide richten.

Philosophische Betrachtungen über die Wissenschaften und über die Gelehrten *).

Erster Artikel.

(Aus dem Französischen.)

Wie man auch das Phänomen der Entwickelung des menschlichen Geistes studiren möge — nach rationeller oder nach empirischer Methode —: so entdeckt man, bei allen scheinbaren Unregelmäßigkeiten, ein großes Fundamental-Gesetz, welchem sein Gang nothwendig und unabänderlich unterworfen ist.

Dieses Gesetz besteht darin, daß das intellectuelle System des Menschen, betrachtet in allen seinen Theilen, nach und nach, drei durchaus verschiedene Charaktere hat annehmen müssen; namentlich den theologischen, den metaphysischen und zuletzt den positiven oder physischen Charakter.

Der Mensch hat demnach damit angefangen, sämmtliche Erscheinungen als solche zu betrachten, welche aus dem direkten und anhaltenden Einflusse übernatürlicher Kräfte hervorgehen; er hat sie alsdann betrachtet als hervorgebracht von verschiedenen, den Körpern zwar inwohnenden, aber ungleichartigen und von einander geschie-

---

*) Urheber dieser Betrachtungen ist Herr August Comte, derselbe, welchem auch die früher von uns mitgetheilten Grundlinien einer nicht-metaphysischen Staatswissenschaft angehören.

denen abstrakten Kräften; er hat sich endlich darauf beschränkt, sie als solche anzuschauen, welche einer gewissen Anzahl unveränderlicher Naturgesetze unterworfen sind; und diese sind nichts weiter, als der allgemeine Ausdruck der in ihrer Entwickelung beobachteten Beziehungen.

Wer den Zustand des menschlichen Geistes in den verschiedenen Zeitabschnitten der Civilisation kennt, hat keine Mühe, die Genauigkeit dieser allgemeinen Thatsache zu bewahrheiten. Eine sehr einfache Beobachtung kann gegenwärtig, wo diese Revolution für den größten Theil unserer Ideen vollendet ist, zur Bestätigung befähigen. Die Erziehung des Individuums stellt, so weit sie freiwillig ist, nothwendig die Haupt-Krisen dar, welche die Erziehung der Gattung in sich schließt, und wechselseitig. Wer also mit seinem Jahrhundert im Gleichgewicht steht, wird, heut zu Tage, leicht an sich selbst bestätigen, daß er, von Natur, in seiner Kindheit ein Theolog, in seiner Jugend ein Metaphysiker und in seinem Mannsalter ein Physiker gewesen ist. Die Geschichte der Wissenschaften beweiset geradzu, daß es sich mit dem Ganzen des menschlichen Geschlechts nicht anders verhalten hat. Dazu kommt noch, daß es möglich ist, zu erklären, weshalb die Bildung menschlicher Ideen einem solchen Gange nothwendig folgen mußte. Den Beweis davon zu liefern, ist der specielle Gegenstand dieses ersten Artikels.

Um ihn auf eine klare und vollständige Weise aufzufassen, muß man dies Gesetz, wie alle anderen gesellschaftlichen Thatsachen, aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachten: 1) aus dem physischen Gesichtspunkte seiner Nothwendigkeit, d. h. als herrührend von den natürlichen Gesetzen

der menschlichen Organisation; 2) aus dem moralischen Gesichtspunkte seiner Indispensabilität, d. h. als den einzigen paßlichen Modus für die Entwickelung des menschlichen Geistes.

In der ersten Beziehung ist das Gesetz leicht aufzufassen.

Ein natürlicher und unwiderstehlicher Hang bestimmt das menschliche Geschlecht, theologisch zu seyn, ehe es naturwissenschaftlich werden kann. Die persönliche Einwirkung des Menschen auf die übrigen Wesen ist die einzige, wovon er, vermöge der Empfindung, die er davon hat, den Modus begreift. Er ist demnach verführt, sich die Rückwirkung, welche die äußern Körper auf ihn ausüben, so wie ihre Wirkung auf einander — eine Wirkung, von welcher er direkt nur die Resultate wahrnehmen kann — auf eine analoge Weise vorzustellen. Zum Wenigsten muß er sie so auffassen, so lange die Fortschritte der Beobachtung ihm noch nicht die auffallenden Unterschiede zwischen dem Gange dieser Phänomene und dem der seinigen klar gemacht haben. Aendern sich, in einer späteren Zeit, seine Vorstellungen in dieser Hinsicht: so geschieht dies einzig, weil er, durch Erfahrung und Nachdenken von seinen ursprünglichen Täuschungen geheilt, unbedingt darauf Verzicht leistet, den geheimnißvollen Productions-Modus der Erscheinungen, dessen Kenntniß seine Natur ihm für immer versagt, zu durchdringen, um sich auf die Beobachtung der effectiven Gesetze zu beschränken. Denn, wenn wir, selbst heut zu Tage, bei allen positiven Kenntnissen, die wir erworben haben, zu begreifen versuchen wollten, vermöge welcher Macht die Thatsache, welche wir Ursach

nennen, die, welche von uns Wirkung genannt wird, selbst in der einfachsten Erscheinung hervorbringt: so würden wir, auf eine unvermeidliche Weise, dahin gelangen, ähnliche Bilder von denjenigen zu erzeugen, welche den ersten menschlichen Theorien zur Grundlage gedient haben, wie Barthez sehr richtig bemerkt hat, indem er eine Idee des Philosophen Hume größere Ausdehnung giebt.

Der Mensch beginnt demnach nothwendig damit, daß er alle Körper, die seine Aufmerksamkeit fesseln, als lebendige Wesen anschauet — als Wesen, welche ein, dem seinigen ähnliches Leben haben, das aber, im Allgemeinen stärker ist, wegen der mächtigeren Einwirkung der meisten unter ihnen. Hierauf bringt die Entwickelung seiner Beobachtungen ihn dahin, daß er diese erste Hypothese in eine dauerhaftere verwandelt: in die Hypothese einer todten Natur, die von einer, mehr oder minder großen Anzahl übermenschlicher unsichtbarer Wesen geleitet wird, die, verschieden und unabhängig von einander, ihrem Charakter und ihrer Autorität nach, der Art und dem Umfange der Erscheinungen entsprechen, welche ihrem Einflusse zugeschrieben werden. Diese Theorie, welche sich Anfangs nur auf die Erscheinungen äußerer Körper ausdehnt, erstreckt sich später, selbst über die des Menschen und der Gesellschaft, sobald die menschliche Betrachtung sich diesen Gegenständen zuwendet. Jetzt erst gewinnt die theologische Philosophie eine wahre Consistenz; denn erst jetzt beginnt sie, auf die Fortschritte des menschlichen Geistes einzuwirken.

Allein die unvermeidliche und anhaltende Vervollkommnung der natürlichen Kenntnisse zögert nicht, dies

System zu modificiren, und sie endigt immer nur mit der Zerstörung desselben.

Genau genommen ist der Mensch nie vollständig Theolog gewesen. Es hat immer einige Erscheinungen gegeben, welche so einfach und so regelmäßig waren, daß er sie, gleichsam von Hause aus, als natürlichen Gesetzen unterworfen betrachtete. Adam Smith hat dies sehr gut erklärt *). Nur waren diese Erscheinungen, gleich Anfangs, bei weitem nicht weder die zahlreichsten, noch die wichtigsten. Was die übrigen betrifft, so läßt sich behaupten, daß der Mensch seine Zuflucht zu theologischen Erklärungen nur so lange nimmt, als die physischen Anschauungen nicht möglich gewesen sind; denn sind sie es geworden, so hält er sich ausschließend an ihnen.

Der erste Einfluß, den die Fortschritte der Beobachtung ausüben, hat immer darin bestanden, daß der menschliche Geist die Zahl der übernatürlichen Agenzen vermindert hat; und dies geschah, indem er diejenigen Verrichtungen, welche ursprünglich mehrere forderten, einer einzigen in demselben Maße zuschrieb, worin die Beziehungen der Erscheinungen an Allgemeinheit gewannen. Bis auf den äußersten Grad getrieben, hat diese

---

*) Man sehe in seinen nachgelassenen Werken den philosophischen Versuch über die Geschichte der Astronomie. Dies, auf dem festen Lande allzu wenig bekannte und nicht hinlänglich gewürdigte Werk hat einen weit positiveren Charakter, als alle übrigen Geisteserzeugnisse der schottischen Philosophie, wenn man die Humasche ausnimmt. Höchst merkwürdig für seine Zeit, könnte dies Werk noch gegenwärtig mit großem Nutzen das Nachdenken beschäftigen.

Anm. des Verf.

Wirkung damit geendigt, daß sie das theologische System vereinfacht hat, und zwar so, daß darin alles zur Einheit zurückgeführt ist.

Von diesem Zeitabschnitte an, hat die Wirksamkeit desselben Princips, das den menschlichen Geist erst aus dem Fetischismus zum Polytheismus, und dann aus diesem zum Theismus führte, denselben bestimmt, die direkte Dazwischenkunft der großen übernatürlichen Ursache in immer engeren Gränzen einzuschließen, und dieselbe nur für die Leitung derjenigen Erscheinungen aufzusparen, deren natürliche Gesetze unbekannt blieben. Was die übrigen betrifft: da die Entdeckung ihrer Gesetze es erlaubte, sie mit größerer Genauigkeit vorher zu sehen, und folglich mit besserem Erfolge auf sie einzuwirken, als die theologischen Theorien es gestattet hatten; so hörte der Mensch immer mehr und mehr auf, in seinen gewöhnlichen Speculationen von diesen Gebrauch zu machen, und bediente sich dagegen immer mehr jener, weil sie seinen beiden großen Bedürfnissen, vorher zu sehen und zu handeln, besser entsprachen. Endlich, nachdem die natürlichen Anschauungen, eine hinreichende Ausdehnung und Allgemeinheit errungen hatten (wie es gegenwärtig der Fall ist); nachdem sie, in einigen Hauptpunkten, alle Arten von Untersuchungen, welche unseren Mitteln entsprechen, zusammengefaßt haben, hat der menschliche Geist, indem er das, was nur für eine gewisse Anzahl von Erscheinungen ins Reine gebracht war, analogisch auf alle Erscheinungen, die unbekannten nicht ausgenommen, anwendete, alle, sammt und sonders, unveränderlichen Naturgesetzen unterworfen, deren immer genauere Auffindung, von nun an, der einzige

vernünftige Zweck unserer spekulativen Arbeiten ist. Die theologische Methode, welche bis dahin noch nicht aufgehört hatte, in Gebrauch zu seyn, hat demgemäß als eine betrachtet werden müssen, die nicht länger benutzt werden konnte; und die positive Methode hat angefangen, die Thätigkeit unserer Intelligenz ausschließend zu leiten.

Hat man diese große Revolution als eine unvermeidliche Thatsache aufgefaßt: so muß man erklären, weshalb ein solcher Gang für die Entwickelung der menschlichen Vernunft durchaus nothwendig war. Die positive Philosophie hat heut zu Tage ein so großes Uebergewicht über die Geister gewonnen, daß man Mühe hat, zu begreifen, wie, zu irgend einer Zeit, die theologische Philosophie, oder auch die metaphysische, als Erforschungsmittel nützlich, noch weit weniger aber, wie sie nothwendig seyn konnte: beide werden jetzt fast allgemein, vorzüglich aber die erstere, als Verirrungen des menschlichen Geistes gedacht, sogar von den sehr Wenigen, welche diese Verirrungen als unvermeidlich betrachten. Es ist also nothwendig, die Gedanken über einen so wesentlichen Punkt zu berichtigen. In Wahrheit, ohne Aufklärung desselben würde man das Erbfolge-Gesetz der drei Philosophien nicht anders, als auf eine sehr unvollkommene Weise auffassen können; und diese würde den Umfang und den Werth seiner Anwendungen ungemein beschränken. Es ist ohne Zweifel von großer Wichtigkeit, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß der menschliche Geist nicht, bis auf unsere Tage hin, im Zustande des Wahnsinns gelebt, sondern, zu allen Zeiten, standhaft die Methode angewendet hat, welche seinen

Fortschritten, wenn man das Ganze seines Ganges umfaßt, am günstigsten war.

Außer allem Streite liegt, daß, heut zu Tage, die Beobachtung der Thatsachen die einzige feste Grundlage menschlicher Erkenntniß ist. Es läßt sich sogar streng behaupten — vorausgesetzt, daß man dies Princip gehörig auffaßt — daß jeder Satz, der sich nicht auf die einfache Darlegung einer Thatsache zurückführen läßt, diese mag eine besondere oder eine allgemeine seyn, keinen reellen und verständlichen Sinn haben kann. Allein es ist nicht minder gewiß, daß die Entwickelung der Einbildungskraft, der Entwickelung der Beobachtungsfähigkeit vorangehen muß. Dieselben Ursachen, welche diese Ordnung in der Erziehung des Individuums bestimmen, machen sie noch weit nothwendiger in der Erziehung der Gattung.

Die positive Methode ist die sicherste in ihrem Gange; sie ist sogar die einzig sichere. Allein, sie ist zugleich die langsamste, und, gerade aus diesem Grunde, der Kindheit des menschlichen Geistes sehr wenig angemessen. Wenn dieser Nachtheil sogar zu einer Zeit bemerkt werden konnte, wo unser Verstand in voller Thätigkeit war: so urtheile man danach, wie es sich damit um die Epoche unser ersten Anstrengungen verhalten haben möchte. Die bloße Möglichkeit einer solchen Methode setzt schon eine Reihe von Beobachtungen voraus; und diese wird um so länger, weil die ersten Naturgesetze immer diejenigen sind, deren Entdeckung die meiste Zeit erfordert. Auf der andern Seite ist der unbedingte Empirismus, was man auch dagegen sagen möge, unmöglich. Der Mensch ist, vermöge seiner Beschaffenheit, nicht bloß unfähig, Thatsachen zu

verbinden und Folgerungen daraus herzuleiten, sondern selbst, sie mit Aufmerksamkeit zu beobachten und sie mit Sicherheit zu behalten, wofern er sie nicht unmittelbar an eine Erklärung knüpft. Mit Einem Worte: es ist eben so unmöglich zusammenhängende Beobachtungen ohne irgend eine Theorie, als eine positive Theorie ohne zusammenhängende Beobachtungen zu haben. Es springt demnach in die Augen, daß die menschlichen Fähigkeiten in einer unbestimmbaren Erstarrung geblieben seyn würden, wenn, um über die Erscheinungen urtheilen zu können, es nöthig gewesen wäre, so lange damit zu warten, bis ihre Verbindung und die Art ihrer Prüfung aus der Beobachtung selbst hervorgegangen wären. Die ersten Fortschritte des menschlichen Geistes haben also nur aus der theologischen Methode hervorgehen können: der einzigen, deren Entwickelung eine aus der freien Willkühr herrührende ist. Sie allein hatte die wichtige Eigenthümlichkeit, uns, von Hause aus, eine Theorie darzubieten. Allerdings war diese provisorisch, unbestimmt und willkührlich; allein sie war direct und leicht: sie gruppirte die ersten Thatsachen, und mit Hülfe ihrer haben wir, indem wir unsere Beobachtungsfähigkeit bildeten, die Epoche einer ganz positiven Philosophie vorbereiten können.

Wäre es gestattet, hier über diesen wichtigen Gegenstand ins Einzelne einzugehen, so würde man die Ueberzeugung gewinnen, daß die theologische Philosophie, in ihrer Ganzheit aufgefaßt, nicht bloß unumgänglich nöthig war, um die Entwickelung der positiven Methode vorzubereiten, sondern auch, daß die verschiedenen Vervollkommnungen, die sie selbst erfahren hat, und die übrigens

durch die Fortschritte der Beobachtung herbeigeführt worden sind, vermöge einer nothwendigen Reaction zur Beschleunigung derselben beigetragen haben. Um nur die merkwürdigste Thatsache dieser Gattung anzuführen: so ist erwiesen, daß, ohne den Uebergang des Polytheismus zum Theismus, die natürlichen Theorien nie eine wahre Ausdehnung hätten gewinnen können. Diese bewunderuswürdige Vereinfachung der theologischen Philosophie führte, in jedem einzelnen Falle, die Wirksamkeit der großen übernatürlichen Macht auf eine gewisse allgemeine Leitung zurück, deren Charakter nothwendig unbestimmt ist. Und hierdurch wurde der menschliche Geist vollständig nicht bloß berechtigt, sondern sogar eingeladen, die physischen Gesetze jeder Erscheinung als Wirksamkeits-Arten dieser Macht zu studiren. Vor dieser Epoche, im Gegentheil, war jeder Physiker nothwendig ein Atheist; denn jeder Verstand, der sich positiven Erforschungen zuwendete, stieß auf eben so viel theologische Erklärungen, als es Phänomene gab, die einfachsten gar nicht ausgenommen.

Die Nothwendigkeit des Ganges, in dessen Untersuchung wir uns eingelassen haben, wird noch fühlbarer, wenn man bedenkt, daß die theologische Philosophie, indem sie, der Zeit nach, die einzige mögliche war, zugleich als diejenige gedacht werden muß, welche dem Wesen der Erscheinungen, welche damals den menschlichen Geist beschäftigen mußten, am meisten entsprach.

Nur durch eine, auf die Uebung seiner Fähigkeiten selbst gegründete Erfahrung, gelangt der Mensch dahin, daß er ihren wahren Bereich kennen lernt. Anfänglich findet man ihn immer geneigt, sich denselben zu übertreiben;

treiben; und diese Neigung wird nicht wenig gekräftigt durch die Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen: eine Unbekanntschaft, an welche sich die Hoffnung knüpft, daß sich auf das Aeußere eine beinahe willkührliche Einwirkung ausüben lasse. In diesem Zustande der Intelligenz erscheinen die Untersuchungen über die innere Natur der Dinge, über den Ursprung und das Ende des Weltalls und aller seiner Erscheinungen, als die einzig würdigen Beschäftigungen des menschlichen Geistes. Wirklich sind sie allein im Stande, ihn in Thätigkeit zu erhalten. Zwar erstaunt man Anfangs darüber, so viel Verwegenheit mit einer so vollkommenen Unwissenheit vereinigt zu finden; denkt man aber darüber weiter nach, so erkennt man leicht, daß es unmöglich ist, einen Antrieb zu ersinnen, welcher kräftig genug ist, um die menschliche Intelligenz, in ihrer ersten Epoche, zu bloß theoretischen Untersuchungen fortzureißen, und in denselben festzuhalten ohne den mächtigen Reiz, den, vorzüglich alsdann, jene unermeßlichen Fragen mit sich führen, in welchen alle übrigen begriffen scheinen, und selbst ohne die schimärischen Hoffnungen unbegränzter Macht, welche damit in Verbindung stehen. Hinsichtlich der Astrologie, in ihrem Verhältniß zur Astronomie, hat Kepler diese Nothwendigkeit sehr lebhaft gefühlt; und hinsichtlich der Alchimie in ihrem Verhältniß zur Chemie, hat Berthollet dieselbe Bemerkung gemacht. Wie es sich auch mit dieser Erklärung verhalten möge: die Thatsache selbst, welche unbestreitbar ist, reicht hin, um deutlich zu zeigen, wie sehr die theologische Philosophie dem ursprünglichen Zustande des menschlichen Geistes angemessen ist. Denn der erste Charakter der po-

sitiven Philosophie besteht gerade darin, daß sie alle diese großen Fragen als nothwendig unauflöslich für den Menschen betrachtet. Indem sie unserem Verstande alles Grübeln über die ersten und End-Ursachen der Phänomene untersagt, beschränkt sie das Feld seiner Arbeiten auf die Entdeckung ihrer wirksamen Beziehungen. Es ist also klar, daß, selbst wenn im Anfange eine Wahl möglich gewesen wäre zwischen den beiden Methoden, der menschliche Geist kein Bedenken getragen haben würde, mit Verachtung diejenige zu verwerfen, die, theils vermöge der Demuth ihrer Verheißungen, theils vermöge der Langsamkeit ihres Verfahrens, dem Umfange und der Lebhaftigkeit unserer ursprünglichen geistigen Bedürfnisse so schlecht entspricht.

Bringt man also nichts weiter in Anschlag, als die philosophischen Bedingungen des menschlichen Geistes, so beweisen obige Bemerkungen, daß der Mensch sehr nothwendig eine lange Zeit die theologische Methode gebrauchen mußte, ehe er sich von der positiven konnte leiten lassen. Allein diese Nothwendigkeit wird noch auffallender, wenn man Rücksicht nimmt auf die politischen Bedingungen, welche für die intellectuelle Erziehung des menschlichen Geschlechts eben so unumgänglich sind, als die ersteren.

Nur vermöge einer, übrigens sehr nothwendigen Abstraction, kann man die Entwickelung des Geistes des Menschen, abgesondert von seiner zeitlichen Entwickelung, d. h. die des menschlichen Geistes ohne die der Gesellschaft, studiren; denn diese beiden Entwickelungen, obgleich verschieden in sich selbst, sind nicht unabhängig, sie

üben vielmehr einen anhaltenden Einfluß auf einander aus, der für beide gleich nothwendig ist.

Es reicht nicht hin, zu fühlen, daß die Cultur unserer Intelligenz nur in der Gesellschaft und durch dieselbe möglich ist; man muß auch anerkennen, daß die Natur und der Umfang der gesellschaftlichen Beziehungen in jedem Zeitabschnitte den Charakter und die Schnelligkeit unserer geistigen Fortschritte und vice versa bestimmen. Heut zu Tage weiß Jeder, daß, z. B., es unmöglich ist, irgend einen reellen und dauerhaften Fortschritt in der Entwickelung des menschlichen Geistes wahrzunehmen, so lange jedes Mitglied der Gesellschaft genöthigt ist, durch sich selbst für seine Fortdauer zu sorgen. Denn die Theilung zwischen der Theorie und der Praxis (diese allgemeine Ursache unserer Vervollkommnung) könnte alsdann in keinem Grade vorhanden seyn. Bei Hirtenvölkern und selbst bei ackerbauenden Völkern, deren Lebensweise dieses erste Hinderniß verschwinden macht, ist diese Fundamental-Bedingung noch weit davon entfernt, daß sie erfüllt werde. Dazu ist außerdem erforderlich, daß die gesellschaftliche Organisation weit genug vorgeschritten sei, um sich mit der Wirksamkeit einer Menschenklasse zu vertragen, welche, freigesprochen von der Sorge für die materielle Production und von der des Krieges, sich auf eine anhaltende Weise der Betrachtung der Natur hingeben kann. Mit Einem Worte: die Bildung menschlicher Kenntnisse setzt in dieser Beziehung, wie in sehr vielen andern, einen bereits sehr zusammengesetzten Gesellschaftszustand voraus. Nun kann, auf der anderen Seite, sich keine wirkliche und compakte Gesellschaft bilden und bestehen, ohne den Einfluß

irgend eines Ideen-Systems, welches fähig ist, die Opposition der einzelnen Bestrebungen zu überwinden und zu einer beständigen Ordnung hinzuleiten. Diese Hauptverrichtung konnte nur durch eine philosophische Theorie erfüllt werden, welche, ihrer Natur nach, freigesprochen ist von jener langsamen Elaboration, die der Entwickelung reeller Kenntnisse nothwendig ist und die verlängerte Dauer einer regelmäßigen und vollständigen politischen Ordnung fordert. Und dies ist der bewundernswürdige Charakter der theologischen Philosophie, mit Ausschluß jeder andern. Ihr verdankt man, vermöge der Macht der Dinge, die ursprüngliche Einführung aller gesellschaftlichen Organisation. Ohne die Gewalt und den glücklichen Einfluß, den sie auf die Geister in der Kindheit der Völker auszuüben allein vermag, würde sich keine bleibende Classifikation begreifen lassen, da diese doch allein fähig ist, den Aufflug menschlicher Fähigkeiten zu gestatten, und bis zu einem gewissen Grade zu unterstützen. Halten wir die Beziehung fest, welche uns hier beschäftigt: welches andere Uebergewicht, als das der theologischen Lehren, hätte, inmitten einer Bevölkerung von Kriegern und Sklaven, das Daseyn einer Corporation, die sich nur mit intellectuellen Arbeiten beschäftigte, gestatten und aufrecht erhalten; noch mehr, welches hätte ihr die Präponderanz sichern wollen, welche für ihre ersten Operationen, so wie für die Stabilität der Gesellschaft, unumgänglich nothwendig war?

Rücksicht genommen also, theils auf die sittlichen, theils auf die politischen Bedingungen der Entwickelung des menschlichen Geistes, findet man, daß dieselbe noth-

wendig mit der theologischen Philosophie hat anheben müssen, ehe sie zu einer positiven Philosophie gelangen konnte. Und mit derselben Gewißheit läßt sich darthun, daß der Uebergang von der einen zu der anderen nur durch den Dazwischentritt der metaphysischen Philosophie möglich war.

Die thologischen Begriffe und die positiven Begriffe haben einen allzu verschiedenen, sogar einen allzu entgegengesetzten Charakter, als daß unser Geist, welcher nur durch beinahe unmerkliche Uebergänge vorschreitet, von den einen zu den andern ohne Mittelkräfte übergehen könnte. Diese unumgängliche Mittelkräfte nun sind — gewesen, oder haben seyn müssen, jene metaphysischen Begriffe, welche, indem sie zugleich der Theologie und der Physik verwandt sind, oder vielmehr nur die erstere, modifizirt durch die letztere, ausmachen, ihrer Natur nach ganz ungemein zu dieser Operation passen, worin ihre ganze Nützlichkeit besteht.

Indem die theologische Philosophie sich unmittelbar an die erste Quelle aller Erscheinungen stellt, so beschäftigt sie sich wesentlich damit, die hervorbringenden Ursachen derselben zu entschleiern, während die positive Philosophie, jede Auffindung der Ursache entfernend, weil sie den menschlichen Geist derselben unfähig glaubt, sich darauf beschränkt, das Gesetz zu entdecken, d. h. die constanten Beziehungen von Aehnlichkeit und Folge, welche die Thatsachen unter sich haben. Zwischen diese beiden Gesichtspunkte drängt sich natürlich der metaphysische Gesichtspunkt, welcher jede Erscheinung betrachtet als hervorgebracht durch eine ihr eigenthümliche abstrakte Kraft. Diese

Methode ist unschätzbar vermöge der Leichtigkeit, welche sie gewährt, über die Erscheinungen zu urtheilen, ohne direct jene übernatürlichen Ursachen ins Auge zu fassen: Ursachen, welche daher der menschliche Geist, nach und nach, aus seinen Combinationen hat verbannen können.

Durch ein Verfahren dieser Art ist wirklich diese Veränderung in allen intellectuellen Richtungen bewirkt worden. Sobald die Fortschritte der Beobachtung den Menschen dahin geführt hatten, daß er seine theologischen Begriffe verallgemeinerte und vereinfachte, ersetzte er, in jedem besonderen Phänomen, den ursprünglichen übernatürlichen Agenten durch eine entsprechende Entität, an deren Betrachtung er sich, von nun an, ausschließend band. Anfänglich waren diese Entitäten, Ausfluß-Arten der obersten Macht. Allein, Dank sei es der Unbestimmtheit ihres Charakters! sie haben mit einer solchen Vergeistigung geendigt, daß sie nur als abstrakte Benennungen der Phänomene betrachtet werden, und zwar nach dem Maße, worin der Zuwachs der natürlichen Erkenntnisse die Leerheit dieser Art von Erklärung fühlbar gemacht und zu gleicher Zeit gestattet hat, daß eine andere an ihre Stelle gebracht werden konnte. Auf diese Weise ist die Metaphysik ein, zugleich natürliches und unumgängliches Uebergangsmittel von der Theologie zur Physik geworden. Ihr Triumph ist, auf der einen Seite, das unfehlbare Zeichen, und, auf der andern, die unmittelbare Ursache des Verfalls der erstern und der Erhebung der zweiten.

Wenn die obigen Betrachtungen auf das Klarste beweisen, daß die theologischen und metaphysischen Theorien

für den menschlichen Geist ein unumgängliches Präliminarium gewesen sind: so beweisen sie mit gleicher Evidenz, daß diese Doctrinen keine andere natürliche Bestimmung gehabt haben können, weil ihre Entwickelung nie etwas mehr gewesen ist, als eine anhaltende und fortschrittliche Tendenz nach positiven Theorien. Gerade weil sie geschickt waren, die Kindheit der menschlichen Vernunft zu leiten, sind sie nothwendig unfähig, ihr als Führerinnen zu dienen, sobald sie ihre Reife erlangt hat. Hat der menschliche Geist einmal eine Theorie wirklich aufgegeben, so kehrt er nicht zu derselben zurück. Kraft und Einfluß einer Methode bestimmen sich nach der Zahl und Wichtigkeit ihrer Anwendungen; und diejenigen, welche nichts mehr hervorbringen, kommen sehr bald gänzlich außer Gebrauch. Da nun, wenigstens seit zwei Jahrhunderten, die theologischen und metaphysischen Methoden, welche bei den ersten Versuchen unserer Intelligenz den Vorsitz führten, gänzlich unfruchtbar geworden sind; da die umfassendsten und wichtigsten Entdeckungen — die, welche dem menschlichen Geiste die meiste Ehre bringen — seit jener Epoche einzig und allein aus der positiven Methode hervorgegangen sind: so ist einleuchtend durch die That selbst, daß die letzte es ist, der, für die Zukunft, die Leitung des menschlichen Gedankens anheim fällt *).

*) Schon am Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts verglich Bacon die theologischen Ideen mit unfruchtbar gewordenen Jungfrauen, welche dem Herrn geweihet sind. In unseren Tagen würde er seine Vergleichung zuverlässig auf die metaphysischen Ideen ausgedehnt haben, deren Unfruchtbarkeit nicht minder entschieden ist.

Anm. des Verf.

Ohne die wichtigen und unzähligen Dienste aller Art zu verkennen, welche Theologie und Metaphysik in früheren Zeiten geleistet haben, kann man sich gleichwohl nicht verhehlen, daß unser Geist nicht bestimmt ist, bis in Ewigkeit Theogenien zu schaffen, und sich für immer mit Logomachien zufrieden stellen zu lassen. Die genaueste und vollständigste Kenntniß der Naturgesetze, welche nur möglich, folglich auch die sorgfältigste Erforschung der Einwirkung, zu welcher das menschliche Geschlecht in Beziehung auf die Außenwelt berufen ist: dies sind die echten und constanten Gegenstände der Anstrengungen des menschlichen Geistes, sobald seine vorläufige Erziehung beendigt ist. Die positive Philosophie ist demnach der Endzustand des Menschen, und kann nur aufhören mit der Thätigkeit unserer Intelligenz. Der Reiz, den sie darbietet, ihre vollkommene Uebereinstimmung mit der Natur unserer geistigen Bedürfnisse, sind von einer solchen Beschaffenheit, daß, sobald sie anfängt, sich durch die Entdeckung einiger großen Naturgesetze zu bilden, die ausgezeichnetsten Geister mit ungemeiner Leichtigkeit, auf den entsprechenden Punkten, den so verführerischen Hoffnungen erhabener und absoluter Wissenschaft, welche die Theologie und Metaphysik ihnen gewährten, entsagen, um mit Eifer jene reine geistige Genugthuung zu suchen, welche sich an reelle und genaue Kenntnisse knüpft. Heut zu Tage bedarf es ohne Zweifel keines großen Aufwandes von Worten, um eine Tendenz zu bestätigen, welche sich jeden Augenblick und auf tausendfache Weise darstellt, selbst bei Denen, die in Ausbildung des Geistes am wenigsten vorgeschritten sind.

Der Eckel vor mystischen und unbestimmten Begriffen hat sich allenthalben gezeigt, wo sie haben in Concurrenz gebracht werden können mit positiven oder natürlichen Begriffen *).

Aus allen, in diesem Artikel angestellten Betrachtungen, geht der zugleich theoretische und auf Erfahrung gegründete Beweis der ausgesprochenen allgemeinen Thatsache hervor: „der menschliche Geist geht, vermöge seiner Natur, nach und nach, in allen den Richtungen, worin er sich übt, durch drei verschiedene Zustände: den theologischen, den metaphysischen und den positiven." Der erste ist vorläufig, der zweite bildet den Uebergang, der dritte bleibt.

Dies Fundamental-Gesetz muß, heut zu Tage, in unseren Augen der Abgangspunkt jeder philosophischen Untersuchung über den Menschen und die Gesellschaft seyn.

Da die theologischen und metaphysischen Lehren, wo nicht einige Wirksamkeit, doch wenigstens einen ziemlich starken Ein-

*) Die Sprache, welche, wenn sie historisch untersucht wird, ein treues Gemälde von den Revolutionen des menschlichen Geistes giebt, legt über diese ein sehr merkwürdiges Zeugniß ab. Das Wort „Wissenschaft," welches Anfangs nur auf theologische und metaphysische Spekulationen, in der Folge aber auf Untersuchungen reiner Gelehrsamkeit, welche aus jenen hervorgegangen waren, angewendet wurde, bezeichnet heut zu Tage, wenn es vereinzelt ist, selbst in der gemeinen Bedeutung, nur positive Kenntnisse. Will man ihm eine andere Bedeutung geben, so ist man, um verständlich zu werden, genöthigt, die Umschreibung zu Hülfe zu nehmen; und was beweiset wohl mehr, als dies, daß, in dem Urtheil selbst der Menge, das wahre Wissen im Positiven besteht?

fluß ausüben: so springt in die Augen, daß diese wichtige Umwälzung nicht beendigt ist. Auf welchem Punkte befindet sie sich? Und was muß geschehen, um sie zu vollenden? Dies ist, was wir zunächst aus einander setzen müssen.

(Die Fortsetzung nächstens.)

An den Herausgeber.

Paris, den 12. December 1825.

Während meines Aufenthalts in Berlin erstaunte ich, die Wahrheit zu gestehen, nicht selten über die Zuversicht und Bestimmtheit, womit Sie behaupteten, die Jesuiten würden nicht nur nicht den Geist der Franzosen verändern, sondern, ganz gegen ihren Willen, zu Verstärkung desselben beitragen. Jetzt, nach mehreren Jahren, wieder an Ort und Stelle, bezeuge ich Ihnen, daß die Wahrheit vollkommen auf Ihrer Seite ist. Ich füge noch hinzu, daß ich zu begreifen anfange, was sie von der Macht indirekter Angriffe und von scheinbaren Hindernissen, welche unter gewissen Umständen nur Förderungsmittel sind, zu sagen pflegten.

Zuverlässig würde dem Streite zwischen Licht und Finsterniß kein Ende gemacht werden können, wenn er, wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, zwischen protestantischen und katholischen Theologen geführt würde; und damit würde in der innigsten Verbindung stehen, daß jede dieser beiden Partheien zum Wenigsten ihre Hoffnung eines endlichen Sieges bewahrte. Allein der Kampf ist auf eine so eigenthümliche Weise organisirt, daß die streitenden Partheien durchaus nicht aneinander gerathen können; und die glückliche Folge davon ist, daß jede, unbekümmert um die andere, ihre Bahn beschreibt. Der Abstoß ist vollendet; man hat nichts mehr mit einander ge-

mein. Auf Seiten der theologischen Parthei ein sentimentales Bedauern; auf Seiten der philosophischen Parthei ein satyrisches Lächeln! Wie wäre es möglich, bei einer solchen Entgegengesetztheit das Feld zu finden, worauf man ernstlich an einander gerathen könnte? Täuscht mich nicht alles, so müssen selbst die Jesuiten nach kurzer Zeit dahin gelangen, die Vergeblichkeit ihrer Bemühungen einzusehen.

In Wahrheit, sie haben dazu nur allzu starke Aufforderungen. Was durch die feierliche Lossprechung des Constitutionel und des Courier françois, ich will nicht sagen zur Verunglimpfung, aber doch zur Entwerthung ihrer Sache geschehen ist, kann ihnen auf keine Weise gleichgültig seyn; denn durch diese Lossprechung hat ganz Frankreich erklärt, daß es nicht in die Vergangenheit zurück will, weil es nun einmal dahin gelangt ist, den wesentlichen Unterschied zwischen Religion und Kirchenthum zu ahnen. Allein, wie entscheidend ein solcher Auftritt auch seyn möge: so ist darin doch nicht alles gegeben, was fanatische Missionäre zur Besinnung bringen kann. Gerichtshöfe, selbst wenn sie im Geiste des Jahrhunderts sprechen, stützen sich nothwendig auf die Anordnungen der Vergangenheit; und da weder die Vorrechte der gallikanischen Kirche, so wie diese im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert aufgefaßt wurden, noch die Bestimmungen der Constitutions-Urkunde Ludwigs des Achtzehnten, so weit sie die Gewissensfreiheit betreffen, jemals von Bekehrungsversuchen abgeschreckt haben: so läßt sich auch annehmen, daß die Lossprechungen des Constitutionel und des Courier françois, wie majestätisch beide auch seyn mochten, auf den Geist des Bischofs von Hermopolis eben

so wenig einen starken Eindruck machen werden, als auf die Gemüther der entschlossenen Missionäre, die unter seiner Leitung stehen. Allein der Triumph des Lichts über die Finsterniß, der Philosophie über die Theologie, scheint mir deshalb nicht minder entschieden.

Dieser Triumph beruht, in meiner Ansicht, auf der unendlichen Wirksamkeit zweier Hebelkräfte, denen die Missionäre um so nothwendiger unterliegen werden, je weniger sie dieselben kennen, oder vielmehr, je unfähiger sie sind, sie jemals, ihrem Wesen nach, kennen zu lernen.

Die eine dieser Kräfte ist der Geist der hiesigen Gelehrten; die andere der Geist der — wie soll ich mich darüber ausdrücken? Erlauben Sie mir die hier übliche Benennung der Industriösen oder Betriebsamen. Beider Geister conspiriren auf eine bewundernswürdige Weise, die Masse der Nation in einer Bahn weiter zu führen, welche der Bahn der Theologen und Missionäre durchaus entgegengesetzt ist.

Was den Geist der Gelehrten betrifft, so ist er wesentlich der Geist der positiven Wissenschaften, d. h. derjenigen, die auf Beobachtung und Erfahrung beruhen, und unbekümmert um die ersten Ursachen, es immer nur auf Entschleierung der Gesetze der Erscheinungen anlegen. Mit Einem Wort, der Geist der hiesigen Gelehrten ist der Geist Bacons, Galilei's, Newtons und aller derjenigen, welche, nach diesen Heroen der Wissenschaft, das Gebiet zuverlässiger Erkenntniß in der astronomischen, chemischen und physiologischen Physik erweitert haben. Diesem Geiste nun ist auf keine Weise beizukommen, wenn dies durch Mittel geschehen soll, welche nicht in ihm selbst liegen.

Gestützt auf eine Methode, gegen welche sich nichts einwenden läßt, weil sie allein zur Evidenz führt, verwerfen seine Inhaber unbedingt alles, was auf anderen Wegen für die Einsicht erworben worden ist; und da sie den Vortheil haben, nicht bloß behaupten, sondern sogar beweisen zu können, daß ihr Verfahren allein zu einer reellen und bleibenden Wissenschaft führt, so ist über sie kein Sieg davon zu tragen. Dies ist um so unmöglicher, weil sie niemals streiten, sondern immer die That sprechen lassen. Man könnte sie die Inperturbablen nennen; so wenig werden sie von einer Wissenschaft berührt, die sich neben der ihrigen geltend machen möchte.

Was den Geist der Industriösen oder Betriebsamen anlangt, so ist er wesentlich derselbe; und er ist es aus keinem anderen Grunde, als weil er von den Gelehrten ausgegangen ist. Die polytechnischen Schulen haben eine Wirkung hervorgebracht, die für eine ganze Ewigkeit über die Richtung der sogenannten Mittelklasse entscheidet. Wie könnten Fortschritte in den mystischen Wissenschaften ihr am Herzen liegen, da sie nur das in sich trägt, was von ihnen entfernt? Die neueren Wissenschaften, d. h. diejenigen, welche seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts in die Erscheinung eingetreten sind, haben das Eigenthümliche, daß alles Theoretische in ihnen auch praktisch ist, oder vielmehr, daß die Theorie in ihnen nur in sofern einen Werth hat, als ihre Anwendung immer nahe liegt. Daher das Anziehende dieser Wissenschaften; daher der Eifer, womit man sich von allen Seiten her drängt, zu den Eingeweiheten zu gehören! Ehedem waren Fabrikanten, Kaufleute, Künstler und Handwerker unbekümmert

mert um die Aufschlüsse, welche die Wissenschaft ihnen geben konnte; sie alle bewegten sich in den Bahnen ihres verschiedenen Mechanismus, und was man nicht von dem Vater oder dem Lehrherrn gelernt hatte, war kein Gegenstand der Wißbegierde. Wie ganz anders jetzt! Wie der Fabrikant darüber zur Erkenntniß gekommen ist, daß sich die Fortschritte in der Chemie vortrefflich zu einer erfolgreicheren Betreibung seines Geschäfts benutzen lassen; eben so ist der Kaufmann dahinter gekommen, daß man etwas von der Staatswirthschaftslehre weg haben muß, wenn man noch etwas mehr seyn will, als ein bloßer Krämer. In demselben Fall befinden sich der Künstler und der Handwerker. Alle erfahren durch die Gelehrten Dinge, auf welche sie durch sich selbst nicht gekommen seyn würden; und die Art und Weise, wie sie es erfahren, entscheidet über das Maß ihrer Aufklärung noch weit mehr, als die mitgetheilte Sache selbst. Denn, da diese Art und Weise in die sogenannte positive Methode ausläuft, welche alles verwirft, was sich nicht auf Beobachtung und Erfahrung zurückführen läßt: so erhalten jene in der Methode selbst ein Präservativ gegen jeden Aberglauben, so wie gegen alles, was sich nicht beweisen läßt. Nur die Thatsache entscheidet für sie, und wo diese fehlt, da bleiben sie kalt gegen jedes Raisonnement wodurch man die Thatsache ersetzen möchte. In Wahrheit, die Beredsamkeit ist in unseren Zeiten an sehr strenge Bedingungen gebunden, und Sophistenkünste haben für den aufgeklärten Theil der Nationen alle Kraft verloren!

Bei diesem Stande der Kräfte und Gegenkräfte bin ich im höchsten Grade ungewiß darüber, welche Rolle ich

der Regierung hinsichtlich der Freiheit zuschreiben soll, welche sie den Missionären und Jesuiten gestattet. Die allgemeinere Voraussetzung, daß sie dabei ein eigenes Bedürfniß befriedige, leuchtet mir um so weniger als wahr ein, weil ich sie nicht machen kann, ohne zugleich anzunehmen, daß diese Regierung mit sich selbst in Widerspruch stehe, sobald es sich um die Mittel handelt, wodurch ihr Zweck allein erreicht werden könnte. Wie! dieselbe Regierung, welche den angeblich frommen Geist des funfzehnten und des vierzehnten Jahrhunderts zurück zu führen gedenkt, sollte Institute bestehen lassen, welche von diesem Geiste immer weiter entfernen? Wie! der Bischof von Hermopolis sollte sich wirklich überreden, es bedürfe nur einer theologischen Einfassung der Schulen aller Art, um den positiv-wissenschaftlichen Geist in die fernste Wüste zu bannen? Am Ende werden Sie, mein Freund, recht behalten mit Ihren Hindernissen, welche als Beförderungsmittel wirken. Zum wenigsten wird man geneigt zu glauben, daß eine Regierung, welche über große Geldmittel gebieten will, weder der Arbeit im Allgemeinen, noch allen den Fortschritten abhold seyn könne, wodurch die Arbeit productiver wird: Fortschritten, welche wesentlich darauf beruhen, daß der Anbau der positiven, d. h. der anti-theologischen und der anti-metaphysischen Wissenschaften weder theoretisch noch praktisch stille stehe.

Ich lasse es, wie billig, unentschieden, von welchen Beweggründen die Regierung hinsichtlich der Jesuiten und Missionäre geleitet wird. Dagegen möcht' ich Ihnen eine neue Thatsache zuführen, welche, auch in ihrer Vereinzelung,

lung, die größte Aufmerksamkeit eines Politikers ihres Gepräges verdient.

Dies ist die ungestörte Fortdauer des Conservatoriums der Künste und Handwerke.

Bei diesem merkwürdigen Institute müssen Sie an eine Universität für — Betriebsame denken. Doch bei Leibe nicht in dem deutschen Sinne dieses Worts! Hier zu Lande begreift man nicht, wie es möglich sei, den theologischen und den metaphysischen Geist mit dem Geiste der positiven Wissenschaften örtlich zu vereinigen, ohne eine große Verwirrung in den Köpfen, und nebenher eine vollendete Gleichgültigkeit für die Wissenschaft im Allgemeinen zu — organisiren. Ob man darin Recht hat, ob folglich der Organismus der deutschen Universitäten das Lob verdient, das deutsche Professoren ihm zu ertheilen so bereit sind, laß' ich dahin gestellt. Genug, daß es in Frankreich seit der Revolution anders ist. Hinsichtlich des Conservatoire des arts et métiers beschränkt sich die universitas litterarum auf diejenigen Gegenstände, welche den stärksten Einfluß auf das bürgerliche Leben haben, mit welchen man also vertraut seyn muß, wenn man nicht Schaden leiden, nicht hinter Andern zurückbleiben will. Namentlich beschränkt er sich auf die angewandte Chemie, auf die Mechanik, und auf eine Wissenschaft, die, wenn ich nicht sehr irre, in Deutschland noch ganz unbekannt ist, und hier die Benennung économie industrielle führt. Der Unterricht wird von den berühmtesten Professoren bestritten: von Männern, deren bloßer Name ein Lobspruch ist; für die Chemie von Herrn Clement-Desormes, für die Mechanik von Herrn Ch. Dupin, für die Betriebsamkeits-

Wirthschaft — erlauben Sie mir immerhin diese Benennung — von dem auch im Auslande berühmten J. Bapt. Say. Die Auditorien dieser Professoren bestehen nicht, wie auf den deutschen Universitäten, aus jungen Leuten, die, nachdem sie sich nothdürftig in den alten Litteraturen umgesehen haben, gleich dem aristotelischen Menschen in die Wissenschaft einschreiten, wohl aber aus gemachten Männern, die, nachdem sie praktisch schon viel erlernt haben, sich mit der Theorie befreunden, theils um ihr Wissen zu ordnen, theils um die Gränzen desselben zu erweitern. Daher der wesentliche Unterschied zwischen einem französischen und einem deutschen Hörsaal: ein Unterschied, der, in letzter Instanz, darauf hinausläuft, daß in dem ersten wirklich gelehrt und gelernt wird, in dem letzten hingegen — auf eine sehr problematische Weise.

Ich wohnte in der ersten Hälfte des Nov. der Eröffnung des neuen Lehrcursus im Conservatorium der Künste und Handwerke bei; und ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne Ihnen mitzutheilen, was ich daselbst vernommen habe, wäre es auch nur, um zu zeigen, in welchem Geiste der von Ihnen so benannte indirekte Angriff geleitet wird.

Den 10. Nov. hielt Herr Clement-Desormes seine Eröffnungsrede. Sie war voll von anziehenden Gedanken. Gleich im Eingange sagte er: „Es ist eben noch nicht lange, daß man es für das ehrenvollste Mittel, Reichthümer zu erwerben, hielt, wenn man Andere, die dergleichen durch die Arbeit erworben hatten, und folglich rechtmäßige Besitzer waren, beraubte. Inzwischen beginnt ein großer Theil Europa's und der neuen Welt, einem

Irrthume zu entrinnen, der für die Sittlichkeit und das Wohl des menschlichen Geschlechts gleich verderblich war. Nicht länger will man durch Eroberung erwerben: man begreift endlich, daß die wahre Ehre im Hervorbringen besteht, und daß man nur hervorbringt, sofern man Reichthümer schafft, die unsere Bedürfnisse und Wünsche befriedigen können." Herr Desormes entwarf hierauf ein Gemälde von dem Gange der industriellen Wissenschaften, und als er auf diejenigen kam, deren Mittheilung ihm anvertraut war, sagte er: „Ich werde die wissenschaftliche Theorie nicht mißbrauchen; denn die Erfahrung beweiset mir, je mehr und mehr, daß die einfachsten Elemente der Wissenschaften für die größten Entwickelungen der Betriebsamkeit ausreichen. Unser Frankreich ist im Vorschreiten, meine Herrn; seit dem Frieden, seit dem wohlthätigen Frieden, hat es in der Kunst, hervorzubringen, einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Unsere Manufacturen vermehren sich; und sie sind angefüllt mit neuen Maschinen, welche die Productions-Kosten um Vieles verringern, während die arbeitsame Klasse einen weit höheren Lohn bezieht, als ehemals." Reden dieser Art muß man eigentlich in ihrem Zusammenhange geben, wenn dem Geiste des Redners volle Gerechtigkeit zu Theil werden soll; da dies aber in einem Briefe unmöglich ist, so müssen Sie mir schon erlauben, daß ich noch das Eine und das Andere aus dem Zusammenhange reiße, worin es einen so starken Eindruck machte, daß ich es behalten konnte. Herr Desormes sprach unter andern von seinem Aufenthalt in Cornwallis, wo er die Kupferwerke besucht hatte. „Im Jahre 1770, sagte er, gaben diese Berg-

werke nur 3,300,000 Kilogramme Kupfer. Im Jahre 1824 lieferten sie 10 Millionen Kilogramme. Was soll man daraus schließen? Nichts weiter, als daß eine bessere Bearbeitung der Bergwerke eine wahre Erweiterung der Gränzen des Mineral-Reichs ist." Dieser Bemerkung folgte eine gäologische Vergleichung der Grafschaft Cornwallis mit der französischen Bretagne, welche mit einer Lobrede auf das, vor kurzem von dem Herrn von Humboldt besuchte schöne Bergwerk Poullaouen endigte. Es wurden noch viele andere Gegenstände berührt, z. B. die Bearbeitung der mexikanischen Bergwerke durch Bergleute aus Cornwallis, die Vervollkommnung der Dampfmaschinen, der Bleichereien u. s. w. In keinem Theile des langen Vortrags wurde irgend eine Anstrengung sichtbar; überall vertraten Thatsachen und einfache Bemerkungen die Stelle der Bilder und Redensarten, und unter der großen Zahl von Zuhörern war vielleicht kein einziger, der nicht belehrter zurückging, als er gekommen war: ein Resultat, das, so viel mir davon einleuchtet, die bloße Methode der positiven Wissenschaft mit sich bringt, während die der theologischen und metaphysischen uns nothwendig läßt, wie sie uns gefunden hat.

Am folgenden Tage eröffnete der Baron Ch. Dupin seinen Cursus der Mechanik. Man muß den Franzosen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie den trockensten Gegenständen Seiten abzugewinnen wissen, von welchen sie anziehend werden. Herr Dupin bewies, daß Künste und Handwerke nur in sofern zur Vollkommenheit gedeihen, als sie die reine Mathematik, vorzüglich die Geometrie, in sich aufnehmen; und um den Beweis noch

anschaulicher zu machen, führte er mehrere Handwerke an, die, wie unabhängig von aller Wissenschaft sie auch scheinen mögen, ohne den Beistand der Mathematik zu lauter Beschwerden und Verluste führen. Selbst die Art und Weise, wie die Türken ihr Schiffe befrachten, blieb hier nicht unberührt; und die vollkommenste Aufmerksamkeit der Zuhörer folgte dem Redner, als er zeigte, daß Herr Cuvier den Grundgedanken der schönen Theorie von fossilen Thieren seinen geometrischen Kenntnissen verdanke. Nur die Aerzte, welche zugegen waren, schüttelten ihre vom Zweifel bewegten Köpfe, indem sie, wie es schien, nicht zugeben wollten, daß die äußere Gestaltung der Theile des menschlichen Körpers auf geometrische Sätze zurückgeführt werden könne. Herr Dupin endigte seinen anziehenden Vortrag mit einem patriotischen Aufruf an den Eifer und die Beharrlichkeit der Betriebsamen Frankreichs, die National-Ehre in dieser Bahn eben so wenig sinken zu lassen, wie in den übrigen Bahnen. Mit tiefem Gefühl zollte er sein Lob allen Edlen, welche in den letzten Jahren dazu beigetragen haben, daß der Unterricht in der reinen Mathematik in Frankreich allgemeiner geworden ist; und da General Foy, der so eben gestorben war, zu diesen gehört hatte, so konnte sein Name nicht genannt werden, ohne alle Herzen zu bewegen. Am Schlusse konnte ich, die Wahrheit zu gestehen, nicht umhin, mich zu fragen, wie ein solcher Vortrag in Deutschland ausgefallen seyn würde, wo man so gewohnt ist, alles in seiner Vereinzelung aufzufassen und zu behandeln.

Ich habe oben bemerkt, daß der Unterricht in der sogenannten Betriebsamkeits-Wirthschaft (économie in-

dustrielle) dem berühmten J. Bapt. Say übertragen ist. Da ich ihn aus seinem größeren Werke über den National-Reichthum, und aus seinem Katechismus der Staatswirthschaft kannte: so war ich um so begieriger, ihn auf dem Lehrstuhl zu sehen. Jetzt kann ich von ihm sagen: „der Mann steht seinem Ruf;" ich möchte aber auch hinzufügen: „sein Ruf ist nur sein Schatten." Das ruhige Bewußtseyn des Verdienstes, das er sich um Frankreich durch seine Bearbeitung der Staatswirthschafts-Lehre erworben hat, giebt seinem einfachen, klaren und abgewogenen Vortrage einen gewissen Anstrich von Väterlichkeit, die einem Manne seines Alters sehr wohl ansteht. „Junge Leute der gegenwärtigen Zeit, sagte er unter andern, haben alle Ursache, auf ihrer Huth zu seyn. Sie sind bestimmt in einem Jahrhundert zu leben und zu wirken, wo man viel weiter gekommen ist, als unsere Väter es waren. Man grübelt über alles; und diejenigen von ihnen, welche nicht sehr gesunde, und ein wenig ausgedehnte Vorstellungen von ihrer persönlichen Lage, von der Natur ihres Geschäfts, und von dem Grade der Wichtigkeit, den es in der Welt erhalten kann, haben, werden nur allzu bald hinter Solchen zurückbleiben, welche von den Menschen und den Dingen richtigere Begriffe haben." Ich kann bei weitem nicht alles anführen, was in diesem gehaltvollen Vortrage zur Sprache gebracht wurde; indeß darf ich eine Stelle desselben nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie den Mann selbst charakterisirt, und ich will mich bemühen, sie mit seinen eigenen Worten zurück zu geben. „Ich habe, sagte er, dies Jahr eine Reise nach England

gemacht. Mein Hauptzweck dabei war, die Ursachen zu beobachten, wodurch industrielle Unternehmungen jenseits des Kanals besser gelingen, als bei uns; und ich habe mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß die Art und Weise, diese Unternehmungen zu verwalten, zu dem Erfolge derselben weit mehr beiträgt, als die technischen Kenntnisse und das Verfahren bei der Ausführung: Dinge, die man gleichwohl beinah' ausschließend an den Engländer rühmt. Wir wissen beinah' alles, was sie wissen; es giebt wenig geheime Kunstgriffe, gegen welche Gattung der gesellschaftlichen Verrichtungen man sich auch wenden möge; in dem weiten Gebiet der Betriebsamkeit erstaunt man, zu sehen, welche Kleinigkeit das Verborgene im Vergleich mit dem ist, was alle Leute wissen und anzuwenden verstehen. Nur in Hinsicht des vorläufigen Verfahrens können wir noch viel von unsern Nachbarn lernen; und mit sehr viel Wahrheit sagte einer von unsern berühmtesten Schriftstellern: „es wird sehr viel Philosophie dazu erfordert, um das richtig zu beobachten, was man alle Tage sieht."

Es wird meine Schuld seyn, wenn Sie in dem, was ich Ihnen hier über die Vorträge im Conservatorium der Künste und Handwerke mitgetheilt habe, nicht einen Geist wahrnehmen, der mit unwiderstehlicher Gewalt über alle Verfinsterungs-Versuche der Missionäre entscheidet. Hier ist eine Region, die sie nicht erreichen können; hier strahlt eine Sonne, in derem Glanze sie nicht auszuhalten vermögen. Ein Institut dieser Art wirkt mit unendlich größerer Kraft, als Pascal's Lettres provinciales; denn was ehemals das be-

scheidene Erbtheil einiger wenigen Köpfe blieb, wird immer mehr das Gemeingut der ganzen Gesellschaft. Doch ich vergesse, daß man nicht Eulen nach Athen tragen soll; und außerdem ist es Zeit, diesen langen Brief zu schließen. Leben Sie also wohl.

lz.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Der nordische Krieg; erste Abtheilung.

Die Politik der nordischen Mächte entsprach zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dem gesellschaftlichen Zustande, der in diesen Reichen vorherrschte. Da der Ackerbau in ihnen beinahe ausschließende Verrichtung war, so gehörte der Krieg, als Mittel, sich zum Bewußtseyn der Einheit zu erheben, gewissermaßen zu ihrem Wesen. Gleich willkommen war ihnen jede Veranlassung dazu; vorausgesetzt nur, daß sie die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges in sich schloß. Man unterschied daher sehr wenig zwischen gerechtem und ungerechtem Krieg; denn, noch hatte man keine Ahnung davon, daß die Politik, wie alle übrigen Gedanken und Handlungen des Menschen, dem Sittengesetz unterworfen werden müsse. Nur mit dem eigenen Vortheil beschäftigt, setzte man die Beweggründe als sich selbst gleich; glücklich, wenn man es dahin gebracht hatte, daß der Schein einer Nothwendigkeit vor-

handen war. Die Barbarei ging in diesen Theilen der europäischen Welt noch so weit, daß man für die Monarchen-Größe keinen anderen Maßstab hatte, als die Zahl der Krieger, die von einem Fürsten ins Feld gestellt werden konnten.

Nach Karls des Elften Tode, erschien die Jugend seines Nachfolgers als ein günstiger Umstand, den man benutzen müsse, um alle die Verluste zu ersetzen, die Schwedens Nachbarn durch Gustav Adolphs und Karls des Zehnten Eroberungen gelitten hatten. Drei Monarchen waren in diesem Gedanken einverstanden: Friedrich der Vierte, König von Dänemark, August der Zweite, erwählter König von Polen, und Peter Alexiewitsch, Czar von Rußland. Die Absichten dieser Fürsten stimmten darin überein, daß sie sich auf Schwedens Kosten vergrößern wollten: Friedrich von Dänemark, durch die Eroberung der ungetheilten Suveränetät Holstein's und (wo möglich) aller der Theile, welche sein Vorgänger durch die Tractate von Roeskild und Copenhagen, in den Jahren 1658 und 1660 an Schweden abgetreten hatte; August von Polen durch die Eroberung Lieflands, einer Provinz, welche ehemals dem deutschen Orden angehört hatte, und seit beinahe einem Jahrhundert einen Bestandtheil des schwedischen Königreichs bildete; Peter, Czar von Rußland, durch die Eroberung von Carelien und Ingermanland: Bruchstücke des schwedischen Machtgebiets jenseits des botnischen Meerbusens, welche jener gebrauchte, um für Petersburg, dessen Anlage von ihm beschlossen war, einen freieren Spielraum zu gewinnen. Seele der, von diesen drei Monarchen im Jahre 1699 geschlossenen ge-

heimen Offensiv-Allianz war Johann Reinhold Patkul, ein liefländischer Edelmann, den die schwedische Regierung des Hochverraths schuldig nannte. Dieser unglückliche Mann, dem es nicht an persönlichen Eigenschaften fehlte, hatte sich in jener Zeit, wo Karl der Elfte seine Finanzen auf Kosten des Vermögenszustandes seiner Unterthanen verbesserte, von dem liefländischen Adel, zu einer Reise nach Stockholm bereden lassen, welche die Vertheidigung seiner Rechte bezweckte. Vorgelassen, sprach er zu seinem Könige in solchen Ausdrücken, worin die Achtung für die Majestät durch das Gefühl erlittenen Unrechts vermindert wird. Karl der Elfte fühlte sich dadurch nicht auf der Stelle beleidigt; er klopfte Patkuln vielmehr auf die Schulter und sagte: „als Wortführer seines Vaterlandes habe er wie ein braver Mann gesprochen; er schätze ihn deshalb um so höher, und werde alles für Lieflands Adel thun." Anderer Rath kam dem Könige über Nacht; und nachdem er mit seinen Räthen gesprochen hatte, wurde beschlossen, Patkuln als einen Majestäts-Schänder zum Tode zu verurtheilen. Ehe dies zur Ausführung gebracht werden konnte, rettete sich der liefländische Edelmann durch die Flucht; und da, von diesem Augenblick an, all' sein Besitzthum in Liefland verwirkt war, so begab er sich nach Polen an den Hof Augusts des Zweiten, dem er die Eroberung Lieflands, in Folge des in diesem Lande herrschenden Mißvergnügens, als eine so leichte Sache darstellte, daß dieser König, dem es vorzüglich auf die Einführung sächsischer Truppen in sein neues Machtgebiet ankam, nur allzu leicht gewonnen wurde. Von Warschau aus wurde die Offensiv-Allianz, deren wir oben gedacht

haben, betrieben; und sie zu Stande gebracht zu haben, war Patkuls Hauptverdienst. Wie er dafür belohnt wurde, werden wir weiter unten sehen.

Sofern die Verbündeten von der Voraussetzung ausgingen, daß ein achtzehnjähriger König von Schweden, sich seinem Schicksale, ohne Widerstand leisten zu können, werde unterwerfen müssen, befanden sie sich in dem stärksten Irrthum. In welchem statistischen Verhältnisse auch das Königreich Schweden zu Rußland, Polen und Dänemark stehen mochte: es giebt Charaktere, deren Unbesieglichkeit darauf beruht, daß in ihnen das Leben, und alles, was mit dem Leben in Verbindung steht, der Idee untergeordnet ist. Ein solcher Charakter aber war Karl der Zwölfte. Von seiner frühesten Jugend an hatte er Proben eines festen und unerschütterlichen Willens gegeben; die Begriffe von Ehre und Ruhm waren die einzigen Mittel gewesen, wodurch seine Erzieher etwas über ihn vermocht hatten. Sein Abscheu vor der lateinischen Sprache war überwunden, sobald er vernommen hatte, daß die Könige von Dänemark und Polen dieselbe verständen. Bald wurden ihm Cäsars Commentarien und des Quint. Curtius Geschichte Alexanders über Alles lieb. Als man ihn fragte, was er von Alexander denke, gab er zur Antwort: „ich meine, daß ich ihm gleichen möchte." Nichts Abschreckendes hatte für ihn die Bemerkung, daß Alexander nur zwei und dreißig Jahre alt geworden sei. „Ist das nicht genug, war seine Antwort, wenn man Königreiche erobert hat?" Hiervon unterrichtet, rief sein Vater aus: „mein Sohn wird mehr leisten, als ich; er wird sogar über Gustav Adolph hinausgehen." Als junger Prinz beschäftigte er

sich eines Tages in den Zimmern seines Vaters mit zwei Charten, von welchen die eine den von den Türken eroberten Theil Ungarns, die andere das von den Schweden eroberte Liefland darstellte. Unter der ersteren standen die Worte: „der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet;" und dies bewog den jungen Prinzen unter die Charte von Liefland zu schreiben: „Gott hat es mir gegeben und der T..f.l soll es mir nicht nehmen." Er war elf Jahr alt, als er seine Mutter verlor: ein Umstand, der für die Ausbildung seines Herzens gewiß von den wichtigsten Folgen war. Vier Jahre darauf starb Karl der Elfte, in einem Alter von zwei und vierzig Jahren, zu einer Zeit, wo das deutsche Reich, Spanien und Holland auf der einen, und Frankreich auf der anderen Seite, ihm die Vermittelung ihrer Streitigkeiten anvertraut hatten. Jetzt 15 Jahr alt, war Karl der Zwölfte, vermöge der schwedischen Erbfolge-Gesetze, zur Besteigung des Throns berechtigt; da ihn aber sein Vater, durch testamentarische Verfügungen, bis zum Alter von 18 Jahren unter die Vormundschaft seiner Großmutter gestellt hatte, so sollte er sich bis dahin aller Suveränetäts-Handlungen enthalten. Einige Monate hindurch stimmte dies zu seinen Neigungen; als er aber im November des Jahres 1697 von einer Musterung zurück kam, die er über mehrere Regimenter gehalten hatte, erklärte er sich gegen den Staatsrath Piper, in welchen er großes Vertrauen setzte, dahin, daß er nicht länger unter den Befehlen einer Frau über tapfere Soldaten gebieten wolle. Die Folge dieser Erklärung war, daß das schwedische Scepter den Händen seiner Großmutter entwunden

wurde. Die Reichsstände, welche gerade versammelt waren, genehmigten, was der Graf Axel Sparre, in Verbindung mit mehreren Regentschaftsräthen, beschlossen hatte; und so rasch ging alles von Statten, daß Karl drei Tage nach der ersten Aeußerung seines Wunsches sich zum Könige ausgerufen sah. Den nächsten 24. Dec. hielt er, auf einem mit Silber beschlagenen Fuchs, das Scepter in der Hand, die Krone auf dem Haupte, seinen Einzug in Stockholm, wo ihn der Jubelruf einer Menge empfing, welche jede Veränderung für eine Verbesserung hält und auf die jüngsten Fürsten in der Regel die stärksten Hoffnungen stützt. Bei der Ceremonie der Salbung und Krönung, welche der Erzbischof von Upsal zu verrichten pflegt, setzte er sich, zur größten Freude der Zuschauer, selbst die Krone auf. Jetzt König, machte er den Staatsrath Piper zum Grafen und zu seinem ersten Minister, ohne ihm diesen Titel zu geben. Uebrigens fühlte er sich nur wenig angezogen von Regierungsgeschäften, die ihm sogar lange Weile machten. Nur zwei Dinge hatten für ihn unwiderstehlichen Reiz: die Beschäftigung mit seinen Truppen, welche er fleißig übte, und die Bärenjagd. In Genüssen und Tracht konnte kein Fürst mäßiger und einfacher seyn, als er. Wein und Frauen waren ihm gleichgültig; und, es sei nun aus Zurückhaltung, oder aus wirklichem Mangel, genug, sein Geist gab sich so wenig zu erkennen, daß er in seinen ersten Regierungsjahren für noch weniger als mittelmäßig in der europäischen Welt galt. So war er von allen in Schweden befindlichen Ausländern, so, vorzüglich von den Gesandten Frankreichs, Englands u. s. w. geschildert worden. Sogar die Schweden urtheilten nicht

besser von ihm; und wer möchte bestimmen, in welchem Lichte er der Nachwelt erschienen seyn würde, wenn der, durch Patkul gebildete Sturm ihm nicht Gelegenheit gegeben hätte, die verborgenen Eigenschaften seines Kopfes und seines Herzens zu entfalten?

Karl der Zwölfte kehrte von einer Bärenjagd zurück, als er die Nachricht von dem Einbruch der Sachsen in Liefland erhielt. In seiner Gegenwart berathschlagte der Staatsrath über die Gefahren, welche dem Reiche bevorstanden; und nichts war wohl natürlicher, als daß die Mehrheit nur in Unterhandlungen eine Rettung absah, wobei sie sich im Stillen auf bedeutende Verluste gefaßt machte? Karl, nachdem er alles ruhig vernommen hatte, erhob sich nun mit aller Würde eines überlegenen Geistes, der seinen Entschluß gefaßt hat. „Meine Herren, sagte er, mein Vorsatz ist und bleibt, nie einen ungerechten Krieg anzufangen; aber den gerechten will ich nur durch den Untergang meiner Feinde beendigen. Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde Den angreifen, der sich zuerst wider mich erklären wird; und wenn ich ihn besiegt haben werde, so werden sich, hoff' ich, die übrigen bekehren." Diese wenigen Worte setzten die alten Räthe in Erstaunen. Sie sahen einander an, ohne darauf zu antworten; und da sie sich schämten, weniger Muth zu haben, als der König, so vollbrachten sie seine, sich auf die Zurüstungen zum Kriege beziehenden Befehle nur um so gewissenhafter.

Wie August der Zweite in Liefland, eben so war Friedrich der Vierte ins Holsteinsche eingefallen, um die volle Suveränetät dieses Landes auf Kosten des Herzogs von Holstein Gottorp und gegen den Willen des Königs

von Schweden, der des Letzteren Schwager war, zu erwerben. Dieser Krieg hing mit Dingen zusammen, die, als in der früheren Vergangenheit gegründet, hier einer ausführlicheren Erwähnung nicht unwürdig sind.

So lange die europäischen Könige nur die Oberhäupter des Adels waren, gab es für sie keine Suveränetät in dem gegenwärtig hergebrachten Sinne des Worts. Die natürliche Folge davon war, daß auf die Einheit der Autorität kein besonderes Gewicht gelegt wurde. Es war daher im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert auch gar nicht ungewöhnlich, daß Brüder zusammen regierten; zum Wenigsten war dies nicht selten der Fall in den germanischen Staaten. Im Norden Europa's dauerte dies noch im sechzehnten Jahrhunderte fort. Nachdem also am Schlusse des funfzehnten Jahrhunderts das Haus Oldenburg auf den dänischen Thron gelangt war, ernannte Christian der Dritte (ein Sohn Friedrichs des Ersten) seinen Bruder Adolph, für welchen er sehr viel Vorliebe hatte, zu seinem Mitregenten für die Herzogthümer Holstein und Schleswig, mit der Anordnung, daß auch die Nachkommen desselben, das Herzogthum Holstein in Vereinigung mit den Königen von Dänemark regieren sollten, und zwar dergestalt, daß weder der König von Dänemark ohne die Zustimmung des Herzogs von Holstein, noch dieser ohne die Zustimmung des ersteren im Herzogthume das Mindeste verändern könnte. Bald zeigten sich die nachtheiligen Folgen dieser Einrichtung, die eine reichliche Quelle der Eifersucht wurde; am häufigsten seit dem Jahre 1660, wo die Könige von Dänemark zu unumschränkte Fürsten erhoben waren. Die Streitigkeiten

zwischen den Königen und den Herzogen nahmen von jetzt an kein Ende; je mehr jene unterdrückten, desto unabhängiger wollten diese seyn. Unter Schwedens, Englands und Hollands Vermittelung hatte zwar der letzte Herzog in dem Frieden von Altona (1689) Suveränetät und Freiheit zurückerhalten; allein der König von Dänemark betrachtete diesen Tractat als eine Unterwerfung unter das Gesetz der Nothwendigkeit, fest entschlossen ihn zu brechen, sobald die Umstände ihm günstiger seyn würden. Kaum war er also mit dem Czar und mit dem Könige von Polen in Bündniß getreten, als er nach Holstein aufbrach, den Herzog dieses Landes verjagte, und, nach der Wegnahme von Gottorp, Tönningen belagerte.

Karl der Zwölfte konnte sich kein Geheimniß daraus machen, daß dieser Krieg nicht sowohl gegen seinen Schwager, als gegen ihn selbst gerichtet sei. Fest entschlossen nun, den König von Dänemark für so viel Kühnheit zu bestrafen, suchte und fand er den Beistand der Engländer und Holländer, deren Politik es mit sich brachte, den Dänen-König nicht zum unumschränkten Gebieter des Sundes werden zu lassen, weil ihr freier Handel im baltischen Meere darunter gelitten haben würde. Während auf der einen Seite die sächsischen Truppen, die des Kurfürsten von Brandenburg, die des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel und die des Landgrafen von Hessen dem Könige von Dänemark zu Hülfe zogen, und auf der andern acht tausend Schweden (die Garnisonen von Schwedisch-Pommern) unterstützt von den hannöverschen Truppen, und von drei holländischen Regimentern

zur Vertheidigung des Herzogs von Holstein marschirten, schlossen sich die Flotten Englands und Hollands an die schwedische an. Den 7. May, neuen Stils, 1700 verließ Karl der Zwölfte seine Hauptstadt, die er von diesem Augenblicke an nie wieder sah. Im Hafen von Karlskrona schiffte er sich, begleitet von dem General Renskiold, dem Grafen Piper und anderen Vornehmen auf dem größten Linienschiffe ein, das bis dahin gesehen war: es führte den Namen König Karl, und hatte hundert und zwanzig Kanonen am Bord. Drei und vierzig Schiffe begleiteten dasselbe auf der Fahrt, worauf es sich den englischen und holländischen Geschwadern anschloß. Furchtsam wich die dänische Flotte zurück, als es eine Vertheidigung der Insel Seeland galt; denn Karls des Zwölften Entschluß war, durch eine Belagerung Copenhagens den König von Dänemark zu einem schleunigen Frieden zu zwingen.

Die Landung geschah bei Humbelbeck; und Karl der Zwölfte offenbarte bei dieser Gelegenheit Eigenschaften, die, wo nicht den vollendeten, doch wenigstens den entschlossenen Krieger verriethen. Eins vor Allen war ihm klar: nämlich, daß er, um Großes auszurichten, es nicht an seinem Beispiel fehlen lassen dürfe. Diesem Vorsatze gemäß, stellte er sich an die Spitze der dreihundert Grenadiere, welche zuerst landen sollten. Unter dem Schutze der Kriegesschiffe näherten sich die Schaluppen dem Ufer. Noch waren sie dreihundert Schritte von demselben entfernt, als Karl, hingerissen von seiner Ungeduld, bis an den Gürtel ins Meer sprang, und den Degen in der Faust, seine Tapferen gegen die nahen Schanzen führte. Ihn umpfif-

fen die Kugeln, welche von diesen Schanzen aus auf die Anrückenden abgefeuert wurden. „Was ist das für ein Gezisch?" fragte er den General Stuart, der ihm zur Seite ging. „Es kommt von den Kugeln aus den Musketen," war die Antwort des Generals. „Gut! erwiederte der König, das wird künftig meine Musik seyn." In demselben Augenblick wurde der General Stuart von einer solchen Kugel in die Schulter getroffen, und ein Lieutenant, der sich auf der andern Seite des Königs befand, darnieder gestreckt.

Die Dänen vertheidigten sich nicht lange in ihren Schanzen: Reiterei und Fußvolk entwichen nach einem kurzen Widerstande. Kaum war Karl in den Schanzen angelangt, als er sich auf die Knie warf, um Gott für den ersten glücklichen Erfolg seines Unternehmens zu danken. Ohne Zeitverlust traf er nun Anstalten zur Belagerung von Copenhagen; und da es ihm dazu an der nöthigen Truppenzahl fehlte: so ließ er durch seine Flotte 9000 Schweden, welche sich auf der entgegengesetzten Küste in Skanien gesammelt hatten, abholen. Die Einwohner Copenhagens, jetzt ihres Schicksals gewiß, schickten Abgeordnete, welche den feurigen Krieger bitten sollten, ihre Stadt mit einem Bombardement zu verschonen. Karl empfing sie zu Pferde, und stellte die Bedingung, daß die Stadt ihm viermal hundert tausend Thaler bezahlen, und sein Lager gegen baare Bezahlung mit Lebensmitteln versorgen sollte. Diese Bedingung wurde angenommen, ohne daß die Copenhagener auf eine Entschädigung für ihre Lebensmittel rechneten. Wie erstaunten sie, als der gemeinste Soldat, dem Versprechen des Königs

gemäß, alles, was er empfing, mit Geld vergütete! Nie war in einem Heere mehr Mannszucht angetroffen worden. Der Geist des Kirchenthums gehörte zu den Mitteln, welche zu diesem Endzweck angewendet wurden. Zwei Mal wurde des Tages Betstunde gehalten: um 7 Uhr Morgens und um 4 Uhr Nachmittags. Nie fehlte der König bei diesen Andachtsübungen, und sein Beispiel wirkte um so nachhaltiger, weil Jeder die Ueberzeugung hegte, daß keine Heuchelei dabei im Spiele sei. So groß war die Ordnung im königlichen Lager, daß die dänischen Landleute sich demselben furchtlos näherten, und ihre Produkte lieber den Schweden, als den eigenen Landsleuten verkauften.

Während dies bei Copenhagen vorging, verweilte Friedrich der Vierte bei Tönningen, das sich noch immer nicht ergeben hatte. Unfähig, das Mindeste zur Rettung seiner von Schweden, Engländern und Holländern eingeschlossenen Hauptstadt zu thun, glaubte er, als König, seine Pflicht zu erfüllen, wenn er allen Denen, die in seinen Staaten, die Waffen gegen die Schweden ergreifen würden, die bürgerliche Freiheit, d. h. den Austritt aus Leibeigenschafts- und Erbunterthänigkeits-Verhältnissen, ankündigte. Wie viel Eindruck er dadurch machte, läßt sich nicht sagen. Karl, dem es nur auf Zeitgewinn ankam, weil er vor Begierde brannte, sich mit den Russen und den Polen zu messen — erklärte ihm indeß, daß er auf Seeland nur gelandet sei, um ihn zum Frieden zu nöthigen, und daß er die Wahl habe zwischen Genugthuung gegen den Herzog von Holstein, und dem unvermeidlichen Verlust seiner Hauptstadt, von welcher, wenn der Friede nicht

innerhalb einer vorgeschriebenen Zeit zu Stande käme, kein Stein auf dem andern liegen bleiben werde. Die Aufforderung war dringend, und erhielt Nachdruck durch den Charakter des Schwedenkönigs. Zu Travendal, an den Gränzen Holsteins, versammelte sich ein Congreß; und damit die Unterhandlungen nicht in die Länge gezogen würden, gab Karl seinen Abgeordneten die aller gemessensten Befehle. Da der König von Schweden nichts für sich wollte, sondern sich mit der Ehre begnügte, seinem Bundesgenossen geholfen, und seinen Feind gedemüthigt zu haben: so kam der Friede schon den 5. August zu Stande. Der Herzog von Holstein wurde für gehabte Kriegskosten entschädigt, und in seine frühere Lage wieder hergestellt. So endigte in einem Zeitraum von sechs Wochen der erste Krieg, den der achtzehnjährige Schwedenkönig unternommen hatte; und war es wohl ein Wunder, wenn ganz Europa über seine Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Uneigennützigkeit erstaunte?

Ungefähr um dieselbe Zeit wurde die Belagerung von Riga aufgehoben. Dies geschah, nach einer tapferen Vertheidigung dieser Stadt durch den schwedischen Grafen d'Alberg, auf die Vorstellungen, welche die holländischen General-Staaten dem Könige von Polen machen ließen: Vorstellungen, denen sie Beweggründe hinzufügten, welchen ein König von Polen, der des Geldes nur allzu sehr bedurfte, am wenigsten widerstehen konnte. Die Holländer waren bei der Rettung Riga's in einem hohen Grade betheiligt, weil diese Stadt die Hauptniederlage ihrer Waaren am baltischen Meere war; und der Krieg, der ihnen um dieselbe Zeit, als Bundesgenossen der Engländer, mit

Frankreich bevorstand, machte, daß sie um so leichter über ein bedeutendes Geldopfer hinweg kamen.

Unter diesen Umständen blieb der Czar von Rußland als der Einzige übrig, den Karl der Zwölfte noch zu bekämpfen hatte. Drei russische Gesandten, welche zu Stockholm verweilten, betheuerten, daß ihrem Beherrscher nichts heiliger sei, als die bestehenden Friedensverträge; allein diesen Betheurungen widersprach das unermeßliche Heer, das Peter Alexiewitsch nach Ingermanland vorrücken ließ. Es bestand aus nicht weniger als 80,000 Mann, die, wenn sie gehörig bewaffnet und disciplinirt gewesen wären, ein großes Reich hätten erobern können. Ihre nächste Bestimmung war die Eroberung von Narva, einer unbedeutenden Stadt, die, an dem Fluß gleichen Namens gelegen, von etwa 1000 Schweden vertheidigt wurde. Als der Czar seine Absicht nicht länger verheimlichen konnte, trat er mit einem Manifest auf, wodurch er sein Verfahren zu rechtfertigen wünschte. Dies Manifest war kaum noch mehr, als eine unzeitig angebrachte Form völkerrechtlichen Verfahrens; denn es enthielt keine weiteren Beweggründe zum Kriege, als — versagte Achtungsbeweise gegen den Czar selbst, auf einer Durchreise durch Riga, worauf er das Incognito hatte bewahren wollen, und vertheuerter Verkauf von Lebensmitteln an seine Gesandten.

Jetzt nicht länger in Ungewißheit wegen des Krieges, traf Karl der Zwölfte seine Anstalten zur Vertheidigung Finnlands und der übrigen schwedischen Besitzungen am östlichen Ufer des baltischen Meeres. Mit 20,000 Mann glaubte er sich dem russischen Heere gewachsen. Sie

wurden auf zweihundert Transportschiffen übergesetzt; und obgleich der Winter in diesen nördlichen Gegenden schon seinen Anfang genommen hatte, so verlor der Schwedenkönig, nachdem er zu Pernaw in dem Meerbusen von Riga gelandet war, doch keinen Augenblick, mit seinen 16,000 Mann Fußvolk und seinen 4000 Mann Reiterei nach Reval aufzubrechen, um die Russen desto sicherer zu überraschen. Während der Freiherr von Horn Narva mit etwa 1000 Mann geregelter Truppen vertheidigte, und mit seinen schwachen Batterieen den Russen großen Abbruch that, rückte sein König gegen die Abtheilungen des feindlichen Heeres an, welche zur Deckung der Belagerung bestimmt waren. Der Czar hatte sich um diese Zeit aus dem Lager entfernt, um einem Heere von 30 bis 40,000 Mann entgegen zu gehen, das er über Pleskow erwartete. Als nun Karl mit seiner Reiterei und etwa 4000 Mann Fußvolk bei den russischen Vorposten anlangte, warf er sogleich ein Corps von 5000 Mann auf ein weit stärkeres zurück, das, von Schrecken ergriffen, alsbald ins Lager eilte. In zwei Tagen waren alle Vorposten überwältigt, und was unter andern Umständen für dreifachen Sieg gegolten haben würde, hielt Karln nicht eine Stunde auf.

Jetzt mit seinen 8000 Mann dem russischen Lager gegenüber stehend, was sollte er beginnen? Ein schwedischer General stellte ihm die Größe der Gefahr vor. „Wie! antwortete er, Ihr zweifelt, daß ich mit meinen 8000 tapferen Schweden, nicht 80,000 Moscowiter über den Haufen werfen sollte?“ Nach einem kurzen Besinnen ritt er hinter demselben General her, und sagte:

„Ihr müßt meiner Meinung seyn. Hab' ich nicht zwei Vortheile über den Feind: einmal den, daß er seine Reiterei nicht gebrauchen, und zweitens den, daß, da er in einen engen Raum eingeschlossen ist, seine unermeßliche Zahl ihn nur belästigen kann?" Gegen diese Bemerkung ließ sich nichts einwenden. Den 30. Nov. 1700 gegen Mittag begann die Schlacht. Die Schweden hatten um diese Zeit noch den Vortheil, daß ein heftiger Wind den Russen dichte Schneeflocken ins Gesicht trieb. Zwei Raketen und der Ausruf: „mit Gottes Hülfe!" gaben das Zeichen. Gleich bei der ersten Salve des russischen Fußvolks ward dem Könige ein Pferd unter dem Leibe erschossen; doch ruhig bestieg er ein zweites, mit den Worten: „diese Leute wollen mich im Reiten üben." Der Hauptangriff der Schweden geschah auf den rechten Flügel des russischen Lagers, weil man hier den Czar vermuthete. Nach einem dreistündigen Widerstand der Russen, war der Sieg der Schweden entschieden. Auf der Flucht brach die Brücke über die Narva, und wer seinen Tod nicht in den Wellen fand, kehrte ins Lager zurück, um sich hinter Strohhütten von neuem zu vertheidigen. Beim Einbruch der Nacht erschöpft, kamen die Generale Dolgoruky, Gallowkin und Federowitz, um ihre Waffen zu den Füßen des Königs nieder zu legen. Denselben Entschluß faßte der Herzog von Croy, welchem der Czar den Oberbefehl anvertraut hatte. Der linke Flügel der Russen vertheidigte sich noch, als dies geschah; und die Nacht endigte das Gemetzel. Doch am folgenden Morgen ergab sich auch der Ueberrest mit allem, was ihm angehörte. Die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, und nicht weniger als

145 Kanonen wurden die Beute einer Hand voll Schweden, die, mit einem Verluste von etwa 600 Mann, das Riesenheer des Czars besiegt hatten. Karl, der nichts so sehr fürchtete, als die Last seiner zahlreichen Gefangenen, ließ die Gemeinen laufen, und behielt bloß die vornehmsten Offiziere, die er nach Stockholm sendete. Unter diesen befand sich auch der Sohn und Erbe des Königs von Georgien, dessen Vater, Mitelleski, von seinen eigenen Unterthanen vertrieben, sich lieber dem Czar von Moskovien, als dem türkischen Sultan hatte in die Arme werfen wollen. Der Sohn war dem Czar in den Krieg gefolgt. Als er Karln vorgestellt wurde, konnte dieser nicht umhin, sich über das seltsame Geschick zu wundern, das einen, am Füße des Caucasus gebornen asiatischen Prinzen nach Stockholm schleuderte: „das ist gerade, sagte er, als ob ich eines Tages der Gefangene der crimmischen Tartaren würde." Für den Augenblick ging der Eindruck dieser Worte verloren; aber später erinnerte man sich daran, um eine Vorhersagung darin zu finden.

In großen Tagmärschen näherte sich der Czar, der jetzt das Mittel gefunden zu haben glaubte, die Schweden von allen Seiten einzuschließen. Unterweges von dem Ausgange der Schlacht bei Narva unterrichtet, fand er nicht für gut, noch weiter vorzugehen, um mit 40,000 Mann einen Sieger anzugreifen, der so eben 80,000 geschlagen hatte. „Ich weiß wohl, sagte Peter, daß die Schweden uns noch öfter schlagen werden; aber endlich werden sie uns auch siegen lehren." Mit diesen Worten kehrte er wieder um.

Der Czar von Moskwa hatte in den ersten Monaten

des folgenden Jahres zu Birsen, in Lithauen, eine Zusammenkunft mit August dem Zweiten, und die Folge derselben war eine noch innigere Verbindung, und ein neuer Angriffsplan, bei welchem wiederum nur die Eigenthümlichkeit des Schwedenkönigs aus der Acht gelassen wurde *).

Fromm und einfach, dankte inzwischen Karl zu Narva der Gottheit für den errungenen großen Sieg; und da ihm das unstäte Leben, das er seit neun Monaten geführt hatte, lieb geworden war: so dachte er nur auf die Fortsetzung desselben, d. h. er dachte auf neue Siege, die er von jetzt an nur über den König von Polen davon tragen konnte.

Jugend und Begeisterung für den Kriegsruhm verblendeten ihn gegen die großen Hindernisse, die er, um zum Ziele zu gelangen, nothwendig zu überwinden hatte. Wäre Schweden mächtig genug gewesen, um ein Heer von 100,000 Mann ins Feld zu stellen, von welchen zwei Drittel, über Smolensk nach Moskau vordringend, den russischen Czar nach Asien verjagt, das letzte Drittel den König von Polen nach Sachsen zurückversetzt hätte: dann würde Karl seine Zwecke erreicht haben, so fern diese auf

*) Diese war durch die Schlacht bei Narva in ein so glänzendes Licht gestellt worden, daß die meisten Augen darüber erblindeten. Für die landeinwärts wohnenden Russen, welche in dieser Zeit noch ein sehr unwissendes und hochmüthiges Volk waren, galt nichts für gewisser, als daß sie durch eine übernatürliche Macht überwunden wären. Die Schweden erschienen ihnen als Zauberer; und von ihren Priestern in diesem Wahn bestärkt, baten sie den heil. Nicolaus (den Schutzpatron Moskwa's) ihr Held und Hort gegen diese Hexenmeister zu werden, um sie über die Gränze zu jagen.

nichts weiter gingen, als Schwedens frühere Eroberungen jenseits des baltischen Meeres zu sichern, und Rußlands Erweiterungstriebe eine feste Gränze zu setzen. Da aber Schwedens Kraft sich in diesen Zeiten nur mit der Aufstellung eines Heeres von 30,000 Mann vertrug: so war hierin das Maß für die sämmtlichen Unternehmungen seines entschlossenen Königs gegeben; und der unermeßliche Umfang Rußlands und Polens brachte es mit sich, daß diese Unternehmungen in bloße Abenteuer ausarten mußten, bei welchen die Hauptaufgabe keine andere war, als nicht vor der Zeit zu unterliegen. Karl der Zwölfte empfand dies selbst so gut, daß er, um seinem schwachen Heere eine ungewöhnliche Kraft einzuhauchen, in allen Dingen das Beispiel der Mäßigung, der Beharrlichkeit und der glänzendsten Tapferkeit gab. Nie trieb ein König die Herablassung weiter; denn er trieb sie so weit, daß man Mühe hatte, ihn von dem gemeinen Reiter zu unterscheiden. Trotz der fürchterlichen Kälte im Jahre 1700, bezog er, während des Winters kein Haus; er blieb vielmehr in seinem mit Stroh umflochtenen Zelte, wo er sich, wenn die Kälte allzu heftig wurde, bloß durch glühende Kugeln erwärmte. Die einfachste Kost war seine Nahrung; und weder Wein noch Branntwein kam jemals über seine Zunge. Einen Pelz verwarf er von dem Augenblick an, wo einer von seinen Offizieren scherzend bemerkt hatte, daß er seit gestern so dick geworden wäre, daß man ihn nicht mehr kenne. Seine gewöhnliche Kleidung war ein blauer Ueberrock von Mitteltuch, mit großen messingenen Knöpfen; unter demselben gelbe Unterkleider. Große Reiterstiefeln und lederne Handschuhe, deren mächtige

Stulpen bis an den Ellenbogen reichten, verstärkten das Auffallende seines Anzuges, und gaben seiner schlanken Gestalt ein wunderliches Ansehen, das nicht wenig erhöht wurde durch einen wilden Haarwuchs, und durch einen Blick, worin Kühnheit, Eigensinn und Stolz auf das Seltsamste mit Menschenfreundlichkeit gemischt waren.

Kaum war der Frühling des Jahres 1701 eingetreten, als Karl der Zwölfte Anstalten traf, das große Werk zu vollenden, dessen Zweck die Erhaltung der Integrität seines Königreichs war. Während sich der Peipussee mit schwedischen Schiffen füllte, welche Verstärkungen brachten, brach er selbst von Dörpt nach Riga auf. Sein nächstes Ziel war die Eroberung von Curland, das er zum Abgangspunkt seiner Unternehmungen gegen August den Zweiten zu machen gedachte.

In den ersten Tagen des Juli langte er bei Riga an. Ihm gegenüber standen 14,000 Mann, theils Sachsen, theils Russen, welche ihm den Uebergang über die Düna streitig machten. Die Befehlshaber dieser Truppen waren, der sächsische Marschall von Steinau, der Herzog von Curland und jener Patkul, den wir als die Seele der großen Verschwörung gegen den Schwedenkönig bezeichnet haben: alle gleich sehr entschlossen, das Aeußerste zu thun, um das Vordringen des schwedischen Heeres zu verhindern. Durch eine besondere Art von Böten, welche so eingerichtet waren, daß sie, vermöge ihres beweglichen Bordes, die Landungstruppen während der Ueberfahrt beschützten, und, nach Beendigung derselben, als Brücken dienten, bewirkte dieses seinen Uebergang. Doch kaum war

das jenseitige Ufer erreicht, als die sächsische Reiterei durch einen raschen Angriff alle Fortschritte zu vereiteln drohte. Karl hatte die größte Mühe, seine Krieger beisammen zu halten; sobald sie aber geordnet waren, rückte er mit ihnen in die Ebene. Die Unbehülflichkeit der Russen erleichterte seine Fortschritte, welche außerdem durch seine numerische Uebermacht gesichert waren. General Steinau zog sich, nachdem die Russen die Flucht ergriffen hatten, auf eine Anhöhe zurück, welche auf der einen Seite durch einen Morast, auf der andern durch ein Gehölz gedeckt war. Hier war den Schweden der Angriff zwar erschwert; da aber die Sachsen nur eine einzige Kanone mit sich führten, so konnte der Verlust ihrer Gegner nie beträchtlich werden. Der Herzog von Curland that Wunder der Tapferkeit, bis er, von einem Kolbenschlag getroffen, zu Boden sank, und mit Mühe von den Seinigen dem Handgemenge entzogen wurde. Als nun auch die Widerstandskraft der Sachsen erschöpft war, zogen diese sich ins Preußische zurück. Die unmittelbare Wirkung dieses neuen Sieges war die Besitznahme von Curland. Alle Städte dieses Herzogthums ergaben sich, und Karl schlug fürs Erste seinen Wohnsitz in Mietau auf, von wo er nach Lithauen vorging, und als Sieger in dasselbe Birzsen einzog, wo August und Peter noch vor wenigen Monaten seinen Untergang beschlossen hatten.

Karl ging von dem Gedanken aus, daß er das Höchste erreichen würde, wenn es ihm gelänge, August den Zweiten vom Thron zu stürzen, und nach Sachsen zurück zu werfen. Zu diesem Endzweck wollte er nicht

sowohl die Polen, als den König derselben bekriegen: eine Politik, die nicht wenig begünstigt war durch das Verhältniß, worin August zu dem Adel des Landes stand. Nur Eine Parthei desselben hatte ihn zum König gewählt; was nicht zu dieser gehörte, haßte ihn aus den mannichfaltigsten Gründen, unter welchen der Druck, den er durch seine sächsischen Soldaten ausübte, oben an stand. Wie hätte überhaupt ein Fürst, der in seinen deutschen Staaten unumschränkter Herr war, und die Gesinnungen der Unumschränktheit nothwendig in sich trug, zu polnischen Freien passen können, welche, voll Eifersucht auf ihre Vorrechte, ihren König bei weitem mehr in dem Lichte, wo nicht eines nothwendigen Uebels, doch des bloßen Herkommens, als in dem eines obersten Schiedsrichters und Suveräns betrachteten! In diesen Freien war nichts weniger wirksam, als die Geneigtheit, sich ihrem Könige aufzuopfern. Da der Krieg nicht von ihnen ausgegangen war, so sahen sie darin nur ein Uebel, das man um jeden Preis abwenden müsse. Sie dachten sich zwei Fälle, und sie fanden ihre Rechnung bei keinem derselben. War der glückliche Erfolg auf Seiten des Schwedenkönigs, so wurde ihr allenthalben offenes Land die Beute des Siegers, der es in allen seinen Theilen verwüsten konnte; war der glückliche Erfolg hingegen auf Seiten Augusts, so sahen sie vorher, daß ihr König, als Gebieter über Liefland und Sachsen, Polen so einklemmen würde, daß sie darüber alle Vorrechte verlören. Gleich abgeneigt nun, die Sklaven eines erwählten Königs, und die Beute eines Eroberers zu werden, schrieen sie laut über einen Krieg, von welchem sie annahmen, daß er nicht sowohl Schweden,

als ihnen erklärt wäre. Sich so aussprechen, und jeden Beistand versagen, war eins und dasselbe. An ein allgemeines Aufsitzen des Adels, Pospolite genannt, war also nicht zu denken. Dagegen mußte sich August zu einer Zusammenberufung des Reichstages entschließen. Dieser wurde auf den 2. Dec. 1701 ausgeschrieben, und nichts war bestimmter vorher zu sehen, als daß sich die vornehmsten Familien, in Vereinigung mit dem Erzbischof von Gnesen, dem Cardinal und Primas Radcijewsky, welcher niemals ein Freund des Königs gewesen war, in jeder Beziehung für den König von Schweden erklären würden.

Gerade um diese Spannung, und alle davon unzertrennlichen Wirkungen hervorzubringen, war Karl der Zwölfte in Lithauen zurückgeblieben. Auch hier gab es, wie in Polen, zwei Partheien, welche sich bekämpften. Die eine war die Parthei der Sapieha; die andere der Oginski. Karl erklärte sich für die erstere; und mehr bedurfte es nicht, die letztere ganz zu Grunde zu richten. So wie dies in Polen bekannt wurde, traten die Lubomirski und ihre Freunde, der Palatin Leczinski, Schatzmeister der Krone, und die Anhänger der Prinzen Sobiesky auf schwedische Seite. Die Rolle des Cardinals Radzijewski war allerdings schwierig; allein wie hätte ein Priester, der sich bis zum Cardinal empor gearbeitet hatte, ihr nicht gewachsen seyn sollen! Er schien Anfangs den König mit der Republik aussöhnen zu wollen. Zu diesem Ende erließ er Schreiben, welche von dem Geiste der Eintracht und christlichen Liebe eingegeben zu seyn das Ansehn hatten. Auch an den König von Schweden richtete er einen beweglichen Brief, worin er ihn im Na-

men des von den Christen angebeteten Gottes beschwor, der Republik Polen und ihrem Könige den Frieden zu geben. Karl beantwortete diesen Brief auf eine Weise, welche mehr den Absichten, als den Worten des Cardinals entsprach: „er sei nicht gekommen die Republik mit Krieg zu überziehen, denn er wisse, daß er darin keinen anderen Feind habe, als den König und seine Sachsen; da nun beide eben so sehr die Feinde der Republik wären, so gehe seine Absicht nur dahin, diese von ihren Unterdrükkern zu befreien.“ Diese Briefe und diese Antworten waren für die große Menge. Zwischen dem Cardinal und dem Grafen Piper fand sehr bald ein regelmäßiger Verkehr Statt, der durch geheime Emissarien unterhalten wurde; und indem das, was auf dem Reichstage zur Sprache gebracht werden sollte, immer zuerst in dem Cabinet des Erzbischofs besprochen wurde, vereinigte man sich dahin: 1) eine Gesandtschaft an Karl den Zwölften zu schicken; 2) den König August zu bitten, daß er die Moskowiter nicht weiter ins Land ziehen und die sächsischen Truppen nach Hause senden möchte.

Die ganze Schwäche des polnischen Wahlkönigs lag jetzt am Tage. Im vollen Gefühl derselben glaubte August, noch in Unterhandlungen mit dem Könige von Schweden seine Krone retten zu können. Das Gelingen derselben zu erleichtern, entschloß er sich zur Absendung seiner Beischläferin. Dies war die damals in der ganzen Welt berühmte Gräfin Aurora von Königsmark: eine Frau, welche sich eben so sehr durch ihre Schönheit, als durch ihren Verstand und ihr Wissen auszeichnete, und als geborne Schwedin einen desto leichtern Eingang bei Karl dem Zwölften zu

finden hoffen durfte. Die Gräfin langte in Mietau, dem Aufenthaltsorte des Königs an; allein, Gehör zu finden, war schwieriger, als sie es sich gedacht hatte. Karl weigerte sich standhaft, sie vor sich zu lassen. Um ihr Vorhaben nicht allzu frühzeitig aufzugeben, stellte sie sich überall ein, wo sie den König auf seinen Spazierritten antreffen konnte. Endlich traf sie ihn auf einem schmalen Wege. Sie stieg aus ihrem Wagen, sobald sie ihn wahrgenommen hatte; allein der König, anstatt ihr Rede zu stehen, begnügte sich sie zu grüßen, und kehrte darauf augenblicklich um. So mußte sich die schöne Gräfin mit dem Gedanken trösten, daß sie der einzige Gegenstand der Furcht für den König von Schweden sei. August sendete hierauf einen seiner Kammerherrn an den König ab, um anzufragen, wo es ihm genehm sei, die Gesandtschaft der Republik zu empfangen. Doch das Schicksal dieses Kammerherrn war noch schlimmer, als das der Gräfin Königsmark: denn, da er ohne schwedische Päſſe angelangt war, so ließ der König von Schweden ihn einstecken, indem er sagte, nur von Seiten der Republik, nicht von Seiten des Königs erwarte er eine Gesandtschaft.

Das Jahr 1702 war inzwischen eingetreten, und Karl, der keine Zeit verlieren wollte, war bis nach Grodno vorgerückt, um seinen Streit mit dem Könige von Polen der Entwickelung näher zu bringen. Er stand am 24ten April im Lager bei Grodno, als eine aus fünf polnischen Senatoren bestehende Gesandtschaft bei ihm eintraf, die er in seinem Zelte empfing. Ihre weitläufige Reden setzten seine Geduld auf eine harte Probe; sobald sie aber ausgeredet hatte, erklärte er, ohne allen Umschweif, daß die

Republik nicht eher auf einen Frieden von seiner Seite rechnen könne, als bis sie ihren König abgesetzt, und einen besseren an seiner Stelle gewählt habe. Die Gesandtschaft ging nach Warschau zurück, weil sie hierauf nichts zu antworten hatte. Ihr folgte Karl mit seinem Heere. Ihm voran flog ein Manifest, worin er die Polen aufforderte, ihre Rache mit der seinigen zu vereinen. Der Cardinal Radcijewsky ließ sich nichts so angelegen seyn, als die Verbreitung dieses Manifestes in allen Weiwodschaften; und da August vorhersehen konnte, daß, wenn er in Warschau verweile, Gefangenschaft und Mißhandlung für ihn unausbleiblich seyn würden, so verließ er die Hauptstadt und zog sich mit seinen wenigen Anhängern nach Krakau zurück, wo er sich mit seinem Heere vereinigte. Das Loos war jetzt geworfen, und die Entscheidung konnte nicht lange mehr ausbleiben.

Mit einem seltsamen Gemisch von Furcht und Hoffnung wurde Karl in Warschau erwartet. Widerstand zu leisten, war Niemand gesonnen. Die Schlüssel der Stadt wurden also nach der ersten Aufforderung übergeben. Den 24. Mai zog der König von Schweden ein. Um nicht ganz von der leicht veränderlichen Gesinnung einer zahlreichen Bevölkerung abzuhangen, lösete er zwar die Bürgerwache auf, indem er zugleich alle Waffen einforderte; doch, um keine Erbitterung in Gang zu bringen, begnügte er sich mit der sehr mäßigen Kriegssteuer von 100,000 polnischen Gulden. Die Stadt erhielt schwedische Besazzung, und mit nicht geringer Verwunderung sahen die Warschauer die Schweden sich jeden Abend auf Trommelschlag in dem Schloßhofe versammeln, wo Betstunde ge-

halten und ein Abendlied gesungen wurde, ja, wo der König, wenn er zugegen war, niederkniete, um sein Dankgebet zu verrichten. In einem so innigen Zusammenhange stand, selbst in protestantischen Staaten, das Kriegswesen mit dem Kirchenthume in diesen Zeiten.

Inzwischen hatte August der Zweite seine Getreuen in und um Krakau versammelt. Da der deutsche Kaiser ihm erlaubt hatte, jene 8000 Mann, welche das sächsische Contingent in dem Kriege gegen Frankreich bildeten, zu seiner eigenen Vertheidigung zu verwenden: so bestanden die sämmtlichen Truppen des Kurfürstenthums aus etwa 20,000 Mann. Sie waren die einzigen, auf welche der König von Polen sich verlassen konnte; denn, obgleich seine polnischen Anhänger eine nicht unzahlreiche Pospolite ins Feld stellten, so war auf diese nur sehr wenig zu rechnen, einmal, weil sie alle Taktik und Kriegszucht von sich ausschloß, zweitens, weil sie den Krieg selbst mißbilligte und folglich ohne alle Festigkeit des Entschlusses in den Kampf trat.

Karl hatte sich vier Wochen in Warschau aufgehalten, als er erfuhr, daß August gegen ihn aufgebrochen sei, um sein Schicksal zur Entscheidung zu bringen. Nichts konnte dem Könige von Schweden erwünschter seyn. Ohne nur einen Augenblick zu verlieren ging er seinem Feinde entgegen, nachdem er, noch kurz zuvor, dem Primas von Polen in einer vertrauten Unterredung zu Praga (einer Vorstadt Warschau's) erklärt hatte, „daß die Polen keinen Frieden von ihm zu erwarten hätten, wenn sie sich nicht entschließen wollten, einen neuen König zu wählen.“ In der Ebene von Clissau, zwischen Warschau und Krakau,

stießen die beiden feindlichen Heere auf einander. Der Zahl nach waren die Schweden um die volle Hälfte schwächer; allein die flaue Stimmung der Pospolite gab ihnen nur allzu bald ein Uebergewicht. Kaum hatte das Treffen seinen Anfang genommen, als eine Kanonenkugel den Herzog von Holstein, welcher die schwedische Reiterei befehligte, zu Boden schlug. Als Karl der Zwölfte diese Meldung erhielt, vergoß er Thränen des Schmerzes; denn er liebte diesen jungen Prinzen, dessen Muth er bei mehr als Einer Gelegenheit erprobt hatte. Einige Augenblicke bedeckte er seine Augen mit seinen Händen, gleichsam als wollte er sein Gefühl verbergen; dann aber gab er seinem Pferde die Sporen, und stürzte sich an der Spitze seiner Garden mitten unter die Feinde. Von künstlichen Bewegungen zur Sicherung des Erfolges ist in den Kämpfen dieses Königs mit seinen sehr verschiedenen Feinden durchaus nicht die Rede; und eben deswegen ist man genöthigt, von ihm anzunehmen, daß er sich unter allen Umständen auf die Macht seines Beispiels und auf die beharrliche Tapferkeit seiner Schweden verlassen habe. Nun that der König von Polen zwar alles, was sich von einem Fürsten erwarten läßt, der für seine Krone kämpft; denn dreimal führte er seine Sachsen in den Kampf zurück. Indeß war es unmöglich, auch nur den kleinsten Vortheil über die, von ihrem Könige begeisterten Schweden davon zu tragen; und nachdem die Polen, welche den rechten Flügel des sächsischen Heeres bildeten, theils aus Furcht, theils aus bösem Willen die Flucht ergriffen hatten, hielten auch die Sachsen nicht länger Stand. Karl trug also in der Ebene von Clissau den vollständigsten Sieg davon. Kriegs-

kasse, Gepäck und der größte Theil des feindlichen Geschützes fielen in seine Hände. Unter den Gefangenen befanden sich einige hundert Offizier-Frauen und andere Individuen weiblichen Geschlechts. Diese ließ Karl (unstreitig damit sie sein Heer nicht verderben möchten) durch einige Reiterschwadronen nach der schlesischen Gränze bringen, von wo sie nach der Heimath zurückkehren sollten. Solche Artigkeit wollte August dadurch erwiedern, daß er einen schwedischen Rittmeister, der in sächsische Gefangenschaft gerathen war, in Freiheit setzte; doch Karl, dem diese Mißdeutung seiner Absicht verdroß, rächte sich dadurch, daß er für den einzigen schwedischen Rittmeister fünf und zwanzig sächsische Offiziere frei gab.

Die nächste Folge des Sieges in der Ebene von Clissau, war — der Fall von Krakau, in dessen Citadelle sich August gerettet hatte. Karl erschien so überraschend vor den Thoren dieser Stadt, daß diese sich, wie von selbst, öffneten. Ein einziger sächsischer Artillerie-Offizier hatte den Muth, eine Kanone gegen die Schweden abfeuern zu wollen, als der Schwedenkönig ihm die Lunte aus der Hand riß. Die ganze Besatzung wurde mit Peitschenhieben und Stockschlägen in die Citadelle getrieben; und nachdem drei schwedische Regimenter eingerückt waren, legte Karl der Stadt eine Kriegssteuer von 100,000 Reichsthalern auf. Unmittelbar darauf entwich August nach Sendomir. Karl, der ihn nicht entkommen lassen wollte, setzte ihm eifrig nach, hatte aber, wenige Meilen hinter Krakau, das Unglück, mit seinem Pferde zu stürzen und einen Schenkel zu brechen. Nach Krakau zurückgebracht, blieb er sechs Wochen unter den Händen

der Wundärzte. August benutzte diesen Umstand zur Aussprengung des Gerüchts, daß der Schwedenkönig seinen Geist aufgegeben habe. Die, welche dieser falschen Nachricht ihren Glauben schenkten, beeilten sich, dem Rufe zu folgen, welcher sie zu einem Reichstage zu Marienburg vereinigte. Selbst der Cardinal Primas, fand sich auf demselben ein, und theilte die allgemeine Bereitwilligkeit, die Sache des Königs zu unterstützen. Es war von nichts Geringerem die Rede, als von der Aufstellung eines 50,000 Mann starken Heeres auf Kosten der Republik, um sich der im Lande zurückbleibenden Schweden zu entledigen. Diese Begeisterung verschwand, als man erfuhr, daß der König von Schweden lebe, und Anstalten zu einem Heereszuge nach Lublin treffe, wohin der Reichstag von Marienburg verlegt worden war. Er verschwand noch mehr, als eben dieser König zu Warschau einen zweiten Reichstag versammelte, dem er durch den Vorsitz des von neuem für ihn gewonnenen Cardinals Primas in Ansehn zu bringen wußte. Es handelte sich von jetzt an um die richtige Auslegung von Reichsgesetzen, welche nie so viel Bestimmtheit in sich geschlossen hatten, daß ihre buchstäbliche Befolgung möglich gewesen wäre. Die kostbare Zeit, welche hierüber verloren ging, schmerzte die Vertrauten des Königs von Schweden, welche nicht unterließen, den jugendlichen Monarchen darauf aufmerksam zu machen, daß, während ein Monat nach dem andern mit Berathschlagungen hingebracht werde, die Moskowiter sich immer mehr für den Krieg ausbildeten; daß die Kämpfe, welche sie in Liefland und Ingermanland mit den Schweden hätten, nicht immer zum Vortheil der letzteren ausfielen,

und daß die Gegenwart des Königs in diesen Provinzen nur allzu bald nöthig seyn würde. Karl blieb taub gegen diese Vorstellungen. Seine einzige Antwort war: „er wolle nicht aus Polen weichen, ohne August vom Thron gestoßen zu haben, sollte er auch ein halbes Jahrhundert darüber verleben müssen.“ Gegen den Grafen Piper erklärte er sich dahin, daß er gern Frieden machen würde, wenn er sich auf August den Zweiten verlassen könnte. „Aber, fügte er hinzu, würde dieser Ehrgeizige, nach abgeschlossenem Frieden, und wenn wir gegen die Russen gezogen wären, nicht der Erste seyn, der uns in den Rücken fiele?“ Unglücklicher Weise rechtfertigte Augusts Charakter diesen Verdacht nur allzu sehr.

Ueber dies alles verstrich das Jahr 1702. Inzwischen war das Heer des Königs von Schweden ergänzt worden, und neue Verträge mit England und Holland (für welche Karls abenteuerliche Züge eine nützliche Diversion waren) hatten so viel Geld gewährt, daß ein neuer Feldzug mit glücklichen Aussichten eröffnet werden konnte. Sobald nun der Winter vorüber war, setzte sich Karl in Bewegung. Das sächsische Heer, von dem Marschall Steinau befehligt, aber viel zu schwach, um dem schwedischen Widerstand leisten zu können, zog sich nordwestlich von Warschau nach Preußen zurück. In den letzten Tagen des April trennte der Bug die beiden feindlichen Heere. Karl nun, der keine Zeit verlieren wollte, setzte mit seiner Reiterei über diesen wenig bedeutenden Fluß; das Fußvolk ging weiter oben durch eine Furth. Man war auf beiden Seiten etwa 10,000 Mann stark, als es bei Pultusk zu einem Gefecht kam. Der Schrecken

vor schwedischen Waffen war um diese Zeit so stark, daß sie sich kaum gezeigt hatten, als die Hälfte des sächsischen Heeres die Flucht ergriff. General Steinau wollte zwar mit einigen Regimentern Stand halten; doch auch er sah sich nur allzu bald fortgerissen, so daß das ganze sächsische Heer sich zerstreute, ohne im Mindesten geschlagen zu seyn. August warf sich nunmehr nach Thorn: eine freie Stadt, welche sich damals unter polnischen Schutz befand. Ehe Karl ihn hier angreifen konnte, mußte er Geschütz aus Schweden bringen lassen. Darüber verstrichen mehrere Monate. Noch ehe es anlangte, verließ August die bedrohete Stadt, um nach Polen zurück zu gehen, und neue Kräfte wider seinen Gegner zu vereinigen. Das Schicksal von Thorn war schrecklich; denn, nachdem es gegen die Mitte des Oktober fast ganz in Asche gelegt war, mußte es seine Schleifung mit einer Summe von 491,000 preußischen Gulden abkaufen. Nicht viel glimpflicher behandelte Karl die Städte Danzig und Elbing, welche sich mit Thorn im gleichen Verhältniß zu der Republik Polen standen. So endigte sich das Jahr 1703; und was den unschuldigen Städten Preussens begegnete, war nur der Vorbote von der Entthronung Augusts, welche im nächsten Jahre erfolgte.

Auf dem Reichstage zu Marienburg hatte der Cardinal Primas von Polen dem Könige August das eidliche Versprechen gegeben, daß er nichts wider ihn unternehmen wollte; doch, wie zu Warschau dies Versprechen halten? Unstreitig war die Lage dieses Prälaten schwierig, auch wenn man nicht in Anschlag bringen will, daß es für die Eitelkeit eines Kirchenfürsten keine höhere Befriedigung

giebt,

giebt, als Könige ein- und abzusetzen, und daß die katholische Geistlichkeit, so lange die höchste Autorität in ihren Händen war, diesem Kitzel selten zu widerstehen vermochte.

Auf der einen Seite seufzete Polen unter dem fast unerträglichen Druck, den die Schweden ausübten und nicht ohne Absicht verstärkten; auf der andern versicherte ein sehr eigensinniger junger König, daß dieser Druck nicht eher ein Ende haben würde, als bis die Polen einen anderen König gewählt hätten. Unter solchen Umständen einem gethanen Versprechen getreu bleiben, wenn man berechtigt ist, den Ausschlag zu geben, kann sehr verdienstlich seyn; doch hört auch die Menschlichkeit nicht auf, ihre Forderungen zu machen. Der Cardinal Primas bedachte, daß August der Zweite nur ein Wahlkönig war, dem kein Unrecht geschah, wenn er für die bösen Händel, worin er die Republik verwickelt hatte, durch eine Absetzung bestraft würde. In dieser Ueberzeugung leitete er die am 30. Januar 1704 zusammen gebrachte Ständeversammlung so, daß von ihr der Beschluß ausging: „August habe durch seine, wider den Willen der Republik herbeigeführten Kriege den Thron verwirkt; man könne ihn daher nicht länger für einen rechtmäßigen König erkennen, und es trete auf diese Weise eine Zwischenregierung ein, während welcher der Cardinal Primas die Geschäfte verwalten müsse."

Abgesetzt war August, diesem Beschlusse zufolge. Allein wen sollte man an seine Stelle bringen? Von Johann Sobiesky waren drei Söhne vorhanden, von welchen man annehmen konnte, daß nur der Freiheitssinn des

polnischen Adels sie von dem Throne verdrängt habe. Ihre Namen waren: Jakob, Constantin und Alexander. Die beiden älteren von diesen Brüdern hatten sich dem Mißtrauen, welches August in sie setzten konnte, durch einen Rückzug nach Breslau entzogen, wo sie wie vereinzelte Privatleute lebten; der jüngere, als am wenigsten verdächtig, war in Warschau zurückgeblieben. Auf diese geborne Prinzen richteten sich zuerst die Blicke. Nichts Böses ahnend, befanden sich jene älteren um die Zeit, wo es sich in der warschauer Ständeversammlung um die Absetzung Augusts handelte, auf einer Jagdparthie, nicht weit von Breslau, als dreißig sächsische Reiter, zu diesem Endzweck abgesendet, über sie herfielen, sich ihrer bemächtigten und sie nach Leipzig brachten, wo sie in engem Gewahrsam gehalten wurden. August hattte durch diesen Streich wenigstens seine gefährlichsten Nebenbuler auf die Seite schaffen wollen. Dennoch fehlte wenig daran, daß er nur beschleunigte, was er abzuwenden wünschte. Zu Karl dem Zwölften, der sich um die Zeit, wo jene Verhaftung geschehen war, noch zu Thorn befand, kam der Prinz Alexander Sobiesky, um Rache zu erflehen; und gern gab der Schwedenkönig sein Wort über diesen Punkt. Noch mehr aber war ihm daran gelegen, einen König für den polnischen Thron zu finden; und so blieb denn von seiner Seite der Antrag nicht aus, daß Alexander Sobiesky sich entschließen möchte, diesen Thron zu besteigen. Karl rechnete auf nichts weniger, als auf eine abschlägige Antwort. Allein so groß war das Zartgefühl des Prinzen Alexander, daß kein Zureden ihn bewegen konnte, das Unglück seiner Brüder zu seinem Vortheil zu

benutzen; denn dies war sein einfacher Entschuldigungsgrund.

Diese Weigerung hatte sehr merkwürdige Folgen. Da nämlich ein neuer König gewählt werden sollte, Karl der Zwölfte die Wahl eines Nicht-Polen ausdrücklich verbot, und die aristokratische Gleichheit des Adels jeden Gebieter verschmähete, der aus ihrer Mitte hervorging: so artete die Königswahl sehr bald in eine Aufgabe aus, die gar nicht gelöset werden konnte, wofern die schwedische Waffenmacht nicht ins Mittel trat. Während der Unterhandlungen, welche über diesen Gegenstand mit dem Schwedenkönige gepflogen werden mußten, machte dieser die Bekanntschaft des Woiwoden von Posen, Stanislaus Lesczinsky, der durch seine schöne männliche Gestalt, durch sein lebhaftes und doch bescheidenes Wesen, so wie durch seine natürliche Beredsamkeit, höchst angenehm auf ihn einwirkte. In diesem Woiwoden glaubte Karl den Mann gefunden zu haben, der gesucht wurde. In großen Verlegenheiten schätzt man sich glücklich, irgend einen Ausweg anzutreffen. So Karl der Zwölfte. Stanislaus Leczinsky, der nichts weniger beabsichtigte, als König von Polen zu werden, hatte in lateinischer Sprache gefragt: „wie können wir eine Wahl treffen, so lange die beiden Prinzen Jakob und Constantin Sobiesky sich in der Gefangenschaft befinden?" und der Schwedenkönig hatte dagegen gefragt: „wie kann man die Republik befreien, wenn man keine Wahl trifft?" Mehr bedurfte es nicht, um Karls Wahl zu bestimmen. Er meldete der Ständeversammlung zu Warschau, daß er Keinen kenne, der, vermöge seiner sittlichen Eigenschaften, mehr dazu gemacht sei, alle Par-

theilen zu vereinigen, als den Woiwoden von Posen; und nachdem dies Wort einmal ausgesprochen war, halfen die Einwendungen des Cardinals Primas, welcher die Krone lieber einem Lubomirsky zuwenden wollte, zu nichts weiter, als daß der König von Schweden die Zögerungen dadurch abkürzte, daß er Gewalt gebrauchte.

Zu diesem Endzweck schickte er den Grafen Horn nach Warschau, und ließ der Ständeversammlung kund thun, daß sie in fünf Tagen den Woiwoden Stanislaus Leczinsky zum König wählen müsse. Der Graf langte den 7. Juli in Warschau an. Den 12. desselben Monats sollte also die Königswahl entschieden seyn. Als dieser Tag gekommen war, ließ sich der Cardinal Primas mit einer Unpäßlichkeit entschuldigen. Von sämmtlichen Mitgliedern des Reichstages blieben, wie behauptet worden ist, überhaupt nur 36 zurück. Den Vorsitz führte der Bischof von Posen. Da schwedische Truppen einige Seiten des Wahlplatzes besetzt hatten, so fehlte es nicht an freimüthigen Aeußerungen über diese Zwangs-Maßregel. Die Landboten von Podlachien, Jerusalsky und Gensowsky, führten laute Klagen über diese Beschränkung der Wahlfreiheit. „Ich bin geneigt, sagte der letztere, dem Edlen, der hier zugegen ist (er bezeichnete hierdurch den Woiwoden von Posen) meine Stimme zu geben; aber ich hoffe, daß er mir die Achtung nicht versagen wird, wenn ich zugleich für die Freiheit der Polen rede." Andere drückten sich noch stärker aus, indem sie bemerkten, es sei der Augenblick gekommen, wo man zur Vertheidigung der alten Freiheiten des Landes das Leben einsetzen müsse. Vergebens bemühete sich der Bischof von Posen die Gemüther

zu besänftigen. Mehr, als seine Beredsamkeit, leistete die Zeit. Nachdem das Wahlgeschäft von 3 Uhr Nachmittags bis um 9 Uhr Abends gedauert hatte und die Sonne bereits untergegangen war, führten lange Weile und Ueberdruß Entscheidung herbei. Sobald die schwedischen Wahl-Commissarien hervorgetreten waren, und an den Zorn ihres Herrn, wenn die Wahl nicht noch heute zu Stande käme, erinnert hatten, stand ein Herr von Bronikowsky auf und rief: „was hilft das Zögern! Im Namen aller Woiwodschaften von Großpolen ernenne ich den hochgebornen Herrn Woiwoden von Posen zum Könige von Polen." Mehrere stimmten bei, und obgleich die Abgeordneten von Podlachien ihren Widerspruch einlegten, so verrichtete doch der Bischof von Posen die Denomination, worauf alles rief: „Es lebe Stanislaus, erwählter König von Polen!" Noch an demselben Abend wurde der Gewählte unter lautem Jubelgeschrei nach der Domkirche geführt, wo der Bischof von Posen ihn vor dem Altar förmlich einsegnete, und hierauf ein Te Deum anstimmte.

Von einem so gewähltem Könige ließ sich höchstens annehmen, daß er auf die Oberfläche der Gesellschaft schwimme. Wie hätte von seiner Autorität die Rede seyn können, da beinahe der ganze Adel der Republik sich von ihm zurückzog! Jene 1500 Mann, welche Karl ihm zur Bedeckung gab, dienten, im günstigsten Falle, nur zur Erhaltung der Ordnung in der Hauptstadt.

Hier verweilte Stanislaus Leczinsky, während Karl nach Lemberg zog, diese Stadt durch Sturm eroberte, und Grausamkeiten verübte, die man ihm bis dahin nicht zu-

getraut hatte. Wir verweilen nicht bei diesen Auftritten. August, welcher inzwischen von Sachsen nach Polen zurückgekommen war, benutzte die Entfernung des Schwedenkönigs, um in Eilmärschen nach Warschau vorzugehen, wo er seinen Nebenbuler zu überraschen und gefangen zu nehmen hoffte. Wenig fehlte daran, daß ihm dies gelungen wäre. Stanislaus hatte kaum so viel Zeit, Gemalin und Kinder nach Posen zu senden, und für seine Person nach Lemberg zu entkommen. So groß war die Verwirrung, daß seine zweite Tochter, die nachmalige Königin von Frankreich, damals kaum Ein Jahr alt, auf der Flucht verloren ging, und nach langem Suchen in einem Pferdestall wieder gefunden wurde, wo ihre Amme sie zurückgelassen hatte. Als erbitterter Suverän rückte August in die Hauptstadt ein, deren Bewohner, nachdem sie von den Schweden hart mitgenommen waren, jetzt von den Sachsen gebrandschatzt wurden. Die Häuser und Weinkeller der Anhänger Leczinsky's gewährten den Plünderern einen reichlichen Ersatz für die Anstrengungen, welche sie hatten machen müssen, um einen Ueberfall zu Stande zu bringen. Den Bischof von Posen, der den neuen König eingesegnet hatte, forderte der mit August dem Zweiten zugleich angelangte päbstliche Nuncius als einen Verbrecher, den sein Hof bestrafen müsse, weil er mit einem lutherischen Fürsten gemeinschaftliche Sache gemacht habe; und August trug kein Bedenken, diesen Gegner an den italiänischen Minister auszuliefern, der ihn nach Sachsen bringen ließ, wo er nicht lange darauf starb. Der Graf von Horn wollte sich mit seinen 1500 Mann in dem Schlosse vertheidigen, wohin er sich zurückgezogen hatte;

allein er ergab sich, sobald das Feuer des Geschützes übermächtig geworden war. So verhielt es sich mit dem ersten Regierungs-Anfang des Königs Stanislaus Leczinsky.

Karl lächelte zu den Erfolgen, wodurch das Schicksal August den Zweiten für so viele Unfälle entschädigen zu wollen schien; „man muß, sagte er, diesem Könige einen Zeitvertreib gönnen, weil es ihn sonst verdrießen könnte, uns so lange bei sich zu sehen; doch helfen soll es ihm wenig!" Wenige Tage darauf brach er nach Warschau auf, wo er August den Zweiten eben so zu überraschen hoffte, als dieser seinen Nebenkönig überrascht hatte. Doch August war allzu gut unterrichtet, als daß er nicht hätte Zeit finden sollen, sich aus dem Staube zu machen. Dies war um so nöthiger, weil sein Heer aus lauter Polen und sächsischen Rekruten bestand, die kein Vertrauen verdienten. Nachdem er also seine Truppen entlassen hatte, begab er sich auf den Weg nach Posen, wo er auf den General Schulenburg zu stossen hoffte, welcher ein Corps von 9000 geübten Kriegern nach Polen führte. Verfolgt von dem Schwedenkönig hatte er Mühe, diesen Stützpunkt zu erreichen. Als er ihn endlich gefunden hatte, konnte die Bemerkung nicht ausbleiben, daß 9000 Mann sich in den Ebenen Polens nicht gegen einen überlegenen Feind vertheidigen können. Elf Tage lang machte General Schulenburg, von den Schweden verfolgt, einen bewunderns-würdigen Rückzug nach der schlesischen Gränze hin; und als ihn Karl der Zwölfte, wenige Meilen von der Oder, bei Puniz erreichte (7. Nov. 1704.) stellte er seinen kleinen Haufen so geschickt, daß die schwedische Reiterei ihm

nichts anhaben konnte. Das Treffen dauerte von 4 Uhr Nachmittags bis zum Eintritt der Nacht. Am folgenden Morgen waren die Sachsen verschwunden; sie hatten sich unter Begünstigung eines dichten Waldes in der Nacht über die Oder zurückgezogen. Karl selbst gestand, daß er diesmal von Schulenburg besiegt worden sei; und anstatt die Verfolgung fortzusetzen, welche ihn in die Staaten des deutschen Kaisers geführt haben würde, zog er es vor, nach Großpolen zurück zu gehen, wo er seine Truppen längst der schlesischen Gränze in die Winterquartiere legte.

Zwei Gegenstände beschäftigten, vom Jahre 1705 an, Karls des Zwölften Seele so ausschließend, daß er alles darauf bezog. Der eine dieser Gegenstände war: die feierliche Krönung des Königs Stanislaus; der andere: die Demüthigung Augusts des Zweiten, bis zu dem Grade, daß er nicht länger Bedenken trüge, seinen Nebenbuler anzuerkennen, d. h. förmlich auf die polnische Krone zu verzichten.

Jene zu bewirken, ließ er es nicht an Gewaltthaten fehlen; denn nur diese konnten den polnischen Adel gefügig machen. Die Schwierigkeiten, welche die sächsische Parthei in den Weg legte, waren nicht unbedeutend; noch schwerer zu überwinden aber waren diejenigen, welche der römische Hof dadurch schuf, daß er der polnischen Geistlichkeit aufs Strengste verbot, die Entwürfe eines protestantischen Königs zu unterstützen. Der Cardinal Primas, der sich nach Danzig zurückgezogen hatte, ersann bald den einen bald den anderen Vorwand, um es weder mit Karl dem Zwölften, noch mit August, noch mit Stanislaus, noch mit dem Pabste zu verderben. Als er mit

seinen Erfindungen zu Ende war, ließ er das Breve Clemens des Elften, wodurch sämmlichen Prälaten der Republik die Krönung des Königs Stanislaus ausdrücklich verboten wurde, in einer Nacht an seine Hausthüre anschlagen. Wenige Tage darauf erfolgte indeß sein Tod, der Alles erleichterte. Die Unterhandlungen, welche Karl mit dem Erz-Bischof von Lemberg anknüpfte, hatten einen guten Fortgang. Angelockt durch die Aussicht auf den erzbischöflichen Sitz zu Gnesen, vielleicht aber auch aus Mitleid mit dem täglich zunehmenden Elend seiner Mitbürger, entschloß dieser Prälat sich, zur Vollziehung der Feierlichkeit, die von ihm gefordert wurde; und so fand denn, gegen das Ende des Jahres (4. Oct. 1705.) mit Abweichung von dem herkömmlichen Gebrauch, Polens Könige zu Krakau zu krönen, die lang bestrittene Feierlichkeit nicht ohne allen Pomp zu Warschau statt. Stanislaus Leczinsky und seine Gemalin Charlotte Opalinska wurden als König und Königin von Polen durch den Erzbischof von Lemberg unter dem Beistande vieler anderer Prälaten gekrönt. So war denn eins von den Hauptzielen erreicht, welche Karl der Zwölfte sich gesetzt hatte, um freie Hand gegen den russischen Czar zu gewinnen.

Augusts des Zweiten Demüthigung, welche nun anheben sollte, war dadurch schwieriger geworden, daß Umwege eingeschlagen werden mußten. Bald nach der Krönung des Königs Stanislaus erschien der russische Czar mit einem nicht unbedeutenden Heere in Lithauen, wo sich auch August der Zweite einfand, um mit seinem Verbündeten zu Grodno einen Plan für den nächsten

Feldzug zu verabreden. Hierdurch wurde Karl, welcher mit einer Eroberung des Kurfürstenthums Sachsen umging, genöthigt, seiner Thätigkeit eine andere Richtung zu geben. Um keinen Augenblick zu verlieren, brach er, den 11. Januar 1706, bei sehr strenger Kälte, von seinem Hauptquartiere nach Grodno auf, wo er seine Gegner zu überraschen und gefangen zu nehmen hoffte. Sein Zug war höchst zerstörend für sein Heer, das im fürchterlichsten Froste unter freiem Himmel campiren mußte. Nichts desto weniger setzte er denselben fort, bis er den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte. Bei Grodno angelangt, erfuhr er, daß August nach Warschau, der Czar nach Moskau zurückgegangen sei. Er schloß die Russen in Grodno ein. Diese geriethen zwar aus Mangel an Lebensmitteln in große Verlegenheit; allein, nachdem sie ihr schweres Geschütz und ihre Kriegsvorräthe in dem vorüberfließenden Strom versenkt hatten, entwischten sie unter einem geschickten Anführer Namens Ogylfi nach den Ufern des Dnieper. Karl, aufgemuntert durch den Sieg, den sein General Rhenstiöld bei Fraustadt, am 6. Februar, über den sächsischen General Schulenburg davon getragen hatte — ein Sieg, der seinen Rücken deckte — wollte so große Anstrengungen nicht vergeblich gemacht haben. Er zog also den Russen nach, deren gänzliche Vernichtung für den Augenblick sein lebhaftester Wunsch war. Doch das Schicksal gönnte ihm diese Befriedigung nicht. Eingetretenes Thauwetter verzögerte den Marsch der Schweden; und nur gering waren die Vortheile, welche Karl, bei großen Verlusten an Pferden und Menschen, über die Russen davon trug, bis er endlich in Volhinien anlangte,

wo er seinen ermüdeten Truppen einen Monat Ruhe gönnte: eine Ruhe, die mit sehr wenig Genüssen verbunden war, weil die Russen auf ihrem Rückzuge alles zerstört hatten, was ihren Feinden Erleichterung und frische Kraft gewähren konnte. Inzwischen hatte er sich den Russen aufs Neue furchtbar gemacht. Ueberzeugt, daß sie im Laufe des Jahres 1706 nichts gegen ihn unternehmen würden, faßte er den Entschluß seinen hartnäckigsten Feind da anzugreifen, wo er am tiefsten zu verwunden war. Mit Einem Worte: er beschloß den Zug nach Sachsen. Um die Mitte des Juli über den Bug und die Weichsel zurückgehend, vereinigte er sich bei Piontec mit dem General Rhenskiöld, und von diesem Augenblick an, war sein Vorhaben nicht länger zweifelhaft.

Nichts kam ihm dabei mehr zu Statten, als jener große Kampf, in welchem das Haus Oesterreich, in Verbindung mit England und Holland, wegen der spanischen Erbfolge mit Ludwig dem Vierzehnten gerathen war: ein Kampf, der alle Kräfte jenes Kaiserhauses in Anspruch nahm, und eine so entfernte Provinz, wie Schlesien, ihrem Schicksal überließ. Getrost ging also Karl, nachdem er ein Corps unter dem General Mardefeld zur Beschützung Polens zurückgelassen hatte, über Ravicz und Herrnstadt nach Schlesien. Ihn begleitete der König Stanislaus. Bald trat ihm eine feierliche Gesandtschaft entgegen, welche Beschwerde führte über die verwegene Verletzung des Reichsgebiets. Seine einfache Antwort war: „man werde ihm wohl Ein Mal gestatten, was man den Sachsen so viele Jahre hindurch erlaubt hätte.“ Mit diesen Worten überschritt er die Oder.

Ein panisches Schrecken ergriff die Bewohner der Oberlausitz, als er sich dieser Provinz näherte: in wenig Tagen waren ganze Dörfer verlassen. Gleichzeitig entfloh die königliche Familie von Dresden ins Ausland, und die Kostbarkeiten der Hauptstadt wurden nach dem Königsstein geschafft. Dies alles paßte nicht zu Karls Entwürfen, der durch eine eigenthümliche Benutzung der Kräfte des Kurfürstenthums einen Frieden erzwingen wollte. Er machte also, wie bei Copenhagen, bekannt, daß er nur gekommen sei, Frieden zu stiften, und daß er alle, welche an Ort und Stelle bleiben würden, wie seine eigenen Unterthanen behandeln wolle. Diese Erklärung bewirkte, daß die Bewohner des Kurfürstenthums, welche noch nicht entflohen waren, ihr Schicksal ruhig erwarteten. In bester Ordnung zog Karl über Radeberg nach Meißen, wo er der Stadt Leipzig für die nahe Michaelismesse einen Schutzbrief ausstellte. Von Meißen ging er über Grimma und Naunhof nach Altranstadt, von wo aus er das Schlachtfeld von Lützen besuchte, und auf der Stelle, wo sein großer Ahnherr, Gustav Adolph, gefallen war, die prophetischen Worte sprach: „Ich habe mich bemüht zu leben, wie er, und vielleicht schenkt mir Gott einst einen eben so rühmlichen Tod.“ Von seinem Hauptquartier aus berief er die sächsischen Stände zusammen, welche ihm über das Staatseinkommen Rechenschaft ablegen mußten. Hiervon genau unterrichtet, bestimmte er die Monatssteuer auf 625,000 Reichsthaler, doch so, daß dem schwedischen Soldaten täglich 2 Pf. Fleisch, 2 Pf. Brod, 2 Flaschen Bier und 2 Groschen verabreicht werden mußten. Sobald dies angeordnet war, hielt er die strengste Mannszucht.

August dem Zweiten war durch die Besetzung seines Kurfürstenthums die Quelle seiner Macht und seines Ansehns abgegraben worden. Von allen Unfällen, die ihn bisher getroffen hatten, war dieser bei weitem der empfindlichste. Nichts blieb ihm übrig, als die Freundschaft des Czars; und dieser zu vertrauen, fehlte es ihm an Gründen. Jetzt zum Frieden geneigt, sendete er den Baron Imhof und den Cabinets-Sekretär Fingsten mit unbeschränkter Vollmacht in das Hauptquartier des Schwedenkönigs. Dieser hatte ihren Antrag kaum vernommen, als er in sein Cabinet zurücktrat, und nach wenigen Augenblicken folgende Friedensbedingungen überreichte: „1) König August verzichte für immer auf die polnische Krone, erkenne den König Stanislaus als rechtmäßigen König an, und verspreche, selbst nach Stanislaus Tode, nicht weiter an eine Widerbesteigung des Thrones zu denken; 2) er entsage allen andern Verträgen, vorzüglich aber denen, die er mit Rußland abgeschlossen hat; 3) er sende die Prinzen Sobiesky und alle Kriegsgefangenen mit Ehren in mein Lager zurück; 4) er überliefere mir alle Ueberläufer und namentlich Johann Reinhold Patkul, und stelle alle Untersuchungen über Diejenigen ein, die in meine Dienste getreten sind."

Den Abgeordneten des Königs August schienen diese Bedingungen hart; allein was ließ sich machen? In den Unterredungen, welche sie darüber mit dem Grafen Piper hatten, erhielten sie keine andere Antwort, als diese: „Dies ist nun einmal der Wille des Königs, meines Herrn, der seine Beschlüsse nicht verändert."

So überwiegend war die Furcht Augusts des Zweiten vor der Denkungsart des russischen Czars, und so groß die Verlegenheit, worin er sich durch den Verlust seines Kurfürstenthums befand, daß selbst ein bedeutender Vortheil, den er in Verbindung mit den Russen unter Menzikow, über den schwedischen General Maierfeld davon getragen hatte, ihn nicht abhielt, Karls Bedingungen zu genehmigen, und unmittelbar darauf nach Sachsen abzureisen, um zu versuchen, wie viel, im persönlichen Verkehr mit dem Schwedenkönig, sich an jenen verbessern lasse. Beide Könige sahen sich zum ersten Male zu Günthersdorf, dem Hauptquartier Karls. Alle Ceremonieen blieben beseitigt. Karl erwiederte den ersten Besuch Augusts nach drei Tagen zu Leipzig, wo er in seinem gewöhnlichen Aufzuge erschien, d. h. in seinem Ueberrocke von grobem blauen Tuche mit messingenen Knöpfen, in seinen Reiterstiefeln mit hohen Stulpen, den langen Degen an der Seite, den er in der Schlacht bei Narva geführt hatte, und auf dessen Knopf er sich während der Unterredung zu stützen pflegte. In der Unterredung selbst wurde alles vermieden, wodurch der Grund zu einer neuen Erbitterung hätte gelegt werden können. Nur von Kleinigkeiten war die Rede, z. B. von den großen Stiefeln Karls, von denen dieser versicherte, daß er sie seit sechs Jahren nur dann ausgezogen, wenn er sich zu Bette gelegt habe. Zwei Mal aßen die beiden Könige mit einander; und wenn August, dem es nicht an Feinheit fehlte, alles aufbot, um Karls Wohlwollen zu gewinnen, so blieb dieser nicht in Höflichkeit zurück. Allein die Friedensbedingungen wurden darüber nicht verändert.

Um kurz zu seyn: August sah sich genöthigt, diese gerade so zu erfüllen, wie sie vorgeschrieben waren. In einem eigenhändigen Schreiben wünschte er dem Könige Stanislaus Glück zu seiner Thronbesteigung, und in offenen Briefen forderte er die Polen auf, ihn nicht mehr als ihren König zu betrachten oder zu benennen. Die Auslieferung der beiden Sobiesky war ein Punkt, über welchen sich leicht hinwegkommen ließ. Nicht so die Auslieferung Patkuls, der des Czars Gesandter bei König August war. Alles hätte aufgeboten werden sollen, diesen Unglücklichen der Rache Karls des Zwölften zu entziehen; allein so weit ging die Feigherzigkeit, oder auch die Stumpfsinnigkeit des sächsischen Hofes in diesen Zeiten, daß er es nicht wagte, eine Unmenschlichkeit abzuwenden *). Auch Patkul wurde also Demjenigen ausgeliefert, der ihn als den Urheber des unabsehbaren Krieges betrachtete, worin es sich um die Integrität des schwedischen Reiches handelte. Die unmittelbare Folge davon war, daß er im Hauptquartier zu Altranstadt mit einer starken eisernen Kette an einen Pfahl gebunden wurde. In dieser traurigen Lage mußte der Gesandte des Czar drei Monate zubringen. Jetzt erst gefiel es dem Schwedenkönige, dem Gefangenen den Proceß machen, d. h. ihn zum Tode verurtheilen zu lassen. Eine Militär-Comission verrichtete dies Geschäft; und ohne im Mindesten auf das einzugehen,

---

*) Es ist freilich gesagt worden, daß August dem Guvernör des Königsteins, wo Patkul sich befand, befohlen habe, den Geforderten entwischen zu lassen, und daß dieser es nur aus Habsucht unterlassen habe: allein wer möchte dieser Erzählung seinen Glauben schenken?

was zur Rechtfertigung oder Entschuldigung des Angeklagten gereichte, verurtheilte sie ihm zu der scheußlichen Strafe, erst gerädert und dann geviertheilt zu werden. Zu Casimir, wohin man den Unglücklichen versetzt hatte, wurde diese Strafe vollzogen. Als er in dem Todesurtheil ein Verräther des Vaterlandes genannt wurde, rief er mit einem Seufzer aus: „ach! ich habe demselben nur allzu redlich gedient." Die Ungeschicklichkeit des Nachrichters und die schlechte Beschaffenheit der Werkzeuge desselben, machten seinen Tod zu einer langen Folter; und dabei fanden Umstände Statt, vor deren Erinnerung jedes menschliche Gefühl zurückbebt. Bedenkt man, daß dieser lettische Edelmann durch den fiscalischen und ungerechten Geist der Regierung Karls des Elften zum Abfall gezwungen wurde, und daß er, in seinem Verkehr mit dem Czar und dem Könige von Polen, nichts weiter beabsichtigen konnte, als die Zurücknahme seiner confiscirten Güter: so kann man nicht umhin, in ihm das Opfer des Despotismus zu sehen, und die Unmenschlichkeit zu verabscheuen, welche das Gegenrecht so rücksichtslos unter die Füße trat.

Der Czar hatte längst in die Aufhebung der mit August abgeschlossenen Verträge gewilligt, als Karl noch immer in Sachsen verweilte. Vielleicht geschah dies aus Groll gegen August; vielleicht aber auch in keiner anderen Absicht, als um die Hülfsquelle, welche das Kurfürstenthum darbot, so lange wie möglich, zu benutzen. Denn hier füllte Karl seine Kriegskasse, und hier verstärkte er sein Heer durch gewaltsam ausgehobene Rekruten. Endlich schlug im August des Jahres 1707 die Stunde des

Abzugs;

Abzugs; und indem Karl auf demselben Wege, worauf er gekommen war, wieder zurück ging, war er keck genug, auf einem Mittagsritt noch einmal in Dresden bei August anzusprechen, ohne mehr als acht Begleiter zu haben. Doch dieser unüberlegte Streich gelang um so besser, je mehr der sächsische Hof davon überrascht wurde. August begleitete seinen Gegner sogar eine halbe Meile weit außerhalb der Stadt, als dieser nach wenigen Stunden aufbrach.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Colonial-Politik und über den Werth von Colonial-Besitzungen.

(Fortsetzung.)

II. Doch das Colonial-System hat noch andere, und zwar bei weitem ernstlichere Nachtheile hervorgebracht. Jenes Doppel-Monopol, wodurch die Colonisten gezwungen werden, nicht nur alles, was sie an Waaren des Auslandes bedürfen, auf den Märkten des Mutterlandes zu kaufen, sondern auch den eigenen Ueberschuß von Produkten auf denselben zu verkaufen, hätte nie ins Werk gerichtet werden können, wäre es fremden Concurrenten gestattet gewesen, diese Märkte mit ähnlichen und wohlfeileren Gütern zu beziehen. Damit demnach die Colonisten genöthigt seyn möchten, ihre eigenthümlichen Produkte ausschließend auf den Märkten des Mutterlandes loszuschlagen, ist das letztere genöthigt worden, alle Fremden von demselben zu vertreiben und den Colonisten das Monopol seines Vorraths zu geben. Es würde z. B. unmöglich seyn, Jamaika- und Barbadoes-Zucker in London zu verkaufen, wenn der Zucker von Brasilien und Cuba in eine freie Concurrenz mit jenem treten könnte. Der letztere ist dem zufolge ausgeschlossen worden; und während die brittischen Kaufleute ein vollständiges Monopol auf dem Jamaika-Markt gehabt haben, haben die Jamaikanischen Kaufleute ein eben so vollständiges Monopol auf dem Markt von Groß-Britannien gehabt. Es hat dem-

nach eine Reciprocität der Beschädigungen und nicht der Vortheile gegeben; und der Colonial-Handel, anstatt eine Quelle des Reichthums zu seyn, ist auf beiden Seiten zu einer Quelle der Verarmung, der Bedrückung und des Mißvergnügens geworden. Wäre es nicht um der verkehrten und höchst nachtheiligen Verordnungen willen, zu welchen dies System die Veranlassung gegeben hat —: so könnten wir uns aus Ostindien oder aus Süd-Amerika mit Zucker um einen weit billigeren Preis versehen, als wir ihn jetzt von westindischen Pflanzern kaufen. Dies bildet einen weit ernstlicheren Verlust, als man sich gemeinhin vorstellt. Zucker ist für den Armen, wie für den Reichen, ein unumgängliches Bedürfniß geworden. Die Quantität westindischen Zuckers, welche jährlich in Großbritannien verzehrt wird, kann, wie wir glauben, im Durchschnitt auf 380,000,000 Pf. Gewicht angenommen werden. Nun ist wiederholt nachgewiesen worden, daß eine Verminderung der Zölle auf ostindischem und südamerikanischen Zucker, welche den auf westindischen Zucker gelegten Zöllen gleich käme, uns in den Stand setzen würde, eben so guten Zucker für 4½ D. das Pfund zu haben, als der ist, der uns jetzt 6 D. kostet. Nimmt man nun den Unterschied per Pf. nur zu 1 D. an: so würde, auf die so eben angeführte Quantität, ein Ersparniß von nicht weniger als 1,580,000 Pf. St. jährlich möglich seyn *).

*) Aus einem Parliaments-Papier (Nr. 186. Sitzung 1825.) geht hervor, daß die Total-Quantität von allen Arten des in England und Irland eingeführten Zuckers, in dem Jahre, das sich mit dem 5. Jan. 1825 endigte, sich auf 4,413,417 Ct. belief, und daß

Man behauptet indeß, daß, wenn eine größere Quantität Produkts in ein Land eingeführt wird, als dessen Bedarf erfordert, und wenn man den Ueberschuß in die Fremde führt, der Preis des im Inlande verkauften Theils bestimmt werde durch den Preis, welcher für den ausgeführten Theil erlegt wird. Namentlich sagt man, daß dies mit dem brittischen Zucker der Fall sei. Wir führen jährlich aus unseren Colonieen ein Viertel mehr Zucker ein, als für den einheimischen Verzehr im Reiche erforderlich ist; und da der Ueberschuß ins Ausland gesendet wird, um auf den Märkten des festen Landes in Concurrenz mit dem Zucker Brasiliens und Cuba's verkauft zu werden: so wird versichert, daß die Zuckerpreise auf den inländischen Märkten mit denselben gleich seyn müssen, daß folglich der brittische Verzehrer nicht den Nachtheil erleidet, den wir vorausgesetzt haben. Allein, obgleich das in dieser Beweisführung aufgestellte Princip ein ganz gesundes ist, so wird dabei doch ein Umstand übersehen, der ihm alle Anwendbarkeit auf den in Frage stehenden Fall raubt. Die Wahrheit ist, daß Zucker aus brittischen Pflanzungen immer einen, um mehrere Schill. für den

---

die Total-Quantität des, in demselben Jahre ins Ausland ausgeführten Zuckers, ungefähr 998,749 Ct. betrug. Die Balance für den einheimischen Verkehr belief sich demnach auf 3,414,200 Ct. oder 382,390,400 Pf. Gew. Aus demselben Papier erhellet, daß das Netto-Produkt der Zölle, die von dem Zuckerverbrauch in Großbritannien herrühren, sich im Jahre 1824 auf 4,223,241 Pf. St. belief, und daß das Netto-Produkt der Zölle auf Zucker, der in demselben Jahre in Irland verzehrt worden, ungefähr 418,663 Pf. St. betrug: — zusammen 4,636,904 Pf. St.

Anm. des Verf.

Centner höheren Preis behaupten, als fremder Zucker von derselben Qualität; und die Ursache dieses Unterschiedes ist keine andere, als daß wir auf jeden Centner raffinirten Zuckers, welcher ausgeführt wird, einen Rückzoll gestatten, der, wie jeder weiß, sich zwischen 6 bis 7 Schilling höher beläuft, als der Zoll für den Rohzucker, aus welchem er gemacht wird; und dies Uebermaß ist demnach wirklich gleich einer Vergütigung von 6 bis 7 Schill. auf den Centner bei der Ausfuhr. Demzufolge führen wir nur raffinirten Zucker aus; und die Wirkung dieser Vergütigung ist, daß wir die Zucker-Fabrikanten in den Stand setzen, 6 bis 7 Sch. mehr für den, von ihnen gekauften Zucker zu geben, als sie sonst geben könnten; und daß wir, auf diese Weise, nach dem bereits festgestellten Princip, den Preis für allen Zucker auf dem Markt zu gleicher Höhe erheben. Wir haben bereits gesehen, daß die Total-Quantität des in England und Irland eingeführten Zukkers, im abgewichenen Jahre, sich auf 4,413,147 Ct. belief. Angenommen nun, daß sein Preis, wie es gewiß der Fall war, durch die Operation der Vergütigung auf raffinirten Zucker, auf 6 Sch. 6 D. für den Centner erhöhet wurde: so folgt daraus, daß diese Vergütigung den einheimischen Verzehrern, im Artikel des Zuckers, 1,434,090 Pf. St. gekostet hat, was unserer früheren Abschätzung sehr nahe kommt.

Ein ähnliches System ist rücksichtlich der meisten übrigen Artikel, die aus unseren Colonieen eingeführt werden, angenommen worden. Wir fordern Alle und Jeden heraus, irgend eine Wohlthat, sie sei von welcher Beschaffenheit sie wolle, anzugeben, die sich von dem Besitze Ca-

nada's und unserer übrigen Colonieen in Nordamerika herleiten ließe. Sie sind die Ursache schwerer Ausgaben für England; nichts weiter. Es ist, davon sind wir fest überzeugt, eine mäßige Zusammenrechnung, woraus hervorgeht, daß diese Provinzen uns bereits 60 bis 70 Millionen gekostet haben; und nicht zufrieden mit dem, was bereits geschehen ist, fahren wir noch immer fort, einen drei- bis vierfach höheren Zoll auf Zimmerholz aus Nord-Europa zu legen, als auf demjenigen liegt, das aus Canada und Neu-Schottland eingeführt wird. Nur erstaunen können wir darüber, daß die Herrn Robinson und Huskisson ein solches System zu dulden vermögen. Nicht genug, daß es mit den erweiterten und liberalen Principien, zu welchen sie sich so oft bekannt, und nach welchen sie auch gehandelt haben, in Widerspruch steht, ist es auch im höchsten Grade nachtheilig für die besten Interessen des Landes. Es hat nur allzu viel dazu beigetragen, den vortheilhaften Handel zu lähmen und zu zerstören, den wir ehemals im baltischen Meere führten; und es vermehrt um Vieles den Preis, und zerstört die Qualität eines der wichtigsten Artikel, die in England eingeführt werden. Und für Wen wird denn dies Opfer wirklich dargebracht? für Wen bezahlt das brittische Volk den höheren Preis für schlechtes Bauholz? Die Antwort ist handgreiflich. Jeder Mensch von gesundem Verstaude, er mag dem Cabinet angehören oder nicht, begreift, daß Canada über kurz oder lang in eine amerikanische Republik übergehen wird. Und wahrlich, John Bull offenbart keine sehr große Ungeduld gegen die Steuer, wenn er erlaubt, daß seine Taschen geleert werden, um eine Provinz für den Ge-

brauch seines Nebenbulers Jonathan zu lichten und zu befruchten.

Doch dies sind nicht die einzigen Lasten, welche das Colonial-System uns auflegt. Aus Zusammenstellungen, welche auf Befehl des Unterhauses gedruckt sind, geht hervor, daß die bloße Militär-Ausgabe, die mit der Regierung unserer Westindischen und Nordamerikanischen Colonieen verknüpft ist, dem Schatze Großbritanniens in Friedenszeiten nicht viel weniger als Eine Million Pf. St. jährlich kostet, die in demselben zusammen gebrachten Steuern gar nicht gerechnet. Sie haben außerdem aber noch das Nachtheilige, daß sie die Möglichkeiten unserer Mißverständnisse und Streitigkeiten mit fremden Mächten vermehren, und den Kriegsausgaben einen starken Zusatz geben.

Indem nun dies, hinsichtlich unserer Colonial-Besitzungen, der Fall ist, läßt sich nicht wohl einsehen, welcher Nachtheil daraus für uns entstehen könnte, wenn wir das Colonial-Monopol gänzlich aufgäben, und diese Zubehören ganz unbedingt fahren ließen. Doch, außer den Einwürfen, auf welche wir bereits geantwortet haben, führen die Sachwalter des Colonial-Systems an, daß wir das Colonial-Monopol nicht abbrechen dürfen, weil wir mit den westindischen Pflanzern einen Vertrag geschlossen haben, nach welchem sie verbunden sind, die fremden Waaren, welche sie bedürfen, ausschließlich auf englischen Märkten zu kaufen, wiewol mit der Bedingung, daß sie das ausschließende Recht haben, diese Märkte mit Colonial-Gütern zu versehen — daß also die Pflanzer, nachdem sie ihr Kapital, auf den guten Glauben an die Fort-

dauer dieses Vertrages, daran gesetzt haben, auch berechtigt sind, die Erfüllung desselben zu verlangen. Allein, unglücklicher Weise für den Vortheil der westindischen Pflanzer, giebt es für diese Behauptung auch nicht einen Schatten von Wahrheit. Das brittische Parliament trat nie in irgend eine Art von Vertrag oder Contrakt mit den Pflanzern. Es genehmigte einige, den Colonial-Handel betreffende Verordnungen, gerade so, wie es Verordnungen in Beziehung auf jeden anderen Zweig innerer und äußerer Politik genehmigt hat. Allein, nie wurde festgesetzt, daß diese Verordnungen für eine bestimmte Zeit in Kraft bleiben sollten. Jede derselben konnte ein Jahr nach ihrer ersten Erscheinung zurückgenommen werden; und sofern es sich um Thatsachen handelt, sind viele derselben wirklich zurückgenommen und andere sehr stark modificirt worden, ohne daß es jemals irgend Einem eingefallen wäre, zu behaupten, es sei dadurch ein Vertrag verletzt worden. Was würden wir wohl denken, wenn die Gutsbesitzer sagen wollten, das Korngesetz von 1815 müsse in dem Lichte eines mit ihnen geschlossenen Vertrages betrachtet werden, und das Parliament sei nicht berechtigt, dies Gesetz zurückzunehmen oder zu modificiren, ohne sich vorher mit ihnen wegen des Verlustes, der ihnen von dieser Seite bevorstehe, abgefunden zu haben. Würde eine so monströse Lehre nicht von allen Leuten gesunden Verstandes verhöhnt werden? Gleichwol ist sie um keinen Tüttel abgeschmackter, als die Lehre Derer, welche behaupten, daß wir verbunden sind, entweder unser Colonial-Monopol fortzusetzen, oder die Colonisten für die Erlaubniß, dasselbe aufzugeben, zu entschädigen. Meinungen

dieser Art haben nicht nur nicht den mindesten factischen Grund, sondern sie sind auch zerstörend für jedes Verbesserungs-Princip: sie würden die ärgsten Irrthümer und Abgeschmacktheiten verewigen, und mit allen Zwecken und Zielen einer Regierung unvereinbar seyn.

Doch die Colonisten behaupten ferner, daß, obgleich sie kein Recht haben, das auf die so eben angeführten Principe gegründet wäre, wir sie dennoch nicht, ohne grobe Verletzung der Gerechtigkeit, des Monopols auf den inländischen Märkten berauben könnten. Sie führen an, daß die Abschaffung des Sklavenhandels sie, in Vergleich mit den Pflanzern Brasiliens und Cuba's, in einen bezüglichen Nachtheil gesetzt habe; diese Abschaffung habe nämlich die Wirkung hervorgebracht, den Preis der Sklaven oder, mit anderen Worten, den Preis der Arbeit in unseren Colonieen zu erhöhen, und zwar weit hinaus über denjenigen, der in solchen Colonieen angetroffen wird, deren Regierungen den Sklavenhandel fortführen; die Gerechtigkeit fordere demnach, entweder diese Regierungen zur Abschaffung des Sklavenhandels zu zwingen, oder unseren Colonisten das Recht, denselben zu führen, zurück zu geben, ehe und bevor wir unsere Märkte allen Denjenigen eröffneten, welche Colonial-Produkte zu verkaufen hätten. Ganz gewiß ist dies das stärkste Argument, das die Colonisten zu Gunsten ihres Monopols anführen können. Allein es ist deshalb nicht weniger ohne alles wahre Gewicht. Ein Sklave, der in Westindien geboren und zum Gehorsam und zum Fleiß gewöhnt ist, hat einen ungleich höheren Werth, als derjenige, der erst neuerdings aus Afrika eingeführt ist; und daraus, daß der letztere einen

weit geringeren Geldwerth hat, als der erstere, folgt noch auf keine Weise, daß er wirklich wohlfeiler ist. Die Wahrheit ist, daß der Nachtheil, der unseren Westindischen Colonisten von der Concurrenz mit Fremden auf brittischen Märkten bevorsteht, nicht davon herrührt, daß ihnen verboten ist, frische Sklaven einzuführen, wohl aber davon, daß die Fruchtbarkeit Jamaika's und unserer übrigen westindischen Colonieen weit geringer ist, als die von Cuba, St. Domingo und Brasilien. Diese Thatsache wurde in einem geheimen Conseil des Jahres 1789 vollkommen ins Klare gesetzt; und wenn wir das Colonial-Monopol so lange aufrecht erhalten wollen, bis unsere Colonisten den Zucker eben so wohlfeil erzeugen können, als er in Cuba und Brasilien gestellt werden kann: so müssen wir es so lange beibehalten, bis es der Vorsehung gefallen hat, den Grund und Boden jener Länder zu verbessern.

Zugegeben jedoch, daß es, unter den gegebenen Umständen, unangemessen und unpolitisch seyn würde, den Zucker von Brasilien und Cuba bei uns zuzulassen, nämlich wegen des vermehrten Reizes, den wir diesen Ländern zu einer stärkeren Einführung von Sklaven geben würden: — so würde dies doch keinen Grund abgeben für die Ausschließung des Zuckers anderer fremder Länder, welche den Sklavenhandel verboten haben. Nun ist dies aber der Fall mit Columbien, mit Luisiana und mit den Colonieen Hollands. In diese Länder darf kein Sklave eingeführt werden; und indem wir die Einführung ihres Zuckers gestatten, führen wir, an der Stelle des Monopols, das gesunde Princip freier und schöner Concurrenz ein, ohne unsere Colonisten irgend einem bezüglichen Nach-

theil auszusetzen und dem Sklavenhandel die mindeste Aufmunterung zu geben. Schliessen wir ihn dagegen aus, so ist klar, daß wir dies thun, nicht weil wir den Sklavenhandel entmuthigen möchten, sondern weil wir jenes Monopol, das so viele Uebel hervorgebracht hat, fortzuführen und zu beschützen wünschen.

Wir schließen aber nicht bloß den Zucker der holländischen Colonieen, Columbia's und Luisiana's aus, sondern wir legen gegenwärtig auch eine Mehrsteuer von 10 Sh. für den Centner auf den Zucker, der aus unseren eigenen Besitzungen in Ostindien eingeführt wird. Nicht genug also, daß wir den Westindischen Pflanzern ein Monopol auf einheimischen Märkten gegen Fremde gestattet haben, haben wir ihnen auch eins gegen unsere eigenen Unterthanen im Osten bewilligt. Es ist unmöglich, diese Anordnung mit allzu starken Worten zu verdammen! Nicht als ob wir der Meinung wären, daß die Ostindianer irgend ein Recht hätten, günstiger behandelt zu werden, als die Westindianer; allein wir behaupten, daß sie ein klares und unbezweifeltes Recht haben, eben so günstig behandelt zu werden. Die letzteren dadurch bereichern zu wollen, daß man die ersteren verhindert, ihr Produkt auf unseren Markt zu bringen, oder daß man sie mit höheren Zöllen belastet, heißt nicht bloß, den Vortheil Einer Million, die noch dazu meistens aus Sklaven besteht, dem Vortheile von Einhundert Millionen Unterthanen vorziehen: sondern es ist auch durchaus unverträglich mit jedem Princip unpartheiischer Gerechtigkeit und gesunder Politik. Ja, es ist zerstörend für dieselben.

Man sagt indeß, daß Sklaverei eben sowohl in

Hindostan Statt finde, wie in Jamaika, und daß wir, durch Verminderung der Zölle auf ostindischen Zucker, und durch Begünstigung seiner Erzeugung (indem wir Europäern etwa erlaubten, Land zu kaufen oder zu pachten) — nicht von dem Uebel der Sklaverei befreit werden, sondern nur das Produkt einer Art von Sklavenarbeit einem andern unterschieben würden. Zugegeben nun für einen Augenblick, daß diese Angabe gegründet wäre, so bleibt, vermöge des geringeren Arbeitslohns in Ostindien, so viel ausgemacht, daß in dies Land nie Sklaven eingeführt worden sind, oder je eingeführt werden können. Und hiernach ist handgreiflich, daß, indem wir den Zucker des Osten an die Stelle des westindischen bringen, wir weder die Zahl der Sklaven in unseren Besitzungen vermehren, noch ihre Lage verschlimmern werden, während wir anderthalb Millionen Pf. St. beim Ankauf eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ersparen, und zu gleicher Zeit ein Monopol-System stürzen, und den Grund zu einem neuen und ausgedehnten Verkehr mit Ostindien legen würden: — einem Markte, der einer bis ins Unglaubliche reichenden Ausdehnung fähig ist.

Doch es ist thörigt, zu behaupten, daß ostindischer Zucker nicht eingeführt werden sollte, weil er eben so gut, wie der aus unseren westindischen Colonieen eingeführte, von Sklavenhänden erzeugt wird. Es findet, in der That, keine Vergleichung Statt zwischen dem Sklaven in Ostindien und dem auf Jamaika. Verglichen mit dem letzteren, kann der erstere für einen freien Menschen gelten. Unsere Leser sind bereits hinlänglich unterrichtet von dem Zustande der westindischen Sklaven; und der nachfolgende

Auszug aus dem Werke Sir Henry Colebrocke's (eines der fähigsten Beamten der ostindischen Compagnie) wird dazu dienen, sie mit Zustande der Sklaven Hindostan's bekannt zu machen. „Sklaverei, sagt Sir Henry, ist nicht unbekannt in Bengalen. In einigen Distrikten wird die häusliche Arbeit hauptsächlich durch Leibeigene bestritten. In andern sind die Pflüger meistens die Sklaven der Bauern, für welche sie arbeiten. Allein sie werden von ihren Herren bei weitem mehr als erbliche Diener, denn als gekaufte Sklaven behandelt, und arbeiten daher mit fröhlichem Fleiß und unerzwungenem Eifer. An einigen Orten haben die Grundbesitzer auch Ansprüche auf die Knechtsdienste von Tausenden unter den Bewohnern ihrer Güter. Diese Ansprüche, welche selten geltend gemacht werden, und in manchen Fällen ganz obsolet geworden sind, gründen sich auf traditionelle Rechte, vor vielen Jahrhunderten erworben in einem Gesellschaftszustande, der von dem gegenwärtigen durchaus verschieden war. Sklaven dieser Art nun genießen in der That jedes Vorrecht eines freien Mannes bis auf die Benennung; und im schlimmsten Sinne des Worts müssen sie mehr als glebae adscripti, denn als Leibeigene betrachtet werden, welche nur zum Vortheil ihrer Gebieter arbeiten. In der That, durch ganz Hindostan legt das Verhältniß des Herrn und Sklaven, jenem Schutz und Wohlwollen, diesem Treue und Gehorsam als Pflicht auf, und ihr gegenseitiges Betragen entspricht dem Gefühl dieser Pflichten, indem es durch Sanftheit und Nachsicht auf der einen, und durch Eifer und Ehrlichkeit auf der andern Seite bezeichnet ist." —

Die, welche in dieser Beschreibung etwas antreffen kön-

nen, was mit dem Zustande der westindischen Sklaven die mindeste Aehnlichkeit hat, noch weit mehr aber Diejenigen, welche hierauf den Beweis gegen die Erlaubniß, ostindischen Zucker unter denselben Bedingungen, wie westindischen, einzuführen, gründen können, müssen mit ganz besonderem Scharfblick und mit einer ausnehmenden Logik ausgerüstet seyn.

Es ist indeß schwer, die Westindier aus dem Felde zu schlagen. Kaum ist die Trieglichkeit Einer Art von Argument ins Licht gestellt worden: so haben sie ein anderes bei der Hand. Nicht damit zufrieden, daß sie zu zeigen versuchen, wie wohlthätig der Colonial-Handel für den Reichthum des Landes sei, behaupten sie auch, daß er die Sicherheit desselben befördere.

Würde, so sagen sie, das Monopol abgeschafft, so müßten unsere Märkte hauptsächlich durch Fremde versorgt werden; diese Fremden aber würden von Natur geneigt seyn, mit Befolgung der von uns so lange ausgeübten Politik, auf Artikel, welche in fremden Schiffen ausgeführt werden, so hohe Steuern zu legen, daß sie, in Vergleich mit den, in eigenen Schiffen ausgeführten Artikeln nur die Beschäftigung der letzteren zuließen; und wenn nun unsere Kauffahrtei-Flotte auf diese Weise gelähmt wäre, würde der Untergang unserer Seemacht ganz von selbst folgen. Allein, wenn der Handel mit Colonial-Produkt ganz frei wäre: so würde das standhaft wirkende Princip der Concurrenz jede fremde Macht aufs Wirksamste verhindern, auf die eben erwähnte Weise zu verfahren; und selbst angenommen, daß eine Combination dieser Art gemacht würde, so würde die Versorgung, die

wir aus dem Osten erhalten könnten, sie spaßhaft und unwirksam machen. Zugegeben aber, daß die endliche Abschaffung des Colonial-Monopols uns dahin brächte, nur solchen Zucker zu gebrauchen, der auf fremden Schiffen eingeführt wäre: so würde uns dies auch nicht im Mindesten bestimmen, die Angemessenheit seiner Abschaffung in Zweifel zu ziehen. Allerdings ist die gemeine Voraussetzung, daß eine zahlreiche Kauffahrtei-Flotte unumgänglich nöthig sei, für den Besitz einer großen Kriegs-Marine; und die drückendsten und beleidigendsten Beschränkungen sind auf den Handel gelegt worden, um den Gebrauch von Schiffen und Matrosen zu erzwingen. Mit Vergnügen bemerken wir indeß, daß dieser Gedanke nicht das Mindeste für sich hat. Das Einzige, was nothwendig ist, um zu einer Seemacht zu gelangen, besteht darin, daß man über bequeme Häfen und über so viel Reichthum, als zur Erbauung und Bemannung von Schiffen erfordert wird, zu gebieten habe.

Wie paradox es auch auf den ersten Anblick scheinen möge: so ist es deshalb doch nicht minder ausgemacht, daß Großbritanniens Seemacht eben so furchtbar, wie sie gegenwärtig ist, ja noch unendlich furchtbarer seyn könnte, ohne daß wir ein einziges Kauffahrthei-Schiff hätten. Es wird von allen Seiten zugestanden, daß der einzige Nutzen der Kauffahrtei-Schiffe rücksichtlich der National-Vertheidigung darin besteht, daß durch dieselbe Matrosen erzogen und gebildet werden, von welchen man hinterher für die Bemannung der Flotte Gebrauch machen kann. Allein wozu diese weitläufige Methode? Warum nicht lieber geradezu

Seeleute zu Seekriegsleuten bilden? Ein Seemann, der in einem Kauffahrer erzogen worden ist, hat noch sehr Vieles zu lernen, ehe er für einen guten Seekriegsmann gelten kann. Wenn nun immer eine hinlängliche Anzahl von Kriegsschiffen im Gang erhalten, und während des Friedens mit tüchtigen Seeleuten bemannt würde: so ist einleuchtend, daß, wenn die, durch Admiralitäts-Verordnungen bestimmte Zahl von Landleuten und Burschen hinzu käme, die Seemannschaft, sowohl während des Krieges, als während des Friedens, ganz unabhängig von dem Kauffahrtei-Dienst vollständig erhalten werden könnte. Dabei würde diese Seemannschaft auch noch an Mannszucht und Wirksamkeit gewinnen. Es ist auch vollkommen ausgemacht, daß, bis zur Annahme dieses Systems, das große und monströse Uebel der Matrosenpresse nicht fortgeschafft werden kann. Die Zahl der Seeleute, die sich während des Friedens im Staats-Dienst befinden, beläuft sich auf 25,000 Mann; und es sind beinahe 170,000 Mann im Dienst der Kauffahrer. Man setze nun den Ausbruch eines Kriegs voraus, und beobachte, was die Wirkung davon seyn wird. Statt jener 25,000 werden wir alsdann höchst wahrscheinlich 70 bis 80,000 Matrosen für die Flotte bedürfen. Doch, anstatt die Nachfrage nach unseren Kauffahrern zu vermindern, kann der Krieg dieselbe leicht verstärken: und so lange wir das Uebergewicht zur See behalten, giebt es keine Aussicht zu einer materiellen Verminderung derselben. Wofern wir nun aber nicht die Nachfrage nach Kauffahrtei-Schiffen bis auf die Hälfte vermindern, werden wir offenbar nicht im Stande seyn, die Flotte zu bemannen, ohne zur Matrosen-

presse

presse unsere Zuflucht zu nehmen. Die 50 bis 60,000 Matrosen mehr, welche dazu erforderlich sind, können nicht durch die Bekanntmachung der Kriegserklärung ins Daseyn gerufen werden. Man kann sie nur durch den Dienst auf Kauffahrern erhalten; und wenn die Kaufleute ihrer bedürfen, so muß man zur Presse schreiten. Anstatt also eine so geringe Macht, wie 20 bis 30,000 tüchtige Seeleute sind, während des Friedens im Gang zu haben, sollte ihre Zahl wenigstens auf 50 bis 60,000 verstärkt werden; und geschähe dies, so würden wir, bei dem Ausbruch eines Krieges, im Stande seyn, durch Ausrüstung der gewöhnlichen Zahl von Landleuten und Burschen zum Seedienst, auf der Stelle eine so mächtige und wirksame Flotte zu bemannen, daß sie hinreichte zur Vernichtung Derer, die sich ihr widersetzen wollten; und wir würden dies können, ohne zu gewaltsamen Maßregeln unsere Zuflucht zu nehmen, und ohne dem Handel den mindesten Abbruch zu thun. Die Verstärkung der Flotte, die Abschaffung der Presse und die Befreiung des Handels von einer Menge beschwerlicher Beschränkungen: dies sind Dinge von der höchsten Wichtigkeit für die Nation. Und um sie ins Leben zu rufen, brauchen wir nur nach gerechten und gesunden Principien zu verfahren, nur eine angemessene Zahl von Seeleuten während des Friedens in Bereitschaft zu halten. Es handelt sich um nichts weiter, als die Schiffe Sr. Majestät, anstatt sie, wie bisher, mit Matrosen, die den Handelsschiffen geraubt sind, und mit dem Auskehrigt unserer Gefängnisse anzufüllen, und so den Seedienst herab zu würdigen, und das Land zu verunglimpfen, zu Pflanzstätten des Unterrichts für

Freiwillige zu machen, die sie hinterher zum Siege führen.

Dieser Plan ist von den ausgezeichnetsten See-Officieren höchlich gebilligt worden, und der einzige anführbare Einwand, der dawider gemacht werden kann, gründet sich auf die Kosten, welche mit der Ausführung verbunden seyn würden. Sollte er aber auch jährlich einige hundert tausend Pfund mehr kosten, als das gegenwärtige System: so würden wir es für eine jämmerliche Knickerei halten, wenn man Bedenken tragen wollte, diesen Aufwand zu machen, um unserer Seemacht neue Stärke zu geben, und das Land von der Ungerechtigkeit und Schimpflichkeit der Matrosenpresse zu befreien. Zur Wirklichkeit gebracht, würde der Plan, den wir in Vorschlag zu bringen gewagt haben, sogar weniger kostbar seyn, als der, nach welchem gegenwärtig verfahren wird. Allerdings würde er während des Friedens eine etwas größere Ausgabe verursachen; allein er würde alsdann nicht, wie es bei dem gegenwärtigen System der Fall ist, eine Abneigung der jungen Männer vor dem Seedienst bewirken, und folglich auch nicht zu einer Erhöhung des Matrosen-Soldes führen; denn diese ist nur eine Entschädigung für die Gewalt und die ungerechte Behandlung, der sie ausgesetzt sind. „Die Matrosenpresse, sagt Sir Matthew Decker, einer von den einsichtsvollsten Kaufleuten, welche dies Land je hervorgebracht hat, bringt den frei gebornen brittischen Seemann auf den Fuß eines türkischen Sklaven. Der Groß-Herr kann nichts Absoluteres thun, als befehlen, daß ein Mann seiner Familie entrissen werden und sich gegen seinen Willen vor die Mündung einer Kanone stellen soll; und wenn

dergleichen Gewalthandlungen in der Türkei öfters gegen eine Klasse von nützlichen Männern wiederholt würde — könnte die Folge davon eine andere seyn, als daß sie in andere Länder gingen, und daß ihre Zahl jährlich abnähme? Und würden die zurückbleibenden Wenigen nicht ihren Lohn verdoppeln und verdreifachen? Dies aber ist gerade der Fall mit unseren Matrosen in Kriegszeiten, zum größten Schaden des Handels *)." Es würde vielleicht ein Weniges mehr kosten (wiewohl dies ein sehr zweifelhafter Punkt ist), wenn man die Flotte nach dem vorgeschlagenen Plan bemannte; da aber die Annahme desselben, ohne allen Zweifel, die Wirkung hervorbringen würde, die Kosten für die Bemannung unserer Kauffahrer zu vermindern und die Matrosenpresse zu verdrängen: so würde die auf der einen Seite vermehrte Ausgabe, auf der andern noch mehr als compensirt werden.

Es ist vielleicht unnöthig, ins Besondere den Behauptungen derjenigen Vertheidiger des Colonial-Monopols zu begegnen, welche uns sagen, daß die Abschaffung desselben uns nicht bloß um den Markt bringen werde, den die Colonieen unseren Produkten gewähren, sondern daß wir auch das reiche Einkommen einbüßen würden, das wir von den, aus ihnen eingeführten Waaren beziehen. Die Trüglichkeit dieser Behauptung ist so in die Augen springend, daß es kaum der Mühe werth ist, darauf einzugehen. Wir würden wahrlich nicht weniger Zucker, Kaffe oder Bauholz verbrauchen, weil wir die Freiheit hätten,

*) S. Essay on the Causes of the Decline of Foreign Trade pag. 24. ed. 1756.

diese Artikel von jedem beliebigen Markt einzuführen. Führten wir sie von Fremden ein, so würden wir, da uns diese Fremden ihre Produkte nicht unentgeltlich verabfolgen lassen würden, ganz offenbar dieselbe Quantität Waaren, welche wir jetzt nach den Colonieen ausführen, bei jenen anbringen. Es ist ferner einleuchtend, daß nur das brittische Volk jene vier Millionen bezahlt, welche die Zuckersteuer jährlich abwirft; und angenommen, daß Steuer und Verzehr sich gleich bleiben, wird auch das Einkommen constant seyn, der Zucker mag von Java oder von Jamaika kommen. Niemand hat sich bisher einfallen lassen, zu behaupten, daß die Chinesen auch nur den kleinsten Theil von jenen vierthalb Millionen bezahlen, welche jährlich von der Theesteuer einkommen; aber es würde dies vollkommen eben so wahr seyn, als wenn man sagen wollte, die Westindier bezahlten einen einzigen Groschen von den Steuern, welche auf die bei ihnen eingekauften Produkte gelegt sind.

Aus welchem Gesichtspunkte also auch immer die Sache betrachtet werden möge: immer geht hervor, daß die auf den Colonial-Handel gelegten Beschränkungen eben so unpolitisch als verderblich sind, und daß ihre Aufhebung durch jede gerechte Berücksichtigung des öffentlichen Vortheils gebieterisch gefordert wird. Es ist allerdings sehr wahrscheinlich, daß die zugestandene Freiheit, Colonial-Produkte, sei es aus unseren ostindischen Besitzungen oder von fremden Märkten, einzuführen, einer großen Zahl unserer westindischen Pflanzer und Pfandgläubiger sehr nachtheilig seyn würde; allein dies ist kein Grund zu einer gränzenlosen Verlängerung des Colonial-Monopols. Die

reelle Wirkung des gegenwärtigen Systems besteht darin, daß den Verzehrern der Colonial-Produkte in England, eine schwere, beinahe erdrückende Last aufgelegt wird, bloß um eine Handvoll Pflanzer und Kaufleute — denn in Vergleichung mit dem Ueberrest der Gemeine sind ihrer nur wenige — bei Verrichtungen fest zu halten, von welchen man eingesteht, daß sie nicht ohne Unterstützung fortdauern können, und welche demnach wesentlich unvortheilhaft seyn müssen. Dabei aber sind wir bereit, einzugestehen, daß eine weise, gerechte und liberale Regierung, sich nicht übereilen werde mit Durchführung von Maßregeln, die, wie angemessen sie auch in sich selbst seyn mögen, eine beträchtliche Klasse ihrer Unterthanen verletzen würden. Jede Abänderung in der Wirthschaft eines großen Volks muß mit Vorsicht und nur sehr allmälig zu Stande gebracht werden. Die Westindier sind zu der Forderung berechtigt, daß ihnen ein vernunftgemäßer Zeitraum bewilligt werde, entweder sich gänzlich von ihrem Geschäft zurück zu ziehen, oder sich auf die freie Concurrenz der Fremden vorzubereiten. Auf gleiche Weise dürfen sie fordern, daß alle jene Beschränkungen, welche ihren Handel mit anderen Ländern lähmen, aufgehoben werden, ehe man sie des Monopols auf dem heimischen Markte beraubt. Dies ist jedoch **alles**, was die Westindier verlangen können; und wollte man ihnen noch mehr gewähren, so hieße dies bloß, den Vortheil der großen Mehrzahl des Publikums auf eine muthwillige und unnöthige Weise aufopfern.

Allein, wenn keine plötzliche und gewaltsame Veränderung eintreten darf, so muß man auch so wenig, als

immer möglich, zögern, ein besseres und gesunderes System in Gang zu bringen. Und betrachtet aus diesem Gesichtspunkte, verdienen die, vor kurzem in dem Colonial-System eingeführten Veränderungen, so wie sie in einer vor uns liegenden Rede ausgesprochen sind, ein sehr großes Lob. Jener Verkehr, welcher, vor dem amerikanischen Kriege, zwischen unseren Colonieen in Westindien und denen, die gegenwärtig die Republik der Vereinigten Staaten bilden, Statt fand, war in der Folge einigen sehr unterdrückenden Beschränkungen unterworfen worden. Wir selbst hatten sie aufgelegt, theils um die Vereinigten Staaten des Marktes zu berauben, den sie früher auf Jamaika und anderen Inseln gehabt hatten, theils um Canada das Monopol zu sichern. Sowohl über diese Beschränkungen, als auch über die, welche ihren Handel mit Europa lähmten, hatten sich die Pflanzer immer laut und mit vollem Rechte beklagt. Nichts Angemessenes war indeß für die Abstellung dieser Beschwerden geschehen, bis, im Jahre 1822, Herr Robinson, getroffen von der Unpolitik der bestehenden Verordnungen, mit der Einführung eines besseren Systems den Anfang machte. Zu diesem Endzweck brachte Herr Robinson zwei Bills ein, welche in Gesetze verwandelt wurden. Zufolge des ersten ist freier Verkehr gestattet zwischen sämmtlichen Ländern Amerika's und unserer Colonieen, dieser Verkehr geschehe auf den eigenen Schiffen dieser Länder, oder auf brittischen Schiffen. Das zweite erlaubt den Colonieen den direkten Handel mit dem nicht-brittischen Europa, vorausgesetzt, daß er auf brittischen Schiffen und in solchen Artikeln getrieben wird, die von den Colonieen herrühren. Dies war

eine sehr große Bewilligung: allein in dieser Gestalt gestattete sie den Amerikanern, oder vielmehr den Bürgern der Vereinigten Staaten, als solchen, welche allein eine Handels-Marine besitzen, ein Vorrecht, welches den sämmtlichen Mächten Europa's versagt war; auch gab es hinsichtlich der Artikel, welche von Amerika nach den Colonieen ausgeführt werden durften, noch mancherlei Ausnahmen. Wir sind indeß so glücklich, anführen zu können, daß die, von Herrn Huskisson, während der letzten Sitzung eingebrachte Bill allen diesen Mängeln abgeholfen hat. „Mein Vorschlag," sagte Herr Huskisson, als er die Bill einbrachte, „lautet dahin, daß ein freier Verkehr gestattet werde zwischen allen unseren Colonieen und allen andern Ländern, es sei auf brittischen Schiffen, oder auf den Schiffen dieser Länder, und zwar so, daß letztere das Recht haben, alles einzuführen, was in dem Lande, dem das Schiff gehört, entstanden oder hervorgebracht ist, und von solchen Colonieen, alle und jede Produkte und Manufakturen, es sei nach dem Lande, von welchem das Schiff kommt, oder nach irgend einem anderen Theil der Welt auszuführen, das vereinigte Königreich und dessen Zubehören allein ausgenommen." Diese gerechten und erweiternden Verfügungen sind von dem Parliamente angenommen worden; und außerdem verdanken die Colonieen dem Herrn Huskisson die Ausdehnung der Wohlthaten des Stapel-Systems, die Aufhebung mehrerer schweren Lasten, welche auf den Schiffen ruheten, die in ihre Häfen einliefen, und eine Menge anderer wohlthätiger Abänderungen von geringerem Belange.

Ein mächtiger Schritt zur gänzlichen Abschaffung des

Colonial-Systems ist gethan. Sonst waren die Colonisten zu der Forderung berechtigt, daß ihnen ausschließlich gestattet seyn müsse, unsere Märkte mit Colonial-Produkte zu versorgen, so lange wir sie zwingen würden, auf unseren Märkten ihr Bedürfniß zu befriedigen. Doch jetzt, wo wir sie von dieser lästigen Beschränkung befreit haben, jetzt, wo wir ihnen gestatten, die Märkte der ganzen Welt zu beziehen — jetzt haben sie auch nicht einen Schatten von Anspruch auf das Monopol des englischen Marktes. Es ist daher klar, daß die Minister die Partheien nicht gerecht und schön behandeln werden, wenn sie da stehen bleiben, wo sie jetzt sind. Nachdem sie so viel gethan haben, müssen sie noch mehr thun. Sie haben den brittischen Kaufleuten das Monopol des Colonial-Markts entzogen. Was folgt daraus, wenn sie gerecht seyn wollen gegen das brittische Volk? Dies, daß sie auch den Colonisten das Monopol des brittischen Markts entziehen müssen. Die aller geschicktesten Vertheidiger des Monopol-Systems haben zugegeben, daß es unmöglich sei, einen Theil desselben unabhängig bestehen zu lassen, daß alle Theile entweder mit einander stehen oder fallen müssen. „Die brittischen Besitzungen, sagt Lord Sheffield, sind eben so berechtigt zu dem Monopol der Märkte des brittischen Westindiens, als das letztere zu dem Monopol der Märkte der ersteren es ist; und wenn dies Monopol jemals abgeschafft werden sollte, so würde es die höchste Abgeschmacktheit seyn, dem fremden Roh-Zucker nicht alle brittische Häfen zu öffnen *).

---

*) S. Observ. on the Commerce of the American States p. 260.

Man hat indeß behauptet, daß, wenn wir den Colonisten das Monopol des brittischen Marktes entzögen, sie nicht länger versucht seyn würden, mit uns in Verbindung zu bleiben, ja daß sie revoltiren würden. Weit davon entfernt, daß die Trennung von den Colonieen uns je zum Nachtheil gereichen könnte, beweiset alles, was wir bisher angeführt haben, über allen Zweifel hinaus, daß diese Trennung ein großer Gewinn für uns seyn würde. Gesetzt aber auch, dem wäre nicht so, so brauchen wir uns über diesen Punkt nicht zu härmen. Angenommen, wir zögen unsere Schiffe und unsere Truppen von Jamaika zurück, was würde, einen Monat später, aus dieser Colonie geworden seyn? Wir können uns darauf verlassen, die Colonisten kennen ihren Vortheil allzu gut, als daß sie an eine Auflösung ihres Zusammenhangs mit England denken sollten. So lange wir unsere Truppen und Schiffe zum Schutze Derer verwenden, welche durchaus unfähig sind, sich selbst zu beschützen, so lange werden wir einen Ueberfluß an westindischen Zuckergärten und Knochenhäuser haben.

Wir hoffen, man werde nicht annehmen, daß wir nach allem, was bisher bemerkt ist, die Gründung von Colonial-Niederlassungen für unbedingt nachtheilig und schädlich halten. Eine solche Meinung ist uns fremd. Nicht gegen die Ausführung von Colonieen, vorausgesetzt, daß sie in eine vortheilhafte Lage gebracht worden, wohl aber gegen die Fesseln, welche ihrer Betriebsamkeit angelegt werden, und gegen die Dazwischenkunft des Mutterlandes in ihren häuslichen Angelegenheiten, haben wir uns erklären wollen. Jedes Individuum muß die volle

Freiheit haben, das Geburtsland zu verlassen; und es bieten sich nur allzu viel Veranlassungen dar, wo die Regierungen mit großem Vortheil den Entschluß fassen können, Auswandernde in fremden Ländern anzusiedeln, und wo eine gesunde Politik es mit sich bringt, sie so lange zu beschützen und aufrecht zu erhalten, bis sie sich in einer solchen Lage befinden, daß sie durch sich bestehen können. Es kann gar nicht in Zweifel gezogen werden, daß Europa unermeßliche Vortheile von der Colonisation Amerika's gehabt hat. Die Colonisten brachten die Künste, die Wissenschaften, die Sprachen, die Religionen der civilisirtesten Vereine der alten Welt in Gegenden von eben so großer Ausdehnung als Fruchtbarkeit, die bis dahin von wenigen Wilden bewohnt gewesen waren. Das Reich der Civilisation ist folglich unermeßlich erweitert worden. Und während die Erfahrung, welche durch das Steigen und die Fortschritte der in so neue Lagen gebrachten Gemeinheiten, dazu gedient hat, die wichtigsten und fundamentalsten Grundsätze in Verwaltung und Gesetzgebung aufzuhellen, ist Europa bereichert worden durch eine große Mannichfaltigkeit von Produkten, welche Amerika geliefert hat, um die Erfindsamkeit des Geistes zu spornen, und die mühsame Hand der Betriebsamkeit zu belohnen.

Wie groß aber auch die bisher von der Colonisation Amerika's gewonnenen Vortheile seyn mögen: so sind sie doch nur eine Kleinigkeit in Vergleichung mit denen, welche würden gewonnen seyn, hätten die europäischen Mächte den Colonisten gestattet, die Vortheile ihrer Lage zu benutzen, hätten sie sich nicht mit der Regierung ausgedehnter Territorien, welche drei tausend (englische) Meilen von

ihnen entfernt waren, befaßt. Glücklicher Weise hat indeß eine neue Aera ihren Anfang genommen: novus saeculorum nascitur ordo. Das Monopol des amerikanischen Handels ist beinahe gänzlich zerstört; die Unabhängigkeit dieses großen Handels beinahe vollendet. Von Canada bis nach Cap Horn ist jeder Hafen bereit, Abenteurer aus Europa aufzunehmen; ein gränzenloses Feld hat sich, demgemäß, für die Empfangnahme unserer überschüssigen Bevölkerung und für die vortheilhafte Anwendung europäischer Künste, Capitale und Geschicklichkeiten geöffnet. Der Fortschritt Amerika's ist nicht länger zweifelhaft; es muß in den nächsten Jahrhunderten Riesenschritte in der Bahn der Vervollkommnung machen. Der große Umfang seiner fruchtbaren und unbenutzten Ländereien, die Milde und Wohlthätigkeit seines Klima's, die große Mannichfaltigkeit seiner Produkte, die unermeßliche Ausdehnung seiner Stromschiffahrt, die Geräumigkeit und Sicherheit seiner Häfen: alles vereinigt sich, es, für einen sehr langen Zeitraum, vor den Erschütterungen und Zufälligkeiten zu bewahren, welchen alte und sehr bevölkerte Staaten immer ausgesetzt bleiben; alles trifft zusammen, um es als den Wohnsitz künftiger Wohlhabenheit, Wissenschaft und Civilisation zu bezeichnen.

Philosophische Betrachtungen über die Wissenschaften und über die Gelehrten.

Dritter Artikel.

Durch den Schluß des vorhergehenden Artikels sind wir zu dem Anerkenntniß geführt worden, daß der natürliche Gang des menschlichen Geistes die Gelehrten von jetzt an zu einem neuen politischen Daseyn beruft. Um jedoch den Charakter und die Wichtigkeit dieser Veränderung gehörig zu würdigen, ist es unumgänglich, die historische Verkettung der Hauptverwandlungen, welche, bei verschiedenen Civilisations-Graden, bisher in der gesellschaftlichen Lage der wissenschaftlichen Classe Statt gefunden haben, auf eine allgemeine Weise zu betrachten.

Aufgefaßt in ihrem ganzen Umfange, bietet die politische Geschichte der Gelehrten drei große Zeitabschnitte dar, welche genau dem Zustande der menschlichen Philosophie, je nachdem er erst theologisch, dann metaphysisch und zuletzt positiv war, entsprechen. Im ersten Artikel ist hiervon ausführlicher gehandelt worden. Hier müssen wir uns auf eine summarische Auseinandersetzung dieser neuen Reihe allgemeiner Thatsachen beschränken, welche umständlicher in dem zweiten Theile des, im Anfange dieser Artikel angekündigten Werks entwickelt werden soll.

Das erste gesellschaftliche System, worin der menschliche Geist anfangen konnte, wirkliche und dauerhafte Fortschritte zu machen, hat die Vermengung der zeitlichen Gewalt mit der geistlichen zum Fundamental-Charakter gehabt, d. h. die gänzliche Unterordnung der einen in Beziehung auf die andere. Soll dies noch bestimmter ausgedrückt werden, so muß man sagen: dies gesellschaftliche System bestand in der allgemeinen und unbedingten Präponderanz einer gelehrten Caste, die sich unter dem Einfluß der theologischen Philosophie gebildet hatte.

Jede ursprüngliche Gesellschaft, sofern ihre Entwickelung heimisch und freiwillig ist, offenbart ein natürliches Streben nach einer solchen Organisation. Sich feststellen und eine große Consistenz gewinnen konnte diese Einrichtung jedoch nur in solchen Ländern, wo, vermöge eines günstigen Zusammentreffens von Umständen, Klima und Lage (was hier nicht weiter erörtert werden kann) die theologische Philosophie frühzeitig ihre ganze Ausdehnung gewinnen, und folglich ein unwiderstehliches Uebergewicht über die übrigen Theile des gesellschaftlichen Systems erhalten konnte. Erfüllt wurden diese Bedingungen in Aegypten, in Chaldäa, in Hindostan, in Thibet, in China und in Japan. Man kann noch Peru und wahrscheinlich auch Mexiko, einige Generationen vor der Entdeckung Amerika's, hinzufügen.

Betrachtet man diesen Gesellschaftszustand nur in abstrakter Beziehung, so wird man, vor allen Dingen, getroffen von dem tiefen Charakter der Einheit und Verbindung, welcher alsdann in dem geistigen System so vollständig herrscht. Nie hat sich, seit dieser Epoche, der

Geist des Ganzen in demselben Grade manifestirt, und für die Zukunft kann er nur durch die direkte Ausbildung der positiven Philosophie wieder gefunden werden.

Die vollkommene Gleichartigkeit der menschlichen Anschauungen, welche alsdann einförmig theologisch sind, ist, ohne allen Zweifel, die erste Ursache dieser unbedingten Systematisation. Jedoch hat diese, ehemals allgemeine Ursache nicht überall eine solche Wirkung, wenigstens nicht in einem so ausgezeichneten Grade, hervorgebracht. Es bedurfte, außerdem, einer Organisation des wissenschaftlichen Körpers, welcher diesem Gesellschaftszustande besonders eigen war.

Vermöge des Daseyns dieser gelehrten Caste, dieses als bloße Thatsache genommen, stellte sich, könnte man sagen, zwischen der Theorie und der Praxis eine regelmäßige und bleibende Theilung fest. Allein, erstlich war diese Theilung sehr unvollständig, weil sie sich nicht über die gesellschaftlichen Combinationen erstreckte; zweitens gab es in dem Gebiete der Theorie keine bestimmte Vertheilung der Arbeit. So verhält es sich mit dem Wesen dieser ersten wissenschaftlichen Organisation.

Die Universalität der Erkenntnisse, welche, heut zu Tage, mit dem größten Rechte als eine Chimäre des Ehrgeizes betrachtet wird, war damals, im Gegentheil, der herrschende Charakter aller Mitglieder der geistlichen Corporation. In den höheren Rangordnungen der Hierarchie war jeder Diener des Cultus zugleich Astronom (oder vielmehr Astrolog), Physiker, Arzt, sogar Ingenieur, und auch Gesetzgeber und Staatsmann. Mit einem Worte: die Benennungen Priester, Philosoph und Gelehrter, welche

später so verschiedene Bedeutungen erhalten haben, waren damals streng gleichbedeutend; die Combination dieser drei Charaktere ist in der Person des Moses bezeichnet, den man als den geläufigsten Typus dieses ersten Zustandes des menschlichen Geistes betrachten kann.

Es ist auch nicht schwer, sich diesen Universalitäts-Zustand zu erklären; denn er hängt direkt von denselben Ursachen ab, welche die Präponderanz der gelehrten Caste bestimmt haben, und er ist, zum Wenigsten, eben so unvermeidlich. Wenn irgend ein Zusammentreffen von physischen Umständen den menschlichen Anschauungen in gewissen Ländern eine so schnelle Entwickelung gestattet hatte, daß sie sich sehr rasch unter der theologischen Gestalt systematisiren konnten: so mußte offenbar aus dieser Raschheit selbst hervorgehen, daß die verschiedenen Zweige der Erkenntniß, um die Zeit der Coordination, noch nicht ausgebreitet genug waren, um eine reelle und bleibende Theilung zu fordern, oder auch nur zuzulassen.

Diese Universalität der Arbeiten aber fällt nicht bloß, vermöge einer nothwendigen Beziehung, mit der Suprematie der gelehrten Caste zusammen; sie ist auch ihre stärkste Stütze. Das Ansehn, welches die Priester als Astronomen, Aerzte und Ingenieurs gewinnen, ist die Grundlage ihrer öffentlichen Autorität; und wiederum ist die Gewalt, welche sie ausüben, eine unumgängliche Bedingung für die Entwickelung ihrer wissenschaftlichen Speculationen.

In der Natur dieser geistlichen Organisation muß man die erste wahre Erklärung der bewundernswürdigen Kraft und Consistenz suchen, welche dieses ursprüngliche gesellschaftliche System in Vergleich mit denen, die darauf

gefolgt sind, so stark charakterisirt haben. In einer Ordnung, worin alles so innig verbunden ist, daß man, um irgend einen Theil anzugreifen, das Ganze direkt erschüttern muß — in einer solchen Ordnung darf man schwerlich erstaunen über die Kraft des Widerstandes, der bisher die Einwirkung aller bekannten Kräfte überwunden hat. Auch muß dieser Gesellschaftszustand als die wirkliche Epoche des Triumphs des theologischen Systems betrachtet werden. Welche wirkliche Macht dies System auch seitdem gezeigt hat: so kann man doch ohne Uebertreibung sagen, daß es, nach dieser Periode, in einem anhaltenden Verfalle gewesen ist. Bis zu ihr müßte demnach das menschliche Geschlecht aufsteigen, wenn es zurück gehen könnte.

Erkennend, daß das theokratische Regiment die nothwendige Folge und die unumgängliche Bedingung der ersten Fortschritte des menschlichen Geistes war, kann man sich nicht verhehlen, daß es, seinem Wesen zufolge, dahin strebte, ein bleibendes und beinah' unüberwindliches Hinderniß für größere Fortschritte zu werden. Es sei nun, daß eine nothwendige Unverträglichkeit zwischen der äußersten Festigkeit des gesellschaftlichen Systems und seiner Vervollkommnungsfähigkeit Statt findet, oder daß die Vereinigung dieser beiden großen Eigenschaften nur den Mitteln überlegen war, welche der Mensch bisher anwenden konnte: gewiß ist, daß die am stärksten organisirten Völker damit geendigt haben, daß sie beinahe stationär geworden sind. Und dies ist der Fall gewesen in allen den Ländern, wo die Theokratie sich vollständig hat feststellen können. Die Sache erklärt sich leicht.

Für

Für den menschlichen Geist ist nur durch Theilung der Arbeiten Entwickelung möglich. Das theokratische System selbst hatte, in intellectueller Beziehung, nur in sofern einen Werth, als es das einzige Mittel war, auf regelmäßigen und bleibenden Grundlagen einen Anfang von Theilung zwischen seiner Theorie und der Praxis zu organisiren. Allein diese erste Theilung, welche, nachdem sie einmal feststand, vermöge des Charakters des Systems unwiederruflich war, mußte um vieles weiter getrieben werden, wenn sie die Entwickelung der menschlichen Fähigkeiten auf eine unbegränzte Weise gestatten sollte. So verhielt es sich mit dem Grundfehler dieser ursprünglichen Einrichtung.

Die verschiedenen Ordnungen unserer Anschauungen können sich, ihrer Natur gemäß, nicht mit gleicher Schnelligkeit entwickeln. In dem zweiten Artikel haben wir die nothwendige Succession angegeben, welche sich standhaft in ihrer Bildung offenbart. Man ersieht daraus, daß diese wissenschaftliche Organisation, in deren Kraft alle verschiedenen Theorieen zugleich von denselben Geistern angebauet werden, nicht zögern kann, sich der Vervollkommnung unserer Erkenntnisse stark zu widersetzen, weil sie sich nur mit solchen Fortschritten verträgt, welche für alle Theile des intellectuellen Systems simultan seyn können.

Diese Folgerung wird ungemein verstärkt, wenn man mit dem rein philosophischen Gesichtspunkt den politischen Gesichtspunkt von der Verschmelzung der zeitlichen mit der geistlichen Gewalt verbindet, welche diese erste gesellschaftliche Periode bezeichnet. Denn, vermöge dieser einzigen Ursache wird jede große Vervollkommnung menschlicher Theorieen unmöglich, als abzweckend auf den gänzlichen

und unmittelbaren Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung. Welche wichtige Fortschritte könnte man folglich unter einer Einrichtung erwarten, nach welcher jede wesentliche Entdeckung nothwendig, nicht nur als eine Handlung der Gottlosigkeit, sondern als eine directe Empörung betrachtet werden muß? Die theologische Philosophie war in diesen ersten Zeiten die einzige, welche fähig war, die Gesellschaft zu leiten; und diesen Charakter hat sie sogar bisher bewahrt. So lange also die zeitliche Macht nur ein Abgeleitetes von der geistlichen war, und selbst so lange die physischen Theorieen und die gesellschaftlichen Doctrinen nicht gänzlich gesondert worden sind, konnten die ersteren nicht aus dem theologischen Zustande hervortreten, ohne die Grundlagen der Gesellschaft zu zerstören.

Wenn demnach die Fortschritte des menschlichen Geistes ursprünglich nur dadurch möglich gewesen sind, daß es einen, durch das theokratische Regiment geregelten, ersten Grad der Theilung der Arbeit gab: so leuchtet auf der Stelle ein, daß alle weiteren Fortschritte, nicht minder gebieterisch, eine viel weiter getriebene Theilung gefordert haben, die sich nur unter einem durchaus verschiedenen Regiment feststellen konnte. Vor allen Dingen mußte die Cultur des menschlichen Geistes unabhängig werden von der unmittelbaren Leitung der Gesellschaft, damit die Theilung und Vervollkommnung unserer Erkenntnisse Statt haben möchte, ohne die politische Ordnung in Gefahr zu bringen.

Die natürliche Entwickelung der verschiedenen Theorieen würde ohne Zweifel damit geendigt haben, diese Sonderung herbei zu führen, sogar in den Theokratieen,

obgleich, aus den oben angegebenen Gründen, eine solche Veränderung in ihnen beträchtlich verspätet werden mußte. In der That, es scheint unmöglich, daß, nach Verlauf eines gegebenen Zeitraums, wie langsam man sich die Fortschritte auch denken möge, die täglich wachsende Schwierigkeit, das ganze System menschlicher Kenntnisse anhaltend nach seinem Umfange zu umfassen, nicht zu einer immer größeren Specialisation führe; es läßt sich sogar in den gelehrten Casten der verschiedenen Theokratieen ein Anfang von vervollkommneter Theilung wahrnehmen. Allein der Gang der Begebenheiten hat keiner bekannten Theokratie eine so lange Dauer gestattet, daß man in ihr die Entwickelung einer solchen Umwälzung beobachten könnte. Glücklicher Weise für die menschliche Civilisation, hat sich auf einem weit schneller zum Ziele führenden Wege die neue wissenschaftliche Organisation gefunden.

Griechenland war es, wo diese, für die künftigen Bestimmungen des menschlichen Geistes so unumgänglich nothwendige Veränderung zu Stande gebracht wurde. Vermöge der Art und Weise, wie die Erkenntnisse aus Aegypten und dem Orient in dies Land eingeführt wurden, befanden sie sich, gleich Anfangs, gänzlich außerhalb der gesellschaftlichen Ordnung. Die militärische Thätigkeit, nach welcher die griechischen Gesellschaften nothwendig strebten, machte die Einführung der reinen Theokratie auf die Dauer unmöglich. Gleichzeitig stellten andere Ursachen der freien und vollen Entwickelung dieser Thätigkeit allzu mächtige Hindernisse entgegen, als daß sie, wie zu Rom, alle großen geistigen Kräfte ausschließend hätte verschlürfen können.

Vermöge dieses glücklichen Zusammenwirkens von Bedingungen, wurde die Trennung zwischen der Theorie und der Praxis ungleich vollständiger, als sie in den Theokratieen war, und selbst die Theorie konnte sich freier theilen. Es gab also eine Klasse von Männern, welche, frei von politischem Ehrgeiz, und eben so frei von materieller Beschäftigung, sich einem durchaus philosophischen Seyn hingeben konnte. Ausgehend von den mancherlei Kenntnissen, welche die Priestercasten angehäuft hatten, fanden sie ihre Bestimmung einzig und allein in dem möglich-vollständigsten Anbau des Domäns des menschlichen Geistes. Diese denkwürdige Revolution in dem Organismus des wissenschaftlichen Körpers stellt sich für den Beobachter dar in dem schneidenden Unterschied, der sich, von dieser Zeit an zwischen den Benennungen von Philosoph und Priester bildete. Diesem neuen Stande entspricht, in abstracto, der metaphysische Charakter, welcher sich, von jetzt an, deutlich in dem intellectuellen Systeme zu offenbaren beginnt.

Im ersten Beginn dieser zweiten Organisation gab es keinen anderen Fortschritt, als den, daß das Daseyn der geistigen Corporation rein speculativ geworden war, d. h. vollkommen befreit von jeder Theilnahme an der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Im Uebrigen führten die ersten Weisen Griechenlands in ihren theoretischen Untersuchungen nicht mehr Specialität ein, als die Priestercasten, außer etwa, daß sie, vom ersten Beginnen an, den schönen Künsten, als den mehr entwickelten, ein ganz abgesondertes Domän anwiesen. Indeß wurde, trotz dieser, damals noch unvermeidlichen Verwirrung, die große Be-

dingung erfüllt; und die Theilung der menschlichen Erkenntnisse zögerte nicht, sich allmählig von selbst einzuführen, und zwar nach Maßgabe des Umfangs ihrer Entwickelung.

Anfänglich hatten die Philosophen gehofft, es werde ihnen möglich seyn, ihre Anschauungen vom sittlichen Menschen und von der Gesellschaft gleichen Schritts und Schnitts mit ihren Theorieen von den Erscheinungen der physischen Welt zu vervollkommnen. Doch im Laufe ihrer Bemühungen drängte sich ihnen die Nothwendigkeit einer vollkommnen Theilung zwischen diesen beiden Ordnungen von Untersuchungen auf. Die ersten Versuche zur Vervollkommnung der gesellschaftlichen Theorieen, in welchen sich bereits ein unsicheres Bestreben, sie von dem theologischen Charakter zu befreien, wahrnehmen läßt, führten zu der Ueberzeugung, daß diese Umbildung noch bei weitem die Kräfte des menschlichen Geistes übersteige. Jene philosophischen Schulen, deren Speculationen ganz besonders diese Richtung genommen hatten, erkannten, daß in dieser Beziehung, und vorzüglich in Hinsicht der gesellschaftlichen Organisation, es unmöglich sei, hinauszugehen über die große Generalisation der theologischen Lehre, bis zu welcher die obere Klasse der priesterlichen Hierarchieen bereits lange vorgedrungen war. Von nun an wurden die Erkenntnisse, die sich auf die äußere Welt und auf den physischen Menschen bezogen, als solche, die, ihrer Natur nach, einer schnelleren Vervollkommnung fähig waren, und zu gleicher Zeit mit der politischen Ordnung minder zusammenhingen, gänzlich gesondert von den gesellschaftlichen Lehren. Diese bleiben theologisch, während die übrigen

metaphysisch wurden, und sich folglich dem positiven Zustande mehr näherten.

Auf solche Weise stellte sich, nach und nach, eine geistige Organisation ein, welche von den priesterlichen Casten durchaus verschieden war. Die Benennungen „Gelehrter und Philosoph," welche bei ihrer ersten Absonderung von der Benennung „Priester," unter sich gleichbedeutend geblieben waren, wurden nun, auch ihrerseits vollkommen von einander verschieden. Die erste wendete man, von jetzt an, jenen Denkern zu, welche sich dem Anbau der physischen Erkenntnisse hingegeben hatten, und deren, selbst in der Speculation von der Bewegung der Gesellschaft durchaus geschiedenes Daseyn noch bei weitem theoretischer war, als das der ersten Weisen Griechenlands *). Der zweite bezeichnete nur diejenigen, die sich ausschließend mit sittlichen und gesellschaftlichen Studien beschäftigten, und die sich, von nun an, bestrebten, immer mehr Theil zu haben an der geistlichen Regierung. Mit Einem Worte: der Unterschied ist, von dieser Zeit her, wesentlich derselbe, der noch heut zu Tage besteht. Die beiden Klassen waren dergestalt gesondert, daß sie in den letzten Zeiten der griechischen Philosophie sogar zu Nebenbulern wurden. Gegen

*) In diesem Zeitraume kann man im Archimedes den vollkommenen Typus der streng sogenannten wissenschaftlichen Klasse sehen. Die rein speculative Thätigkeit dieser Klasse ist ohne Zweifel sehr gut charakterisirt durch das Gemälde, das die Geschichtschreiber von dem erhabenen Tode dieses großen Mannes geben. Allein sie ist es noch weit mehr, durch die bewundernswürdige Treuherzigkeit, womit er sich gegen die Nachwelt darüber entschuldigt, daß er sein Genie Entdeckungen von materieller Wichtigkeit aufgeopfert habe.

Anm. d. Verf.

das Zeitalter Alexanders begann diese Sonderung sich offener auszusprechen. Sie war stark bezeichnet durch zwei große Reihen von Arbeiten: durch die des Aristoteles in der speciell wissenschaftlichen Richtung, und durch die des Plato, in einer streng sogenannten philosophischen Richtung. Die Bildung des Musäums von Alexandrien, so verschieden von den alten griechischen Schulen, ist ein unverwerfliches Zeugniß dieser Sonderung, indeß dies Institut mächtig dahin wirkte, sie noch mehr zu entwickeln.

Gerade vermittels dieser Sonderung haben alle weiteren Fortschritte des menschlichen Geistes Statt gefunden. Gänzlich vereinzelt, haben die Wissenschaften sich ausdehnen, sich weiter theilen, sich vervollkommnen, und aus metaphysischen, welche sie zu Anfang dieser Periode waren, positive werden können, ohne die gesellschaftliche Ordnung zu stören. Indem die Philosophie ihre Kräfte in diesem einzigen Punkt zusammen engte, konnte sie in der Masse der policirten Nationen den Uebergang vom Polytheismus zum Theismus bestimmen, und auf diese Weise die Macht theologischer Lehren hinsichtlich der Civilisation des menschlichen Geschlechts nach ihrer ganzen Stärke entwickeln.

Diese, in Griechenland geborne geistliche Organisation ist das erste Fundament des, zwölf Jahrhunderte später eingeführten gesellschaftlichen Systemes gewesen, dessen wesentlicher Charakter jene bewundernswürdige Sonderung der geistlichen und der zeitlichen oder weltlichen Gewalt ist, wodurch es dem rein theokratischen System so überlegen wurde. Der erste Keim zu dieser Sonderung lag, ohne Zweifel, in der rein speculativen Thätigkeit der philosophischen Sekten im Schooß der griechischen Völkerschaften.

Damit sich dieser Keim entwickeln möchte, war zunächst erforderlich, daß die Trennung zwischen den Wissenschaften und der Philosophie, der letzteren gestattete, sich an eine Vereinigung der verschiedenen Schulen in einem gemeinschaftlichen System zu wagen. Als dies erreicht war, erforderte die Entscheidung nur noch eine zeitliche (weltliche) Bedingung, um eine neue gesellschaftliche Organisation direct einzuleiten. Diese Bedingung bestand in dem Verfall des Eroberungs-Systems, hervorgebracht durch die Vereinigung der ganzen damals civilisirten Welt unter einer einzigen Benennung, welche das Resultat des Uebergewichts der Römer war. Als diese beiden Grundlagen zu Stande gebracht waren, da konnte der Gang der Begebenheiten die Entwickelung des gesellschaftlichen Systems des soganntten Mittelalters beschleunigen oder verzögern; endigen aber mußte sie immer damit, daß das System sich feststellte.

Wenn der erste Ursprung dieses Systems auf die Organisation des menschlichen Geistes in Griechenland zurückgeführt werden muß: so entdeckt man darin auch die erste Ursache des Verfalls, den es während der vier letzten Jahrhunderte erfahren hat. Vermöge der unbedingten Sonderung, welche sich zwischen den Wissenschaften und der Philosophie feststellte, konnte das theologische System nicht in Verbindung bleiben mit den speciellen Erkenntnissen, außer in demjenigen Zustande, worin diese sich befanden, als jenes System seinen definitiven Charakter annahm. Es war durchaus unmöglich, sich ihren weiteren Fortschritten hinzugeben. Sobald nun diese positiv zu werden begannen, säumte die intellectuelle Unverträglichkeit der Theologie mit

der Physik nicht, einen politischen Charakter anzunehmen, und sich, mehr oder weniger offen, als Fundamental-Feindseligkeit zwischen der geistlichen Macht und der wissenschaftlichen Klasse auszusprechen, welche sich ursprünglich außerhalb des gesellschaftlichen Systems befand *). So verhält es sich mit dem Ursprung des großen Schisma, welches, späterhin, der allgemeine Modus der Auflösung dieses Regiments war.

Platon versagte Denen, die keine Geometrie gelernt hatten, den Eintritt in seine Schule. Dies rührte daher, daß damals die Geometrie die einzige Wissenschaft war, die einen bestimmten Charakter hatte. Beinah' ein ganzes Jahrhundert hindurch hatten seine Schüler einen großen Antheil an der Vervollkommnung dieses Zweiges unserer Erkenntnisse. Allein nicht lange darauf manifestirte die ge-

*) Einige sehr ausgezeichnete Denker, welche die wahre Ursache vom Verfall des theologischen Systems fühlen, möchten dasselbe heut zu Tage durch eine Verschmelzung mit den Wissenschaften wieder herstellen: dies ist, vor allem, der Charakter der philosophischen Meinungen des Herrn Barons von Eickstein. Allein dies heißt, die Fundamental-Beobachtung verkennen, welche wir so eben angezeigt haben. Selbst wenn die radikale Verschiedenartigkeit der Theologie und der Physik ihre Verbindung oder Verschmelzung nicht durchaus unmöglich machten, so müßte man, um damit zu Stande zu kommen, damit anfangen können, alle, seit Platon in der geistlichen Organisation der Gesellschaft bewirkten Modifikationen im umgekehrten Sinn, d. h. rückwärts, von neuen zu beginnen. Wie könnte aber das gegenwärtige Europa wieder ägyptisch werden! Weiter unten werden wir die Prüfung dieser Meinung ausführlicher anstellen; denn sie ist von allen, welche bis jetzt hervorgebracht sind, die einzige, welche die große gesellschaftliche Frage in ihrem Grunde berührt, und folglich eine ernstliche Erörterung verdient.

Anm. des Verf.

bieterische Nothwendigkeit aufs Vollständigste die Unmöglichkeit, diese Ordnung von Untersuchungen zu vereinbaren mit den philosophischen Arbeiten, welche diese Sekte für die wichtigsten und zugleich für diejenigen hielt, die ihr, vermöge ihrer ursprünglichen Constitution, besonders zugetheilt seyen. Nach und nach machte sie sich, und zwar für immer, von der wissenschaftlichen Bewegung los. Archimedes, Apollonius und Hypparch, diese drei großen Mathematiker des Alterthums, waren ganz zuverlässig nicht Platoniker.

Einen längeren Zeitraum hindurch war die Fundamental-Opposition zwischen den Wissenschaften und der Philosophie nicht stark genug, um durch ihre Nebenbulerei das theologische System in Gefahr zu bringen. Als sie sich zuerst fühlbar machte, war sie sogar gefährlich für die Wissenschaften, ehe und bevor sie dies für die Theologie wurde. Wahr ist, daß der heil. Augustin das Raisonnement der Astronomen Alexandriens von der Kugelgestalt der Erde zu widerlegen suchte; und ein solches Unternehmen von Seiten eines so großen Geistes zeigt nur allzu klar, bis wie weit die Vereinzelung zwischen der Philosophie und den Wissenschaften gekommen war. Allein man erkennt zugleich, daß diese Erörterung für ihn nur eine philosophische war, und daß er, als Mitglied der geistlichen Gewalt, darauf keinesweges ein so großes Gewicht legte, als späterhin auf diejenige gelegt wurde, welche durch die Entdeckung des Copernikus und Galilei veranlaßt war.

Die Reorganisation des gesellschaftlichen Zustandes unter dem Einfluß des Theismus, war eine viel zu wichtige

Operation, als daß sie nicht beinah' alle geistigen Kräfte hätte anziehen, und die ganze Aufmerksamkeit und Achtung der Gesellschaft für sich in Beschlag nehmen sollen. Die Wissenschaften wurden also, während ihrer langen Dauer vergleichungsweise sehr vernachlässigt; wenigstens im Abendlande *). Außerdem erlaubte selbst die Langsamkeit ihrer Fortschritte den Mitgliedern der geistlichen Gewalt sehr leicht, sich auf gleicher Höhe mit ihnen zu erhalten, ohne daß der theologische Charakter dadurch wesentlich verändert wurde.

Allein, sobald das Wesen des gesellschaftlichen Systems durch die Arbeiten des großen Pabstes Hildebrand und seiner Nachfolger, definitiv entwickelt war: da begann der Keim von Auflösung, den dies System, von seiner Geburt an, in sich getragen hatte, sogleich fühlbar zu werden. Indem die vornehmsten Kräfte des menschlichen Geistes und die öffentliche Aufmerksamkeit sich nach und nach zu den Wissenschaften zurück wendeten, brachten sie in dieser Richtung große und reißende Fortschritte zu Wege. Von diesem Augenblick an zögerte die geistliche Gewalt

---

*) Gewöhnlich betrachtet man diese Art von Ausruhen der Wissenschaften, als eine Folge des Einfalls der Barbaren. Allein sie war offenbar schon früher da. Sie zeigte sich in den ersten Jahrhunderten des Christenthums in dem schmachtenden Zustand, worin das Musäum von Alexandrien gerieth. Man entdeckt sogar sehr fühlbare Zeichen dieser Tendenz von dem Augenblicke an, wo der Platonismus den Ausschlag über die anderen philosophischen Sekten zu geben begann. Die Entfernung, und selbst die gegenseitige Erbitterung, der Gelehrten und der eigentlich sogenannten Philosophen entwickelte sich von da an immer mehr und mehr.

Anm. des Verf.

nicht, zu versinken; vorzüglich sobald der positive Charakter der neuen Erkenntnisse sich kund gethan hatte.

Vergeblich zeigte die Geistlichkeit Anfangs ein sehr rühmliches Bestreben, sich des neuen geistigen Domäns zu bemächtigen: der Wille Einzelner und selbst der Wille der großen Körperschaft, wie mächtig sie auch seyn mochten, vermochten nichts weder über die unbeugsame Natur der Dinge, welche eine unbedingte Unverträglichkeit zwischen der Theologie und der Physik feststellte, noch über jenen Charakter von Vereinzelung der Wissenschaften, welcher der theologischen Philosophie des Mittelalters von ihrem Ursprunge an so tief eingedrückt war, und sich seitdem anhaltend entwickelt hatte. Allgemein fühlte man zuletzt, daß die Cultur der positiven Erkenntnisse mit vollem Rechte nur denjenigen Geistern anheim fallen könne, die sich ihnen ganz hingegeben haben, und von fremdartigen Doctrinen durchaus nicht gestört werden *).

Die starken Bemühungen der Geistlichkeit im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, sich der natürlichen Theorieen bei ihrer Entstehung zu bemächtigen, waren den Fortschritten derselben ungemein günstig, weil diese Corporation damals die einzige war, deren Mitglieder sich der speculativen Thätigkeit ohne Hinderniß hingeben konnten. Allein sie veränderten den priesterlichen Charakter nicht;

---

*) Späterhin hat eine neue Reihe von Versuchen, welche mit eben so viel Beharrlichkeit als Geschicklichkeit von den Jesuiten gemacht wurden, sich des Domäns der Wissenschaft zu bemächtigen, die radikale Unmöglichkeit dieses Unternehmens nur noch auffallender gemacht.

Anm. des Verf.

sie konnten es nicht. Wenn einige Geistliche sich gänzlich dieser neuen Klasse von Arbeiten widmeten: so hörten sie auf, Priester zu seyn, um Gelehrte zu werden, ohne daß dadurch die natürliche Opposition der beiden intellectuellen Systeme im Mindesten vermindert wurde. Denkt man gegenwärtig an Albertus Magnus und an Roger Bacon, so betrachtet man sie als Physiker, nicht um sich daran zu erinnern, daß der Eine Bischof, der andere Mönch war.

Die Unverträglichkeit der natürlichen Theorieen und der theologischen Philosophie offenbarte sich, bald nach dem Hintritt dieser beiden berühmten Männer, theils durch die Schläfrigkeit, womit der Klerus an dies neue Studium ging, theils, und vorzüglich, durch die Art von instinctivem Abscheu, den es ihm sehr bald einflößte. Ein fühlbares Zeichen dieser Gesinnungen findet man in der Nothwendigkeit, worin sich die Könige sehr früh, und von nun an immer mehr und mehr, befanden, für die Wissenschaften einen speciellen Unterricht, unter ihrem unmittelbaren Schutz und gänzlich unabhängig von kirchlicher Autorität, einzuführen. Von diesem Zeitpunkt datirt sich die erste Ausdehnung der Metaphysik über die sittlichen und gesellschaftlichen Ideen, und eben so die ersten directen Versuche einer Opposition wider die Lehren des Klerus. Vermöge des Einflusses dieser verschiedenen Ordnungen von Thatsachen, wurden die Sonderung und Opposition zwischen der Wissenschaft und der Theologie, von jetzt an in den Augen Aller vollständig und unwiederruflich festgestellt. Die unverkennbaren Kämpfe, welche seitdem Statt fanden, entwickelten diesen Antagonismus je mehr und mehr.

Hierüber noch mehr ins Einzelne einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genügt, dargethan zu haben, daß von der Epoche an, wo es der theologischen Philosophie des Mittelalters gelungen war, die ihr entsprechende gesellschaftliche Organisation vollständig hervorzubringen, ihre Thätigkeit wesentlich definitiv gewesen ist; daß eine neue geistige Ordnung entstanden ist durch die Entwickelung der natürlichen Theorieen, welche die größten geistigen Kräfte angezogen haben; daß die positiven Erkenntnisse je mehr und mehr in die allgemeine Erziehung eingedrungen sind; mit einem Worte: daß die Gelehrten, welche außerhalb der geistlichen Macht gehalten wurden, nach und nach die ganze Herrschaft erworben haben, die für den Klerus verloren gegangen ist.

Was bleibt ihnen aber zu thun übrig, um, auch ihrerseits, eine neue geistliche Macht zu bilden, welche in ihrer Art, nicht minder mächtig sei, als die alte?

Wir haben dies bereits im zweiten Artikel angegeben. Man muß das System der natürlichen Kenntnisse dadurch vollständig machen, daß man die gesellschaftliche Physik bildet, und folglich direct zum Aufbau einer positiven Philosophie schreiten. So, und allein nur so, kann die Wissenschaft, indem sie von neuem einen ganz allgemeinen Charakter annimmt, das Unvermögen der Theologie zu einer sittlichen Leitung der Gesellschaft ersetzen.

Dieser Blick in die Zukunft der Wissenschaften führt zur Betrachtung einer dritten Organisation des wissenschaftlichen Körpers, welcher dem positiven Zustande der Philosophie eben so entspricht, wie die griechische Organisation dem metaphysischen Zustande, und die ägyptische oder

asiatische ihrem theologischen Zustande. Sind die Gelehrten dahin gelangt, sich ihre eigene Philosophie zu bilden, so werden sie sich der Gesellschaft aufs Neue einverleiben, um die geistigen Führer derselben in einer ganz anderen Weise zu seyn, als die theokratische war. Es bleibt uns nur übrig, die innere Arbeit anzudeuten, welche zu diesem Zweck in der wissenschaftlichen Klasse vorgehen muß. Die Gränzen dieses Artikels erlauben uns nicht, diese wichtige Auseinandersetzung anders als summarisch zu machen. Späterhin werden wir auf jeden ihrer wesentlichen Theile mit größerer Ausführlichkeit zurückkommen.

Ganz vorzüglich das positive geistige System fordert und heischt die Theilung der Arbeit. Das Studium der natürlichen Theoricen ist, seit seinem ersten Ursprunge, standthaft damit beschäftigt gewesen, sich immer mehr und mehr unter den Köpfen zu theilen, die sich damit beschäftigen; und vermöge der bloßen Thatsache seines unbestimmbaren Anwuchses wird es nothwendig fortfahren, sich immer mehr zu theilen. Es kann also gar nicht die Rede davon seyn, den Gelehrten den Charakter der Allgemeinheit, der ihnen noch fehlt, durch eine Universalität von Arbeiten zu geben, welche ähnlich ist der Universalität der Priester-Casten: eine Universalität, die, rücksichtlich des gegenwärtigen Umfanges jeder Ordnung von Erkenntnissen, selbst dann unmöglich seyn würde, wenn man auch voraussetzen möchte, daß ein solcher Entwurf versucht werden könnte. Im Gegentheil, nur durch eine immer vollständigere Anwendung des Princips der Theilung der Arbeit, kann diese unumgänglich nöthige Vervollkommnung errungen werden. Es handelt sich einzig und allein darum,

das gesellschaftliche Studium und die Philosophie, nachdem beide positiv geworden sind, einer neuen Abtheilung des wissenschaftlichen Körpers zuzutheilen. Diese Klasse wird verschieden seyn von allen übrigen; doch nur soweit diese es unter sich selbst sind. Vermöge der Natur ihrer Doctrinen wird sie sich anhaltend genöthigt sehen, mit ihnen in directer und bleibender Beziehung zu stehen, so wie jene, vermöge einer allgemeinen Erziehung, die für jede besondere Erziehung vorangeht, sich nie von ihr trennen werden.

Indem man die innere Bildung des wissenschaftlichen Körpers beobachtet, läßt sich ausmitteln, daß, sowohl in dieser Organisations-Beziehung, als in Beziehung auf Doctrinen, es lediglich darauf ankommt, eine Revolution, die sich bisher immer mehr und mehr entwickelt hat, bis zu ihrer Vollendung hinzuleiten. Nach der encyclopädischen Ordnung, welche in unserem zweiten Artikel festgestellt ist, läßt sich dies sehr leicht fassen. In der That, die verschiedenen Klassen von Gelehrten, obgleich alle speciell, sind es nicht in demselben Grade. Die Mathematiker sind es im höchsten, weil ihre Wissenschaft sich auf keine andere stützt, indem sie, im Gegentheil, die Grundlage aller Naturphilosophie ist. Geht man zu den Astronomen über, so findet man schon mehr Allgemeinheit in den Erkenntnissen, weil sie, außer dem directen Studium der Erscheinungen, die sie beobachten, nothwendig der anhaltenden Anwendung der mathematischen Wissenschaften unterworfen sind. Die eigentlich sogenannten Physiker sind noch weniger speciell, weil die Natur ihrer Studien einen bleibenden Zurücktritt zu den mathematischen Methoden, und eine directe Kenntniß der allgemeinen Gesetze des

Welt-

Welt-Systems erfordert. Aus demselben Grunde haben die Chemiker, welche die, von der Natur der von ihnen studirten Phänomene vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen, nothwendig einen noch weit höheren Grad von Allgemeinheit. Endlich sind die Physiologen, als solche, die sich mit Phänomenen beschäftigen, deren Gesetze sich mit den Gesetzen aller übrigen vermengen, von Natur von allen Gelehrten die am wenigsten speciellen, weil sie genöthigt sind, eine, wenigstens allgemeine Kenntniß der mathematischen, astronomischen, physischen und chemischen Wissenschaften zu besitzen. Die Träger der gesellschaftlichen Physik können nichts weiter thun, als sich in derselben Richtung zu einem Grade zu erheben, welcher noch höher ist, als der der Physiologen. Indem sie eine Klasse von Phänomenen studiren, die, ihrer Natur nach, von den Gesetzen aller übrigen abhängig ist, werden sie, auf eine unvermeidliche Weise, einer vorläufigen Erziehung bedürfen, welche sie vertraut macht mit der Kenntniß der Methoden und der Haupt-Ergebnisse aller übrigen positiven Wissenschaften, sofern dies die einzige rationelle Grundlage ihrer eigenen Arbeiten ist. Indem sie nun das Ganze der physischen Kenntnisse immer vor Augen haben, werden sie unvermeidlich dahin geführt, die positive Philosophie direct aufzubauen, sobald ihre specielle Wissenschaft Fortschritte genug gemacht haben wird, um nicht ihre ganze Thätigkeit ausschließend in Anspruch zu nehmen *).

*) Uebrigens, um die Frage von der Universalität, über welche man so viel gesprochen hat, zum Schluß zu bringen, müßte man, wie es uns scheint, zwischen activer und passiver Universalität unterscheiden. Die erste führt dahin, daß man gleichzeitig alle

Zu eben der Zeit, wo diese neue Klasse von Gelehrten sich bilden wird, muß sich in dem wissenschaftlichen Körper auch eine wichtige Unterabtheilung vollziehen, welche für die Bestimmtheit ihres philosophischen Charakters, und demnächst für die Sicherheit ihrer politischen Wirksamkeit unumgänglich ist. Bestehen wird sie in einer neuen und letzten Vervollkommnung der allgemeinen Abtheilung zwischen der Theorie und der Praxis. Diese Abtheilung ist zur Zeit noch unvollständig, dadurch, daß der Charakter des Ingenieurs immer, mehr oder weniger, mit dem Charakter des Gelehrten vermengt worden ist, den er, selbst gegenwärtig, sehr stark verändert. Beim Ursprung der natürlichen Theorieen war diese Vermengung ohne Zweifel unvermeidlich; sie war zu gleicher Zeit unumgänglich, um ihre Wichtigkeit Geistern faßlich zu machen, welche noch allzu roh waren, um jede theoretische Nützlichkeit zu begreifen, die sich nicht auf der Stelle materialisiren läßt. Allein, heut zu Tage, ist diese directe und bleibende Beziehung nicht mehr nothwendig. Nur nach ihrer philosophischen Wichtigkeit werden künftig die Wissenschaften beur-

---

Zweige der menschlichen Erkenntniß vervollkommnen will; sie ist offenbar absurd und chimärisch. Die andere besteht darin, daß, indem man sich auf die specielle Cultur einer einzigen Wissenschaft beschränkt, man von allen übrigen so genaue Begriffe hat, daß man ihren Geist fassen, und ihre Beziehungen zu derjenigen, mit welcher man sich ausschließend beschäftigt, tief empfinden kann. Nur diese ist möglich; aber sie ist in einem gewissen Grade sogar unumgänglich. Der That nach findet sie sich in den verschiedenen Klassen der Gelehrten, nach dem was wir davon gesagt haben; allein sie muß sich vollständig in denen entwickeln, die für die gesellschaftliche Physik bestimmt sind.

Anm. des Verf.

theilt werden. Auch müssen die Gelehrten, weit davon entfernt, ihr tiefes Gefühl für die Würde der Theorie zu schwächen, im Gegentheil sich hartnäckig allen den Versuchen widersetzen, welche gemacht werden könnten, sie, in dem allzu praktischen Geiste des Zeitalters, zu den einfachen Verrichtungen der Ingenieure zurück zu führen. Allein nur durch angemessene Lehren können sie Ansprüche verdrängen, welche nothwendig eine gewisse Rechtmäßigkeit behalten werden, so lange die Beziehungen zwischen Theorie und Praxis nicht regelmäßig organisirt sind durch ein System von Anschauungen, welches gerade dieser Bestimmung angepaßt ist. Was nun dies System betrifft, so können nur die Gelehrten es aufbauen, weil es aus ihren positiven Kenntnissen von der Beziehung zwischen der Außenwelt und dem Menschen herstammen muß. Diese große Operation ist unumgänglich, um die Klasse der Ingenieure als eine besondere Corporation darzustellen, welche eine bleibende und regelmäßige Mittelklasse zwischen den Gelehrten und den Betriebsamen für alle besonderen Arbeiten bildet *).

---

*) In dem wissenschaftlichen Körper, so wie er heut zu Tage angetroffen wird, läßt sich leicht eine gewisse Zahl von Ingenieuren unterscheiden, welche von den eigentlich sogenannten Gelehrten verschieden sind. Diese wichtige Klasse hat sich nothwendig zuletzt bilden müssen, als die Theorie und Praxis, ausgegangen von so entgegengesetzten Punkten, weit genug vorgerückt waren, um sich die Hände zu reichen. Dies gerade macht, daß ihr eigenthümlicher Charakter bisher so wenig entscheidend gewesen ist. Was ihre eigenthümliche Lehren betrifft, die ihr eine rein specielle Existenz geben: so ist es nicht leicht die wahre Beschaffenheit derselben anzuzeigen; denn es giebt davon bisjetzt nur einige Rudimente. Wir kennen nur die Anschauung des berühmten Monge von der beschreibenden Geometrie,

So verhält es sich, im Ueberblick, mit den verschiedenen Lehren, welche nothwendig sind, um die moderne Organisation des wissenschaftlichen Körpers vollständig zu machen: Lehren, welche der vorhergehende Artikel als unumgänglich für die Beendigung der Bildung eines, dem neuen Zustande des menschlichen Geistes angemessenen Systems dargestellt hat. Ohne Zweifel werden diese Arbeiten nicht durch die gegenwärtigen Gelehrten beendigt werden, deren Kräfte unwiederruflich in Anspruch genommen sind von wichtigen Untersuchungen, welche unterbrechen zu wollen eben so abgeschmackt als verderblich seyn würde. Allein sie können, ihrer Natur gemäß, auf eine nützliche Weise nur von Köpfen unternommen werden, welche, unter der Herrschaft der verschiedenen positiven Methoden gebildet, mit den Hauptergebnissen aller physischen Wissenschaften vertraut, und der directen und anhaltenden Sanction des bestehenden wissenschaftlichen Körpers unterworfen

welche davon eine deutliche Vorstellung geben könnte, sofern sie die allgemeine Theorie der Baukünste ist. Eine Folge von analogen Anschauungen, bezüglich auf alle großen praktischen Operationen, muß das eigenthümliche Lehr-System der Ingenieure bilden. Freilich setzt diese Bildung voraus, daß der Bau der positiven Philosophie bis zu einem gewissen Punkt vorgerückt sei; denn jede große Anwendung auf die Künste erfordert gewöhnlich die Combination von Kenntnissen, welche sich zugleich auf mehrere wissenschaftliche Gesichtspunkte beziehen.

Die Einführung der Klasse von Ingenieuren, mit ihrem eigenthümlichen Charakter, ist um so wichtiger, weil diese Klasse ohne Zweifel der directe und nothwendige Vermittler der Coalition zwischen den Gelehrten und den Betriebsamen seyn wird: eine Coalition, durch welche allein das neue gesellschaftliche System direct beginnen kann.

Anm. des Verf.

sind. Vor allem wird die mehr oder minder schnelle Bildung dieser neuen Klasse von Gelehrten, die Raschheit dieser Vollendungs-Arbeiten entscheiden, welche bestimmt sind, das positive System mit der geistigen Suprematie zu bekleiden, die der unveränderliche Gang des menschlichen Geistes ihn für die Zukunft anweiset.

Wenn diese verschiedenen Arbeiten hinlänglich vorgeschritten seyn werden, um einen unwiederruflichen Charakter angenommen zu haben, dann wird man die gesellschaftliche Erziehung, ganz von selbst und für immer, in die Hände der Gelehrten fallen sehen. Für diese große Revolution ist bereits alles vorbereitet. Die Naturkenntnisse sind in dem Urtheil Aller der Hauptgegenstand des Unterrichts geworden; und sie werden es immer mehr werden. Wenn das hergebrachte System des öffentlichen Unterrichts diesem dringenden Bedürfniß der jetzigen Geister nicht hinreichend entspricht, so suchen sie ihre Befriedigung außer demselben und — finden sie. Die Regierungen fahren fort, diese Tendenz, wie sie es immer gethan haben, zu unterstützen, und stiften zu diesem Endzweck eine Menge neuer Anstalten. Von den höchsten Graden des theoretischen Unterrichts an, bis herab zu den einfachen Rudimenten für die am wenigsten ausgebildeten Köpfe, bemühen sie sich, durch alle ihnen zu Gebot stehenden Mittel, den Geistern den positiven Charakter aufzudrücken *). Mit

*) Man hat — so scheint es uns — die Reihe von Anstrengungen, welche, vorzüglich in den letzten dreißig Jahren, von verschiedenen europäischen Regierungen, zur Fortpflanzung scientivischen Unterrichts in allen Klassen der Gesellschaft, durch Special-Institute, ganz unabhängig von den regelrechten Universitäten, gemacht

Einem Worte: die politischen Maßregeln, welche zu dieser Wiedergeburt wahrhaft beitragen können, sind im Wesentlichen bereits entwickelt. Es fehlt daran nichts weiter, als die große philosophische Bedingung, ohne welche alle diese partiellen Bemühungen kein sehr wichtiges Resultat geben können; ich meine die Bildung der allgemeinen positiven Lehren, welche oben angedeutet sind.

---

worden sind, nicht aus dem richtigen Gesichtspunkt und mit der nöthigen Aufmerksamkeit betrachtet. Diese Bewegung hat sich zuerst in der Gründung einer Schule gezeigt, welche die philosophische Neuerung einer theoretischen Unterrichts-Anstalt darstellt, deren positiver Charakter von jedem theologischen und metaphysischen Zusatz frei ist, ohne daß ihm dadurch etwas an Allgemeinheit abgeht. Ich meine die polytechnische Schule. Dieselbe Bewegung hat sich seitdem, ohne Unterbrechung, mit einem täglich zunehmenden Nachdruck fortgepflanzt. In diesem Augenblick wird die arbeitende Klasse zur Theilnahme daran aufgefordert durch Einrichtungen, deren eifrigste Beförderer Herr Karl Dupin in Frankreich und der Doctor Birbeck in England sind: Einrichtungen, welche von den Regierungen mit Nachdruck unterstützt werden. Aehnliche Anstalten sollen in Rußland errichtet werden. In Oesterreich und Preußen giebt es deren bereits, und nach wenigen Jahren wird ganz Europa damit bedeckt seyn. Ihr Einfluß kann nicht verfehlen, die Gründung ähnlicher und höherer Institute für die oberen Klassen der Betriebsamkeit ins Leben zu rufen. Dies zeigt sich bereits in England, wo es sich um die Errichtung einer neuen Universität handelt, die ihren Sitz in der Hauptstadt erhalten soll.

Vielleicht ist es auf diesem, durchaus directen, Wege möglich, die gesellschaftliche Erziehung von Grund aus zu regeneriren, sobald die nöthigen Doctrinen werden gebildet seyn. Denn mit der Umschmelzung der Universitäten, wie sie gegenwärtig beschaffen sind, dürfte es allzu viel Schwierigkeiten haben. Ohne Zweifel werden wir, weiter unten, Gelegenheit haben, auf diese Reihe von Thatsachen, die uns die größte Aufmerksamkeit der Beobachter zu verdienen scheint, zurück zu kommen.

Anm. des Verf.

Das Ganze der in diesem Artikel enthaltenen Betrachtungen, kann als ein erster Abriß der Frage von der geistlichen Gewalt, diese nur aus dem philosophischen Gesichtspunkt behandelt, angeschauet werden. Nachdem wir nun, zum Voraus, die Principe der Erörterung festgestellt haben, können wir gegenwärtig diese große Frage, die fundamentalste, welche heut zu Tage in Gang gebracht werden kann, in allen ihren Theilen untersuchen. Dies wird der Gegenstand einer neuen Reihe von Artikeln werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber Eisenbahnen, in Vergleich mit Canälen und gemeinen Landstraßen.

Zweiter und letzter Artikel.

In einem früheren Artikel haben wir, auf Veranlassung des Werks, welches den Gegenstand unserer Prüfung ausmachte, angegeben, welche große Vortheile aus der Einführung eines allgemeinen Mittheilungs-Systems durch Eisenbahnen und bewegliche Dampfmaschinen erwachsen würden.

Diese Vortheile werden vielleicht in einigen Gesichtspunkten übertrieben scheinen; allein die täglich zunehmenden Fortschritte der menschlichen Betriebsamkeit rathen uns, mißtrauisch zu seyn gegen die angeblichen Gränzen, welche Unwissenheit und Unvermögen so gern den Vervollkommnungen setzen möchten.

Freilich können die Resultate, welche der Verfasser der Edinburger Flugschrift sich, für die Zukunft, von der Annahme eines allgemeinen Systems von Eisenbahnen verspricht, erst in einer sehr entfernten Periode in die Erscheinung eintreten; denn viele Oertlichkeiten sind, vermöge ihrer geographischen Lage und einer Menge anderer Umstände, zu der Unmöglichkeit verurtheilt, Die, welche sich zu solchen Unternehmungen hergeben, unmittelbar und auf eine ihrem Vortheile entsprechende Weise zu entschädigen. Allein ist es denn unsinnig, anzunehmen, daß Eisenbahnen, in armseligen Gegenden angelegt, daselbst die Thä-

tigkeit und Betriebsamkeit wecken würden, welche zur Wohlhabenheit und Behaglichkeit führt?

Diese Frage führt uns zu einer höchst wichtigen Betrachtung, welche, wie es scheint, der Aufmerksamkeit unseres Autors entschlüpft ist. Getroffen von der Verlegenheit, worin sich Kaufleute wegen des Absatzes von Produkten befinden, glauben sehr Viele, daß die Hervorbringung zu weit getrieben wird, und folglich beschränkt werden sollte. Wie können diese aber vergessen, daß, bei diesem angeblichen Ueberfluß, Ein großer Theil der Bevölkerung nicht weiß, wovon er sich nähren und bekleiden soll, während ein anderer Theil in Reichthum erstickt? Auf der einen Seite Mangel am Nothwendigen; auf der andern die reichste Fülle! Bedarf es mehr, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß das Uebel nicht im Ueberfluß der Produktionen, sondern in der schlechten Vertheilung derselben steckt?

Auch tritt, wenn die Betriebsamkeit rasche Fortschritte gemacht hat, und mechanische Kräfte die Menschenarme ersetzt haben, leicht der Fall ein, daß große Massen von Werkleuten sich plötzlich ohne Arbeit befinden, und bis zu dem Zeitpunkt, wo es ihrer Thätigkeit gelingt, sich neue Wirkungskreise zu verschaffen, dem Hungertode ausgesetzt sind.

Wer begreift indeß nicht, daß diese Anhäufung von Produkten und müßigen Arbeitsleuten, wenigstens meisten Theils, vermieden werden würde, wenn es leichtere, schnellere und minder kostspielige Communikations-Mittel gäbe, als die gegenwärtigen sind? Wäre irgendwo ein Markt überfüllt, so könnte der Ueberfluß leicht, und mit geringen Kosten nach einem anderen Ort versetzt werden.

Auf diese Weise würden Produkte und Menschen sich über die verschiedenen Oertlichkeiten gleichmäßiger vertheilen, und die Arbeit auf allen Punkten desselben Landes hauptsächlich dadurch blühen, daß der Verzehr allgemeiner und gesicherter würde. Man würde auch den Uebeln ausweichen, welche England, einen so langen Zeitraum hindurch, geängstigt haben, und deren Bühne nun auch Frankreich wird. Würden die Arbeiter unzufrieden mit ihrem Schicksal, dann würden sie, anstatt sich zusammen zu rotten, um die Manufakturisten zu einer Erhöhung des Arbeitslohnes zu zwingen, die sich ihnen darbietenden schnellen und wohlfeilen Transportmittel benutzen, und ihren Fleiß und ihre Kunstfertigkeit nach einem anderen Orte versetzen. Auf diese Weise könnten sie sich zugleich den Coalitionen ihrer Herrn entziehen, welche das Gesetz selten erreichen kann. Und hieraus würde der unermeßliche Vortheil entspringen, daß der Manufakturist gezwungen wäre, dem Arbeiter immer den Lohn zu reichen, auf welchen dieser einen vernunftmäßigen Anspruch hat; und indem der letztere, hierüber hinaus nichts erwarten könnte, würde er kein Interesse haben, den Frieden der Werkstätten zu unterbrechen.

Bisher haben wir die Beweggründe, welche den Eisenbahnen den Vorzug vor allen jetzt üblichen Communikations-Mitteln verschaffen sollten, auf die Vortheile gestützt, welche sie durch die Anwendung einer großen Geschwindigkeit gewähren. Allein ihre Ueberlegenheit geht noch aus vielen anderen Umständen hervor, welche unser Autor auf folgende Weise aufzählt.

„Die Eisenbahn, sagt er, kann in der Regel mit einem um zwei Drittel geringeren Aufwand gebauet wer-

den, als der Canal. Es ist demnach viel leichter, die nöthigen Capitalien zusammen zu bringen: die Unternehmung ist weniger gewagt; und wenn sie fehlschlagen sollte, so ist sie minder verderblich. Die Eisenbahn schadet dem Grundbesitz ungleich weniger, als der Canal: sie setzt nicht Ueberschwemmungen aus; sie überfüllt die benachbarten Aecker nicht mit Feuchtigkeit; sie stellt nicht eine so schwer zu übersteigende Schranke zwischen die Theile desselben Erbguts; sie kann in weit mannichfaltigeren Lagen angewendet werden. Sie erspart ferner die Verlegenheit, welche, bei der Canalfahrt, aus dem Wassermangel entspringt. Man kann sie über Sümpfe, über Kiesbetten, über Felsen, die mit Spalten durchfurcht sind, und selbst über Sand hinführen. Eine vollkommene Ebene ist ihr niemals nöthig, und im Nothfall kann sie einen hohen Hügel ersteigen. Ihre Erhebungen werden selbst mit Stations-Maschinen, weniger kosten, als Schleusen, und in weit weniger Zeit zurückgelegt seyn."

„Auf einem Canal ist die Schiffahrt, während des Winters, durch das Eis entweder gehemmt oder gänzlich geschlossen. Dürre kann im Sommer dieselbe Wirkung hervorbringen; und wenn auf dem Grunde des Canals auf einem einzigen Punkte Reparaturen nothwendig geworden sind, so ist die Communikation zwischen den äußersten Enden gänzlich unterbrochen. Die Eisenbahnen bieten keinen von diesen Nachtheilen dar."

„Auf einem Canal ist eine Bewegung, welche noch schneller wäre, als vier (englische) Meilen die Stunde, wo nicht unmöglich, doch sehr zerstörend; und von nun an kann der Dampf sehr selten als Bewegkraft angewen-

det werden. Selbst wenn der Canal nach einem so großen Maßstabe angelegt wäre, daß seine Breite und seine Tiefe sich mit der Anwendung des Dampfes vertrügen: so haben wir gezeigt, daß, vermöge der Natur des Widerstandes, den das Wasser ausübt, eine beträchtliche Geschwindigkeit nur durch einen erstaunlichen Aufwand von Kraft erhalten werden könnte. Die große Ueberlegenheit der Eisenbahn in diesem Punkte, ist bereits ins Licht gestellt; und man kann bemerken, daß, obgleich die schrankenlose Breite der Wasserbahn auf offener See, den Widerstand vielleicht um ein Drittel oder um ein Viertel mehr vermindert, als auf einem Canal, dennoch dieser Vortheil mehr als compensirt wird durch die Ungleichheit der Wirksamkeit in den Rädern eines Dampfschiffes, die durch die Winde und die Wellen verursacht wird."

„Die Eisenbahnen haben den großen Vorzug, daß sie mit den gemeinen Wegen des Landes verbunden, oder ihnen substituirt werden und zu einem allgemeinen Communikations-System dienen können. Canäle, auch wenn sie Waaren nach sehr weiten Entfernungen versetzen, können nur in gewissen Lagen angebracht werden, und sich nur auf eine höchst unvollkommene Weise mit den gewöhnlichen Communikations-Wegen verbinden. Der Transport auf einem Canal kostet drei Viertel weniger, als der Transport zur Achse; allein ein Landmann, welcher Produkte in eine Entfernung von 20 (englischen) Meilen zu versenden hat, von welchen 18 auf einem Canal zurückgelegt werden können, wird sich dazu lieber seines eigenen Fuhrwerks bedienen, wegen des Zeitverlustes und der übrigen Unbequemlichkeiten, welche mit dem Ein- und Ausladen auf

einem Fahrzeuge verbunden sind. Die Eisenbahnen können, theils wegen ihrer vergleichungsweise größeren Wohlfeilheit, theils weil sie in allen Lagen anwendbar sind — auf gesenkten, wie auf horizontalen Boden — sich in dem ganzen Umfange eines Landes verzweigen, und das allgemeine Werkzeug der Mittheilung werden."

„Nicht bloß jede Stadt und jedes Dorf, sondern auch jedes nur einigermaßen bedeutende Pachtgut kann einen Zweig derselben besitzen; und selbst wenn die äußersten Enden dieser Verzweigungen unvollkommen seyn sollten, so könnten sie noch mit allen Hauptwegen in Verbindung stehen. Das auf einem Pachthofe beladene Fuhrwerk würde zwar, um über die schwierigen Stellen des Weges hinweg zu kommen, zu der Kraft, die es in Bewegung setzet, vielleicht noch ein Pferd hinzufügen müssen; allein, welches auch die Entfernung seyn möchte, es würde auf dem Markt anlangen. Es würden also Zeit und Kosten erspart werden, und außerdem würde man allen den zufälligen Schäden entgehen, welche mit wiederholtem Auf- und Abladen verbunden sind. Hier ein Beispiel! Die Kohlen werden nach Edinburg auf dem Unionscanal aus einer Entfernung von 27 (englischen) Meilen gebracht. Aus der Grube zum Canal werden sie zur Achse geführt, und dann in das Fahrzeug geschüttet. Ist die Fahrt beendigt, so kommen sie aus dem Kahn auf die Gracht (Quai) und von der Gracht auf Wagen, welche sie in die Keller der Consumenten bringen. Ohne von dem Schaden zu reden, den die große Kohle bei diesen zahlreichen Umladungen erfährt, wie groß sind die damit verbundenen Kosten!"

„Das Einladen in den Kahn und das Ausladen auf die Gracht kostet ungefähr 32 Sous auf die Tonne; und das Aufladen auf den Wagen und die Fuhre kosten 48 Sous; und beides zusammen macht ein Fünftel des von dem Verzehrer bezahlten Preises. Eine Eisenbahn würde diese außerordentliche Ausgabe ungemein vermindern; denn derselbe Wagen, welcher die Kohlen an die Grube geladen hatte, würde sich gerades Weges nach dem Markt begeben, von wo aus, durch andere wohlfeile Vorrichtungen, die Waare vor der Thüre des Verzehrers abgesetzt werden könnte. Allein sobald der Gebrauch der Eisenbahnen allgemein werden wird, ist es wahrscheinlich, daß alle Hauptstraßen einer Stadt mit Bahnen von geschliffenen Steinen werden versehen seyn, in welchen ein einziges Pferd die Last von zwei bis drei Tonnen ziehen wird. Die Produkte des Bodens oder der Fabriken können auf den Wagen des Pachters oder des Manufakturisten geladen, und von Pferden auf einem Seitenwege fortgezogen werden bis zum Hauptwege, wo sich der Wagen an einen Zug anschließet, um durch die fortbewegende Maschine auf den Markt zu gelangen. Auf diese Weise wird man allen den Zufällen entgehen, welchen zerbrechliche Gegenstände durch das Auf- und das Abladen ausgesetzt sind."

Um mit dem, was wir über die vor uns liegende Flugschrift zu bemerken haben, zum Schlusse zu kommen, wollen wir noch ein Resultat geltend machen, zu welchem mehrere ausgezeichnete Ingenieure hinsichtlich der Kosten gelangt sind, die durch die Anwendung der beweglichen Dampfmaschinen auf die Eisenbahnen würden verursacht

werden. Dies Resultat besteht, nach der Angabe unseres Autors darin, daß die Ausgabe für die Unterhaltung des Dampfes, bei allen Geschwindigkeiten, geringer seyn würde, als für den Gebrauch des Pferdes. Wir folgen dem Autor nicht in allen den Einzelnheiten, die er über diesen Gegenstand mittheilt; aber wir glauben daraus schließen zu können, daß kein stichhaltiger Einwand gegen die Einführung der Eisenbahnen und der beweglichen Maschinen, als allgemeines Mittheilungswerkzeug, gemacht werden kann.

In England giebt es seit langer Zeit viel Eisenbahnen; allein sie sind nach kleinem Maßstabe angelegt, und dienen nur zum Transport der Kohlen, des Eisens und der Steine, auf Wagen, die von Pferden gezogen werden; so verhält es sich mit denen, die in der Gegend von New-Castle, in den Grafschaften Cornwallis, Lancaster, York, Derby, Stafford, so wie in Wales, in Schottland und anderwärts in Gebrauch sind. Die, auf welchen die Dampfmaschinen angewendet werden, sind noch in sehr geringer Zahl; und nur eine einzige von beträchtlicherem Umfange ist heut zu Tage in voller Thätigkeit. Dies ist die Eisenbahn von Darlington nach Stockton, welche dem Publikum seit einigen Monaten eröffnet worden ist. In einem höchst anziehenden Bericht giebt der Newcastle-Current hierüber eine umständliche Auskunft. Die Erfahrung hat bei dieser Gelegenheit bewiesen, daß die Berechnungen der Theorie von aller Uebertreibung weit entfernt waren. Eine einzige bewegliche Maschine hat, mit einer Geschwindigkeit von 12 bis 15 (englischen) Meilen die Stunde, einen Zug von 38 Wagen gezogen, von welchen 12 mit Kohlen und Mehl, und die 26 anderen mit

5 bis 600 Personen befrachtet waren. Das Totalgewicht dieser Wagen und ihrer Last konnte sich auf 90 Tonnen (von 2000 Pf.) belaufen, und alle zusammen nahmen den Raum von 400 Fuß ein. An zwei Stellen, wo die Bahn aufsteigend war, wurden Stations-Maschinen mit Erfolg zur Unterstützung der beweglichen Maschine gebraucht, und dreizehn beladene Wagen wurden auf diese Weise, in sieben und einer halben Minute eine (englische) Meile weit fortgezogen. Der Freudenruf einer unermeßlichen Volksmenge begleitete den Zug. Seit der Einweihung dieser Bahn, hat man sich davon überzeugen können, daß sie ihre Bestimmung vollkommen erfüllte, und der Preis der Kohlen ist seitdem beträchtlich gesunken. So lange diese Bahn noch im Werden war, hatte sich die öffentliche Stimme beinahe ganz allgemein gegen das Unternehmen ausgesprochen; allein der Augenschein, d. h. die Thatsache, hat alle Uneigennützigen überzeugt. „Der Erfolg dieses Unternehmens, sagt der Scotsman, und alles, was wir sonst über Eisenbahnen im Allgemeinen wissen, gewährt uns die Gewißheit, daß, wenn die von Edinburg bis Glasgow beendigt seyn wird, es leicht seyn werde, sie mit einer Geschwindigkeit von 15 bis 20 (englischen) Meilen die Stunde, zu durchlaufen. Der Bewohner Edinburgs wird sich also, nach dem Frühstück nach Glasgow begeben, daselbst in zwei Stunden seine Geschäfte abmachen, und dann zum Mittagsessen wieder nach Hause fahren können."

Der Verfasser des „Canals and Railroads" überschriebenen, und in No. I. der Britain Review eingerückten Artikels, will zwar nicht zugeben, daß Eisenbahnen ein

ein ausschließendes Communikationsmittel werden können; er erklärt sich aber nichts desto weniger für dieses bewundernswürdige Erzeugniß der Wissenschaft und Betriebsamkeit. Die meisten in der Edinburger Flugschrift enthaltenen Argumente, und andere eben so mächtige, werden von ihm den ewigen Gegnern nützlicher Neuerungen entgegengesetzt, die auch bei dieser Gelegenheit das Haupt erhoben haben.

Es giebt nämlich in England eine große Anzahl von Leuten, welche ganz unmittelbar dabei betheiligt sind, daß das neue Mittheilungs-System nicht angenommen werde. Der Boden dieses Landes ist in allen Richtungen von Canälen durchschnitten, auf welche ungeheure Capitale verwendet sind. Kaum haben sich also die Gesellschaften zur Anlegung von Eisenbahnen gebildet: so haben die Canal-Actionäre ihre Stimme dagegen erhoben. Gewohnt, in sicherer Ruhe die reichlichen Früchte der inneren Schiffahrt zu genießen, haben sie nicht ohne Bestürzung wahrnehmen können, daß Nebenbuler denselben Kampfplatz mit ihnen betreten haben; und da sie im Parliament von Pairs und Abgeordneten repräsentirt werden, welche sich, gleich ihnen, jede Concurrenz verbitten: so giebt es schwerlich ein Hinderniß, das sie nicht den Compagnieen für Eisenbahnen in den Weg legen sollten. Sie rufen angebliche *Rechte* an, welche in Kraft eines langen Besitzes *erworben* sind, gerade als ob bei der Anlegung von Canälen die ähnlichen Rechte der Fuhrleute mit Wagen und Pferden wären respectirt worden. Mit Einem Worte: sie möchten sich das *Monopol des Transportes* vorbehalten.

Wir sagen: das Monopol; denn, welche Freiheit auch die Regierung hinsichtlich der Anlegung neuer Canäle gestatten möge, so verträgt sich doch der Canal, als solcher, fast niemals mit Concurrenz. In den Gegenden, durch welche er läuft, kann kein zweiter angelegt werden, wegen der Schwierigkeit, sich anders, als auf Kosten des ersten, Wasser zu verschaffen. Und sehr selten hat dieser nicht schon die vortheilhaftesten Lagen, und selbst die einzig brauchbaren aufgefunden und benutzt.

Bedürfte es für diese Behauptung noch auffallenderer Beweise, so würden sie in nachfolgenden Thatsachen enthalten seyn, welche die Quarterly Review mittheilt. Einer von den Canälen in der Nachbarschaft von Birmingham bezahlt jährlich 140 Pf. St. dem Inhaber einer Actie, welche ursprünglich 140 Pf. St. galt, und gegenwärtig 3200 werth ist. Ein anderer Canal desselben Districts bringt jährlich eine Dividende von 160 Pf. für eine Actie, welche ursprünglich 200 Werth war, und gegenwärtig 4600 kostet. Es würde nicht schwer seyn, noch andere Beispiele anzuführen. Hätte sich eine Concurrenz einstellen können, so wären so ungeheure Gewinne ganz unmöglich gewesen.

In Frankreich ist die Zahl der Canäle, in Vergleich mit England, ungemein beschränkt. Daraus folgt, daß die Einführung der Eisenbahnen bei weitem weniger Hindernisse finden wird, eben weil sie die vorhandenen Interessen weniger verletzt. Noch ist es Zeit, zu verhindern, daß neue Interessen sich bilden, die sich solchen Communikationsmitteln widersetzen, welche den Vorzug vor gemeinen Landstraßen und Canälen haben.

Benutzen wir also die Erfahrung und das Beispiel Englands, die uns vor Augen liegen! Die Frage ist, meinen wir, von so großer Wichtigkeit, daß sie schon die Sorge der Betriebsamen, und das mühevolle Nachdenken der Gelehrten hätte in Anspruch nehmen sollen. Vorzüglich der Letzteren Sache ist es, die Nation über die Vortheile des vorgeschlagenen Systems aufzuklären. Allein nur eine sehr geringe Zahl derselben fühlt diesen Beruf, und ihre vereinzelten Arbeiten bringen nichts hervor, was sich allgemein anwenden ließe. Es würde zum allgemeinen Besten und zugleich zu ihrem Ruhm gereichen, wenn der wohlverstandene Geist der Association sich bei ihnen einstellte — wenn sie sich unter einander verbänden, um zu erfinden und zu vervollkommnen, wie die Betriebsamen sich unter einander verbinden, um auszuführen. Doch sie sondern sich lieber von einander, und können sich eben deswegen nur höchst unvollkommen mit allgemeinen Arbeiten und mit der Coordination schon beobachteter Thatsachen beschäftigen. Diese Art von Arbeiten würde die Gelehrten, wenn sie ihre Bemühungen und ihr Genie vereinigten, zur Entdeckung einer Menge von Vervollkommnungen führen, während die Wissenschaft reißendere Fortschritte machen würde, als bis jetzt hervorgebracht sind. Die gelehrten Vereine versäumen vielleicht allzu sehr, sich Gesammtarbeiten hinzugeben; sie erwarten zu diesem Zweck den Befehl der Regierungen, welche noch weniger unterrichtet sind, als sie, und bringen sich auf diese Weise in eine subalterne Stellung, während, wenn sie sich aus freiem Antriebe theoretischen Arbeiten von all-

gemeiner Nützlichkeit hingäben, die Regierenden dem Uebergewicht ihres Genies folgen würden.

Man fragt sich, woher es kommt, daß Frankreich, das so viele achtungswerthe Gelehrte in seinem Schoße trägt, in der Anwendung neuer Methoden der Betriebsamkeit so weit hinter England zurück ist. Eine Ursache liegt in der Furchtsamkeit unserer Capitalisten; allein diese Ursache könnte beseitigt werden, wenn die Gelehrten durch vereinte Bemühungen die Vorurtheile und Irrthümer zu zerstreuen suchten, welche die Entstehung des Vertrauens verhindern. Was ihre künftige Bestimmung auch mit sich bringen möge, gegenwärtig legen wir ihnen das Problem der besten Communikations-Mittel im Innern eines Landes vor, ausgehend von der Ueberzeugung, daß dieses Mittel enthalten sei in der Anlegung von Eisenbahnen mit beweglichen Dampfmaschinen.

Verbesserung

für das zweite Heft dieses Jahrganges.

Seite 235 Zeile 13 von oben lies statt: das die Mittheilungen, daß es die Mittheilungen.

Philosophische Untersuchungen über das Mittelalter.

(Fortsetzung.)

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der nordische Krieg; zweite Abtheilung.

Während sich Karl der Zwölfte in Polen tummelte, um August den Zweiten zu einer Abdankung zu zwingen, verfolgte der russische Czar Peter seine Plane, welche auf nichts Geringeres abzweckten, als auf die Wiedereroberung der von Michael Féderowitsch, erstem Czar aus dem Hause Romanow, an Schweden abgetretenen Provinzen Ingermanland und Carelen. Der Werth dieser Provinzen war nicht in ihrer Bevölkerung, noch weniger in ihrem Anbau, wohl aber in ihrer Lage enthalten: einer Lage, ganz unschätzbar für einen Fürsten, welcher — unstreitig sehr dringende persönliche Beweggründe hatte, doch, abgesehen von diesen, damit umging, der Vereinzelung seines Volks ein Ende zu machen, und die Civilisation desselben dadurch einzuleiten, daß er es mit der westeuropäischen Welt in innigere Berührung brachte.

Jene nördlichen Provinzen des schwedischen Reichs waren nicht so sehr von schwedischen Truppen entblößt, daß ihre Eroberung leicht gewesen wäre. Der Peipus- und der Ladoga-See wurden die Bühne blutiger Kämpfe, ehe Dorpat und Narva erobert und Reval eingeschlossen werden konnte. Den ersten bedeutenden Sieg der Russen über die Schweden zu Lande, erfocht der Feldmarschall Scheremetew am Flusse Embak; es wurden in diesem Gefechte von den Russen sechzehn Fahnen und zwanzig Kanonen erobert, auf welche Peter einen so hohen Werth legte, daß er, um ihrentwillen, dem Feldmarschall Scheremetew und seinen Offizieren einen Triumphal-Einzug in Moskwa gestattete. Ingermanland konnte, von jetzt an, als erstritten betrachtet werden. Nöteburg, auf einer Insel des Ladoga-See's erbaut und so glücklich gelegen, daß es seinen Besitzer zum Gebieter über den Lauf der Newa machte, ward der nächste Gegenstand des Angriffs. Von dem 18. Sept. 1702, Tag und Nacht, bis zum 12. Oct. beschossen, fiel diese Festung durch Capitulation, als die Russen sie erstürmen wollten; und Peter traf nun sogleich Anstalten zu ihrer Verstärkung, und gab ihr den passenden Namen Schlüsselburg. Ein fester Punkt war jetzt noch übrig, wenn Peter für die von ihm beabsichtigte Schöpfung freien Spielraum gewinnen wollte: Nienschanz, eine Meile vom finnischen Meerbusen gelegen. Es mußte zu Lande und zu Wasser angegriffen werden, wenn es in kürzerer Zeit fallen sollte. Jenen Angriff übernahm der Feldmarschall Scheremetew; diesen der Czar selbst, als Lieutenant der Bombardiere, unter dem Prinzen Menzikoff. Es gelang ihm Nienschanz zu nehmen, und für diese Waffenthat

wurde er zum Ritter des St. Andreas-Ordens durch den Admiral Gollowin geschlagen, welcher Großmeister dieses Ordens war *).

Jetzt im Besitz alles dessen, was er längst gewünscht hatte, beschloß Peter am Ausflusse der Neva einen Handelsplatz zu errichten, der sein Reich mit dem westlichen Europa in Verbindung brächte. So entstand St. Petersburg am finnischen Meerbusen. Ohne sich die Landschaft durch Verträge mit ihren bisherigen Besitzern gesichert zu haben, legte er sogleich Hand ans Werk, geleitet von der Ueberzeugung, daß eine verstärkte Nothwendigkeit die Widerstandskraft vermehrt. Der Anfang wurde den 27. Mai

---

*) Wir haben schon oben darauf aufmerksam gemacht, daß Peter, um den Abscheu seines Adels vor Unterordnung zu schwächen, kein Bedenken trug, sich selbst unterzuordnen, wie groß auch der Widerspruch seyn mochte, worein er als Suverän, hierdurch mit sich selbst trat. Nur Männer von Kopf haben das Vorrecht, so etwas ohne Nachtheil durchzusetzen. Die Ueberlegenheit Peters über die russischen Großen offenbarte sich auch im folgenden Zug. Er ließ zu Anfang des Jahres 1702 die Bojaren und ihre Frauen zur Hochzeit eines seiner Hofnarren einladen, und bestimmte zum Voraus, daß alles nach alter Sitte geschehen sollte. Man mußte also in antiken Anzügen erscheinen. Noch mehr: da ein alter Aberglaube den Russen verbot, am Hochzeittage Feuer anzumachen, so wurde diese Sitte, trotz der strengsten Kälte befolgt, die Frauen mochten sich beklagen, wie sie wollten. Auch hierbei blieb es nicht. Die alten Russen tranken, statt des Weins, Meth und Brantwein; und Peter gestattete für diesen Tag kein anderes Getränk. Als sich die Gäste nun vorzüglich hierüber beklagten, sagte er spottend: „So hielten es eure Altvordern, und die alten Gebräuche sind immer die besten.“ Auf diese Weise brachte er Die zur Erkenntniß, welche der Vergangenheit den Vorzug vor der Gegenwart gaben. Dasselbe Mittel würde, auch außerhalb Rußlands, noch jetzt in mehreren Theilen des westlichen Europa mit Erfolg angewendet werden können.

1703 gemacht; und man darf gestehen, daß, seit der Verlegung der Residenz römischer Imperatoren von Rom nach Constantinopel, nichts Verhängnißvolleres unternommen worden sei, als die Gründung der gegenwärtigen Hauptstadt Rußlands. Sie selbst, diese Gründung, war mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Es kam vor allen Dingen darauf an, einen festen Boden auf wüstem und morastigem Erdreich zu gewinnen. Die allgemein verbreitete Leibeigenschaft konnte hier allein aushelfen; denn hätte man seine Zuflucht zu freien Arbeitern nehmen müssen, so würden die Kosten der Gründung die Kräfte des russischen Reichs bei weitem überstiegen haben. Aus einem Umfange von 200 Meilen wurden die Unglücklichen zusammen getrieben, deren Loos es mit sich brachte, einem unbekannten Zwecke zu dienen. Sie langten in Bettlerlumpen an, und in diesen trugen sie, da es an Schubkarren und Spaten gleich sehr fehlte, die Erde herbei, wodurch der Boden befestigt werden mußte. Zuerst wurde — nicht der Palast, sondern die Hütte erbaut, welche der Czar selbst bewohnen sollte, um die Arbeiter und die in der Neva anlangenden Schiffe, seine größte Freude, zu übersehen. Von nun an waren Hunderttausende von elenden Sklaven Tag für Tag beschäftigt, die Stadt in einem bedeutenden Umfange aufzubauen. Was sie errichteten, waren hölzerne Hütten, welche in dem Zeitraume eines Jahrhunderts in demselben Maße verdrängt worden sind, worin der Wohlstand der Einwohner zugenommen hat. Schlecht genährt, noch schlechter bekleidet, starben diese Arbeiter zu Tausenden; allein sie wurden von allen Seiten her ersetzt, und selbst Kalmücken und Tartaren wurden

herbeigetrieben, das große Werk zu fördern. Ungern ge-horchten die Bewohner von Moskwa, Casan, Astrachan und der Ukraine, als der Befehl an sie erging, nach Petersburg zu kommen, um sich daselbst niederzulassen; allein die Furcht vor Peters Zorn überwog selbst die Befürchtung, daß sie die Opfer ihrer Nachgiebigkeit seyn würden. In der That, nirgends waren Leben und Eigenthum weniger gesichert, als in den Morästen und hölzernen Hütten Petersburgs; denn mehr als Ein Mal gerieth, noch bei Peters Lebzeiten, die Stadt in Gefahr, vom Meere weggeschwemmt, oder vom Feuer, das in den fortlaufenden Schindeldächern reichliche Nahrung fand, verzehrt zu werden. Dies alles wurde erst im Verlauf der Zeit, wo nicht ganz, doch meisten Theiles überwunden; und wenn an irgend einer Hauptstadt neuerer Zeit, so hat sich an Petersburg bewährt, welche bildende Kraft dadurch geweckt wird, daß ein Ort der Sitz der Dynastie und der vornehmsten Regierungs-Organe eines großen Reichs ist. Erst seit 5 Monaten war Petersburg gegründet, als schon zur großen Freude seines Stifters ein holländisches Schiff in die Neva einfuhr, um seine Ladung den Bewohnern anzubieten; und kaum waren wenige Jahre verflossen, so gehörte diese, ihrer Entstehung nach so merkwürdige Stadt schon zu den volkreichsten Städten Europa's, indem selbst Ausländer kein Bedenken trugen, sich hier niederzulassen. Um die künftige Residenz der russischen Czare auch gegen Angriffe von außen zu beschützen, und ihr außer Schlüsselburg noch eine zweite Vormauer zu geben, ließ Peter auf der nahen Insel Retusari die Festung Kronstadt durch Menzikof nach einem Model erbauen, das er selbst

in Holz gearbeitet hatte, und begab sich hierauf nach Moskwa zurück, um alle die Veränderungen zu betreiben, welche er in den Gesetzen, Sitten und Gebräuchen seiner Russen beabsichtigte.

Inzwischen dauerte, wie wir gesehen haben, der Krieg mit Schweden ununterbrochen fort; nur daß Peter für seinen Bundesgenossen nicht mehr that, als gerade nöthig war, um ihn vor Verzweiflung zu bewahren. Die Glückswechsel, welche Karl dem Zwölften in Polen trafen, kamen dem russischen Czar für seine Entwürfe nur allzu sehr zu Statten; und wie sehr er des glücklichsten Erfolges gewiß war, dies zeigte sich am Auffallendsten im Jahre 1705. Denn als der General Scheremetew den 16. Juli des genannten Jahres bei Gemaurthof in Curland von dem schwedischen General Löwenhaupt geschlagen wurde, ohne mehr Leute eingebüßt zu haben, als der Sieger, sagte Peter mit der Ruhe eines gemeinen Rechners: „da ich zwei bis drei gegen Einen Schweden entbehren kann, so hab' ich nichts zu befürchten.“

In dem Marsch nach Sachsen hatte Karl der Zwölfte eine Abkürzung des Krieges mit dem Könige von Polen beabsichtigt. Als diese ihm gelungen war, und es nun eine Fortsetzung des Krieges mit Rußland galt, da fühlte der Schwedenkönig, dem es nicht an gesunder Beurtheilung fehlte, wie schwierig von jetzt an seine Rolle geworden war. Der ungeheure Umfang des russischen Reichs trat ein in seine Vorstellung; und alle Nachtheile, die mit demselben verbunden waren, ahnend, sagte er zu seinem ersten Vertrauten, dem Grafen Piper: „am liebsten möcht' ich den Czar zu einem Zweikampf herausfordern, nur

müßte die Bedingung desselben schriftlich aufgesetzt, und ihre Erfüllung von auswärtigen Mächten garantirt werden." Die Antwort des Grafen war, daß Peter die Ausforderung nicht annehmen, und, wie schon öfter der Fall gewesen, den Einfall ins Lächerliche kehren möchte. Und ganz unstreitig würde der russische Czar einen solchen Antrag verlacht haben.

Viel zahlreicher, als er eingezogen war, verließ der König das Kurfürstenthum Sachsen. Sein Heer war 43,000 Mann stark; und eben dies Heer befand sich nach der einjährigen Ruhe, die es in Deutschland genossen hatte, im besten Zustande, wiewol die Schilderung, welche Voltaire von diesem Zustande macht, das Gepräge der Uebertreibung an die Stirne trägt *). Durch Schlesien ging dies Heer nach Polen zurück. Karl wählte die beschwerlichsten Wege, um schneller an den Feind zu kommen, der in Lithauen verweilte. So durchzog er Masovien, dessen Bewohner sich in die Moräste geflüchtet hatten. Sechstausend Bauern, welche hier beisammen waren, glaubten sich wegen des Durchzugs durch ihr Land entschädigen zu müssen, und sendeten zu diesem Endzweck einen Greis an den Schwedenkönig ab. Dieser Greis, von ungewöhnlich hoher Gestalt, trat vor den König in

*) Siehe: Histoire de Charles XII. Liv. IV., wo es also heißt: Charles partit enfin de Saxe en septembre 1707, suivi d'une armée de quarante-trois mille hommes, autrefois couverte de fer, et alors brillante d'or et d'argent, et enrichie des dépouilles de la Pologne et de la Saxe. Chaque soldat emportait avec lui cinquante écus d'argent comptant; non seulement tous les régiments étaient complets, mais il y avait dans chaque compagnie plusieurs surnuméraires.

einem weißen Gewande, und mit zwei Carabinern bewaffnet. Man verstand seine Rede nicht; und weil er bewaffnet aufgetreten war, so hieb man ihn vor den Augen des Fürsten nieder. Hierüber aufgebracht, bewaffneten sich die Bauern. Für die Schweden war nun der Krieg im vollen Gange. Sie tödteten Viele; und die, welche von ihnen gefangen genommen wurden, mußten sich unter einander aufknüpfen, bis zum Letzten, welcher genöthigt wurde, sich selbst den Strick um den Hals zu legen, und sein eigener Henker zu werden. Alle ihre Wohnungen wurden eingeäschert. So roh war der Kriegergeist in diesen Zeiten, und so gefühllos Karl der Zwölfte, daß er in diesem Verfahren keine Barbarei erblickte *)!

Der französische Hof suchte um diese Zeit einen Frieden zwischen dem Czar und Karl dem Zwölften zu vermitteln; denn er glaubte, daß der Schwedenkönig, wenn er weder mit den Russen noch mit den Polen zu kämpfen hätte, seine Waffen gegen den deutschen Kaiser wenden würde. Welche Mühe sich aber auch Herr von Buzenval, französischer Gesandte am sächsischen Hofe, zu diesem Endzweck geben mochte: Karl blieb dabei, „daß er nur zu Moskwa um einen Frieden unterhandeln könne;" und hierauf erwiederte Peter: „Mein Herr Bruder Karl will den Alexander machen; allein er wird an mir nicht einen Darius finden."

Als Karl Masovien durchzog, befand sich Peter in Grodno. Ihn hier zu überfallen, war des Schwedenkönigs

---

*) Dies erzählt der Feldprediger Norberg, in seinem Tagebuche, als Augenzeuge.

liebster Gedanke. Nur mit seiner Leidenschaft zu Rathe gehend, stellte er sich an die Spitze von 800 Mann Reiterei, welche in Gewaltmärschen nach Grodno voraus eilten. Sie langten zu einer Zeit, wo Niemand sie erwartet hatte, vor dieser Stadt an. Ein deutscher Offizier, Namens Mühlfels, welcher an einem von den Thoren einen Posten befehligte, glaubte das ganze schwedische Heer ankommen zu sehen; und die Folge dieses Wahnes war, daß er sich, ohne den mindesten Widerstand zu leisten, zurückzog. So drang Karl mit seinem Haufen in Grodno ein. Was sich widersetzte, wurde niedergehauen; und indem alle russischen Offiziere betheuerten, daß nichts zu retten sei, zog der Czar sich mit 2000 Mann, die sich zusammen fanden, jenseits der Wälle zurück, während Karl das Thor, durch welches sich jener gerettet hatte, mit dreißig Mann besetzte. Kaum war die erste Verwirrung vorüber, als einige Jesuiten, deren Kloster für den König von Schweden in Beschlag genommen war, sich zu dem Czar begaben, um ihm zu sagen, wie schwach die Schweden der Zahl nach wären. Wirklich faßte Peter den Entschluß 1500 Russen abzusenden, welche Grodno wieder erobern sollten; doch indem Karl, der am Nordthore ausgestellten Wache zu rechter Zeit zu Hülfe kam, wurden die Russen in die Flucht getrieben und bis Radoscowitz verfolgt, wo man aus Mangel an Pferdefutter und Lebensmitteln Halt machen mußte.

Peter war nach dem Unfall bei Grodno nach Petersburg zurückgegangen, und hatte dem Marschall Scheremetew den Oberbefehl über das russische Heer anvertraut. Da für die Schweden jede Jahreszeit zum Kriege gleich

bequem war: so war darauf zu rechnen, daß sie nicht lange rasten würden. Karl schlug, sobald sein Heer mit dem Nöthigen versehen war, den Weg nach Smolensk und Moskwa ein; und obgleich Moräste und ausgetretene Flüsse sich ihm entgegenstellten, so verachtete er doch alle diese Hindernisse. Wo Pontons nicht aushalfen, da sprang er, um seinen Leuten das volle Beispiel zu geben, bis an die Brust ins Wasser, und zog so alles nach sich. Die Russen erstaunten über nichts so sehr, als über die Gangbarkeit der Wege, welche die Schweden zurückgelegt hatten; nur daß sie nicht in Anschlag brachten, mit welchen Verlusten diese heftigen Anstrengungen verbunden waren. Sie hatten unter ihrem General Scheremetew bei der Stadt Holofczin am Flusse Bibitsch ein befestigtes Lager bezogen, welches theils von diesem Fluß, theils von den dahinter liegenden Morästen gedeckt war, als Karl sie am 13. Juli endlich erreichte. Die Schwierigkeiten, welche das Erdreich in sich schloß, gaben jedem Angriff der gemacht werden konnte, den Anstrich der Verwegenheit. Doch was ist verwegen in einer Unternehmung, gleich der des Königs von Schweden? Da ein Umkehren unmöglich war, so konnte nur ein Vorgehen Rettung bringen. Karl war so ungeduldig, daß er nicht einmal den Gebrauch der Pontons gestatten wollte. „Wann wird man mit diesen Anstalten fertig seyn?" rief er aus; und mit diesen Worten sprang er in den Fluß. Wer nicht für feig gehalten seyn wollte, sprang ihm nach. Dies brachte Entscheidung. Zwar waren noch die Moräste zurück zu legen; doch indem das russische Kanonenfeuer minder zerstörend war, als man wohl glauben möchte, entschied ein sieben Mal wie-

derholter Angriff auf die russischen Verschanzungen. Die Russen ergriffen jetzt die Flucht. Zwanzig Feldstücke und vier und zwanzig Mörser fielen in die Hände der tapferen Schweden, welche nie größere Standhaftigkeit bewiesen hatten, jetzt aber auch mehr als jemals empfanden, daß die Russen an Tapferkeit und Kriegserfahrung seit sieben Jahren bedeutend zugenommen hatten. Karl verfolgte die Fliehenden bis nach Mohilew, ruhete daselbst einige Wochen, und setzte dann auf Schiffbrücken über den Dniper, ungewiß, ob er nach Smolensk und Moskwa vorgehen sollte; denn das leuchtete ihm ein, daß die Schwierigkeiten des Marsches sich vermehrten, da er, von Wald zu Wald, von Morast zu Morast, nur in abgesonderten Corps vorrücken konnte, und folglich auf jedem Schritte Gefahr lief, geschlagen zu werden.

Unter diesen Umständen überraschte ihn Peter, der seine alte Hauptstadt retten wollte, mit Friedensanträgen. Wie diese auch gemeint seyn mochten: fortgezogen von seinem Geschick, und voll Vertrauen zu einem Heere, das weder Gefahr noch Beschwerde fürchtete, verwarf Karl die Anträge seines Gegners, der allerdings durch die Gründung einer neuen Hauptstadt sich selbst in die Nothwendigkeit versetzt hatte, auf Forderungen zu bestehen, welche ein König von Schweden, der nur um die Integrität seines Reiches kämpfte, nicht gewähren konnte. Doch, statt nach Smolensk und Moskwa auf dem geraden Wege vorzudringen, glaubte er schneller zum Ziele zu kommen, wenn er die fremde Hülfe annähme, die ihm von der Ukraine her angeboten wurde.

Mazeppa, Hetman (Fürst) der ukrainischen Kosaken,

ein Greis von 70 Jahren, der seine Anstellung dem Czar verdankte, aber beseelt von dem Verlangen nach Unabhängigkeit, und voll von der Bewunderung für Karls Heldenthaten, mit Abfall schwanger ging, bot dem Könige von Schweden 30,000 Mann und Proviant für seine Truppen im Ueberfluß an, wenn er, statt gerade auf Moskwa loszugehen, einen Umweg durch die Ukraine nehmen und sich daselbst mit ihm vereinigen wollte. Wie hätte Karl in seiner bedenklichen Lage, wo eine Verstärkung seines Heeres und ein Zufluchtsort im Nothfall die größten Wohlthaten waren, die ihm zu Theil werden konnten, einen solchen Antrag zurückweisen mögen! Vergeblich machte Graf Piper aufmerksam auf die Abhängigkeit, worein sein Gebieter durch die Annahme gerieth: den Nachtheilen, welche hieraus entstehen konnten, glaubte Karl durch eine Verstärkung seines freilich sehr geschwächten Heeres zu entrinnen. Nachdem er also dem General Löwenhaupt, welcher mit 15000 Schweden in Liefland zurückgeblieben war, den Befehl ertheilt hatte, ihm so viel Proviant und Kleidungsstücke, als er zusammen zu bringen vermöchte, nachzuführen, brach er selbst von den Ufern des Dniper nach denen der Desna auf. Die Russen wußten Anfangs nicht, was sie von diesem Entschlusse denken sollten; sobald ihnen aber klar geworden war, daß Karl damit umgehen könnte, sich in der Ukraine zu verstärken, boten sie alles auf, ihn an die Ausführung eines für ihre Hauptstadt so gefährlichen Planes zu verhindern. Sie zogen ihm also nach, und indem sie ihn auf allen Seiten umschwärmten, machten sie seinen durch Wälder und Moräste gehenden Zug nur um so beschwerlicher. Den 11. Sept.

1708 griff Menzikof an der Spitze von einigen Cavallerie- und Dragoner-Regimentern die Vorhut des Königs an, brachte sie in Unordnung und würde sie völlig geschlagen haben, wenn Karl nicht Verstärkung herbeigeführt hätte. Nicht unbedeutend war die Zahl der gebliebenen Russen; allein sie verloren den Muth nicht, während die Schweden an einem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens zu verzweifeln begannen. Immer beschwerlicher wurden die Wege, immer größer der Verlust an Feldstücken, welche in den Sümpfen zurückblieben, immer schwieriger die Verpflegung, immer allgemeiner die Krankheiten, welche der Mangel an gesunder Nahrung und hinreichender Bekleidung beim Eintritt des Winters nach sich zu ziehen pflegt. Voll Sehnsucht hofften diese Unglücklichen auf die Ankunft Mazeppa's oder Löwenhaupt's; doch weder von dem Einen noch von dem Anderen war das Allermindeste zu vernehmen, weil beide auf Hindernisse gestoßen waren, die Niemand vorhergesehen hatte.

Der Czar, welcher seinem Heere neue Verstärkungen zugeführt hatte, ließ den General Löwenhaupt ungehindert über den Dniper gehen; doch sobald dieser General sich zwischen den kleinen Flüssen befand, die sich in den Dniper ergießen, griff Peter ihn mit seiner ganzen, durch die Ankunft des Fürsten Menzikof und des Generals Bauer verstärkten Macht an. Der erste Stoß traf die schwedische Nachhut bei dem Dorfe Lesnow. Er war nicht entscheidend, weil Löwenhaupt sich auf ein Gehölz zurückzog und seine Bagage rettete. Als es am zweiten Tage (7. Oct.) darauf ankam, die Schweden aus dem Gehölz zu vertreiben, war das Gefecht so blutig, daß der Czar,

um seine Truppen zusammenzuhalten, den Befehl ertheilte, auf jeden Flüchtling, ihn selbst nicht ausgenommen, wenn er sich in diesem Falle befände, zu schießen. Die Schweden wurden zwar zurückgetrieben, aber nicht geschlagen, nicht gesprengt. Am dritten Tage langte für den Czar eine Verstärkung von 4000 Dragonern an. Es wurde also ein neuer Angriff auf die Schweden gemacht. Sie zogen sich auf den Flecken Prospok zurück; und als sie auch hier verfolgt wurden, eilten sie den Ufern der Desna zu. Mit Einem Worte: Löwenhaupt schlug sich zwar durch, doch nur mit einem Verluste von mehr als 8000 Mann, 17 Kanonen, 44 Fahnen und Standarten und des ganzen Zuges von Lebensmitteln und Bekleidungen, welche er seinem Könige zuführte. Nicht stärker, als etwa 6000 Mann, langte er bei dem Hauptheere an, dessen Elend er nur vermehren konnte.

In nicht viel besseren Umständen erschien Mazeppa, als Karl im Begriff stand, über die Desna zu gehen. Auch er brachte statt der 30,000 Kosaken, die er versprochen hatte, nur etwa 5000, und diese in einer nicht geringen Entblößung, mehr Hülfe suchend, als Hülfe bringend. Beim Ausmarsch mit 15 bis 16000 Mann hatte er den Seinigen gesagt, daß sie gegen den König von Schweden zu Felde zögen, und daß der Czar ihre Dienste anerkennen und belohnen werde. Angelangt an dem Ufer der Desna veränderte er die Sprache, glaubend, daß der kriegerische Geist der Kosaken eine veränderte Bestimmung mit Gleichgültigkeit vernehmen werde. Nichts war weniger der Fall. Als diese Ukrainer hörten, daß sie in Verbindung mit den Schweden gegen einen Monarchen kämpfen

sollten, dessen Vorgänger sie von der Herrschaft der Polen, in denen sie noch immer ihre größten Feinde sahen, befreiet hatte, kehrten die meisten in ihre Heimath zurück, und bei Mazeppa blieben nur zwei Regimenter, deren Offiziere von ihm besoldet wurden.

So war denn das ganze Fundament gestört, auf welches Karl seine Hoffnung gebaut hatte. Er stand, als ihm dies wiederfuhr bei Novogorod Sevierski am Desna-Flusse, und hatte es in seiner Gewalt, sich südwestlich zurück zu ziehen. Seine vornehmsten Offiziere baten dringend, daß er dies thun möchte. Doch sein Eigensinn und eine übel angebrachte Großmuth bestimmten ihn, die entgegengesetzte Richtung zu nehmen. Um Mazeppa nicht sinken zu lassen, beschloß er nach Baturin, der Residenz des Kosaken-Hetmans, zu gehen. Die russischen Corps begleiteten ihn auf diesem Zuge, ohne ihm großen Abbruch zu thun; doch als er am 22. Nov. bei Baturin anlangte, fand er, statt eines bequemen Ruhepunkts, einen Aschenhaufen, verursacht durch die frühere Ankunft des Fürsten Menzikof, der die Stadt niedergebrannt, und des Hetman's Bildniß in den Galgen gehängt hatte. An Mazeppa's Stelle war ein anderer Hetman gewählt; und wollte das schwedische Heer fortdauern, so mußte es in eine andere Gegend ziehen. Die strenge Kälte des Winters von 1708 bis 1709, welche durch ganz Europa ging, machte den Marsch nach Hadjaz und Wiprek zu einem höchst verderblichen; denn Tausenden erfroren Hände und Füße, weil die Reiterei, um nicht zu erstarren, absitzen, das Fußvolk, um diesem Schicksal zu entgehen, stets im vollen Laufe marschiren mußte. Als man endlich bei

Wiprek angelangt war, kostete die Eroberung dieses Orts noch 1500 Mann: ein um so bedeutenderer Verlust, weil das Heer bereits auf 20,000 Mann zusammengeschmolzen war. Mazeppa selbst beschwor jetzt dem König, nach Polen zurückzugehen; doch Karl, der lieber alles wagen, als etwas thun wollte, was der Furcht oder auch der Reue ähnlich sah, wiederholte unerschütterlich: „damit sei es noch Zeit, bis man die Russen aus der Ukraine vertrieben und sich in der Hauptstadt Pultava festgesetzt habe." So ging dieser eigensinnige König seinem Verhängniß entgegen.

Unter unsäglichen Beschwerden und mit einem bedeutenden Verlust an Menschen, Fuhrwerk und Kanonen langte Karl bei der kleinen Stadt Pultava an, wo die Saporavier ihren Handel treiben. Mit guten Festungswerken versehen, welche von 8000 Russen vertheidigt wurden, versprach diese Stadt einen hartnäckigen Widerstand. Karl säumte nicht, sie zu berennen; und im Mai wurden die Anstalten zu einer Belagerung getroffen. Aber man hatte nur noch 18 Kanonen, und zugleich fehlte es an Leuten, um alle Zugänge zu decken. Um so ungehinderter rückten die Russen an. Es gelang diesen, eine Verstärkung in die Festung zu werfen; denn das schwedische Corps, das dies verhindern sollte, wurde geschlagen. Das Heer des Czars wuchs, nach und nach, auf mehr als 70,000 Mann an. Zu demselben gingen die Towarschen und Wallachen über, welche als polnische Hülfstruppen in Karls Heer dienten. Noch immer verzweifelte dieser nicht an seinem Schicksal. Gewohnt, seinen Schweden das Beispiel zu geben, wohnte er allen den Scharmützeln bei,

welche

welche einer Hauptschlacht voran zu gehen pflegen. In einem derselben durch den Knöchel des linken Fusses geschossen, empfand er zuerst, daß die Bestimmung eines Oberfeldherrn noch etwas mehr mit sich bringt, als den Dienst eines tapferen Divisions-Generals zu verrichten. Diese Verwundung erfolgte den 27. Juni 1709, und setzte ihn außer Stand, ein Pferd zu besteigen. Inzwischen drang der Czar immer näher. Auf Seiten Karls mußte ein Entschluß gefaßt werden, wie schrecklich auch seine Lage seyn mochte, da er sich zwischen dem Dniper und dem Flusse, welcher Pultava vorbeifließet, in einem offenen Lande befand, wo ihm von einem überlegenen Heere Rückzug und Lebensmittel mit gleicher Leichtigkeit abgeschnitten werden konnten. In dieser Noth einen Kriegsrath zu versammeln, schien ihm überflüssig. Er ließ also in der Nacht vom 7. zum 8. Juli den General-Feldmarschall Rhenskiöld in sein Zelt kommen, und ertheilte ihm, ohne irgend eine Unruhe blicken zu lassen, den Befehl, alles zu einem Angriff vorzubereiten, der am folgenden Tage erfolgen sollte. Der Feldmarschall gehorchte, ohne sich irgend einen Einwand zu erlauben; und Karl legte sich schlafen, als ob nichts auf dem Spiele stände.

So erfolgte denn am 8. Juli die berühmte Schlacht bei Pultava. Karl wohnte ihr in einer Sänfte bei, welche von zwei Pferden getragen wurde. Als das Vorderpferd, von einer Kugel getroffen, zu Boden gestürzt war, traten die Trabanten als Träger ein; doch zerschmetterte ein zweiter Schuß sehr bald die eine Stange des Tragsessels, so daß man genöthigt war, den König auf ein Pferd zu bringen. Inzwischen war die Schlacht allgemein geworden.

Was aber hätte auch die größte Tapferkeit gegen eine solche Uebermacht, wie die der Russen war, im offenen Felde vermocht? Nach zwei Stunden war alles entschieden. Rhenskiöld, der Graf Piper und ein Prinz von Würtemberg geriethen, nachdem 9000 Schweden und Kosaken theils getödtet, theils verwundet waren, in russische Gefangenschaft. Gleichzeitig wurde die ganze schwedische Bagage, mit ihr der Ueberrest der sächsischen Kriegssteuer, (einige Millionen, wie man sagt) von den Russen erobert. Die Aufgabe war nur noch, den König zu retten. Man brachte ihn, nachdem sein Pferd erschossen war, auf eine Kalesche. Der Mann, der sich bei dieser Gelegenheit am thätigsten bewies, war der General Poniatowsky, Oberst der schwedischen Leibwache des Königs Stanislaus, den Liebe und Verehrung für Karl den Zwölften bestimmt hatten, alle Gefahren und Beschwerden dieses Feldzugs zu theilen. Er war es zugleich, welcher etwa 500 Reiter (theils Gemeine, theils Offiziere) um die Person des Königs beisammen hielt. Der König, welcher von dem Augenblick an, wo man ihm aufs Pferd half, kein Wort gesagt hatte, erkundigte sich bei Besteigung der Kalesche nach dem Grafen Piper, dem sie gehörte; und als man ihm sagte, daß dieser Graf mit der ganzen Kanzlei gefangen wäre, und daß General Rhenskiöld und der Herzog von Würtemberg dasselbe Schicksal gehabt hätten, zuckte er die Schultern mit den Worten: „Gefangene der Russen? Fort, fort zu den Türken!“ In seinem Gesichte war auch nicht die geringste Spur von Niedergeschlagenheit; man sah ihm weder den Verwundeten noch den Besiegten an.

Während Karl, von Kalmüken verfolgt, der türkischen Gränze zueilte, sammelte General Löwenhaupt den Rest der geschlagenen Schweden, etwa 16000 Mann, mit welchen er sich nach Polen durchzuschlagen hoffte. Ihn ereilte Menzikoff mit seiner Reiterei. Die Lage des tapferen Generals war von diesem Augenblick an so schwierig, daß er auf Rettung verzichten mußte. Die Menschlichkeit trat hinzu. Ueberzeugt, daß, wenn ihm auch das Eine und das Andere gelänge, er doch aus Mangel an Proviant verloren seyn würde, machte er Capitulations-Anträge, und schloß zuletzt mit Menzikoff auf die Bedingung ab, daß seine Schweden in ihrer Gefangenschaft anständig behandelt, und nach dem Friedensschlusse ausgeliefert werden sollten. Diese Bedingungen blieben unerfüllt, weil Peter nicht edel genug dachte, um die unglücklichen Krieger zu ehren. Von den Kriegsgefangenen sah keiner sein Vaterland wieder. Viele starben in den sibirischen Bergwerken, und wer diesem traurigen Schicksal entging, verkümmerte als Bettler an den Landstraßen.

Selten zog eine Schlacht so bedeutende Folgen nach sich, wie die bei Pultava. Verloren waren die Früchte einer neunjährigen Anstrengung für Schweden und dessen Beherrscher. Die Könige von Dänemark und Polen, vom Zwange schimpflicher Verträge befreit, traten in die Bahnen zurück, aus denen sie waren verdrängt worden. Noch entscheidender waren die Wirkungen des Sieges für Rußland. Nicht genug, daß die alte Hauptstadt des Reichs gerettet war; auch den Fortgang der neuen konnte, von nun an, kein wesentliches Hinderniß mehr aufhalten. Peters Hauptzweck bei dem Kriege mit Schweden war dem-

nach erreicht; und eintretend in die großen Angelegenheiten der westeuropäischen Welt, gewann das russische Reich durch die Schlacht bei Pultava eine Bedeutung, die es früher nicht gehabt hatte. Dies alles empfand Peter an dem Tage, wo er die gefangenen Generale seines Gegners zu seiner Tafel zog, und auf die Gesundheit seiner Meister trank. Als solche nannte er die schwedischen Generale, bei sich selbst nicht wenig erfreut, als General Rhenstiöld darauf bemerkte, „daß er sehr undankbar seyn müsse, weil er seine Meister so sehr gemißhandelt habe." Nach aufgehobener Tafel ließ der Czar den schwedischen Generalen ihre Degen zurückstellen, als wollte er seinen Unterthanen ein Beispiel von Großmuth und Höflichkeit geben: zugleich aber bewies er, daß dies Verfahren in keinem Gefühl von Menschlichkeit gegründet war; denn, auf seinen Befehl, mußten alle Kosaken, die in seine Hände fielen, gerädert werden.

Karls Flucht nach der türkischen Gränze stützte sich auf die Aussicht, welche er hatte, das türkische Reich zu einem Kriege gegen die ihm verhaßten Moskowiter fortzureißen. Schon im Jahre 1707, als Karl sich auf dem Marsche von Altranstadt nach Grodno befand, hatte der Sultan einen Gesandten an ihn abgeschickt, um ihn zur Fortsetzung des Krieges gegen den Czar zu bewegen, den die erhabene Pforte in seinem eigenen Gebiete beschäftigt zu sehen wünschte, weil dies das sicherste Mittel schien, ihn von allen Unternehmungen gegen die Türkei zurück zu halten. Des Schwedenkönigs Gunst zu gewinnen, überbrachte der Gesandte, außer anderen Geschenken, hundert schwedische Soldaten, welche die Kalmüken in der Türkei

verkauft hatten. Was zwischen ihm und dem Grafen Piper verhandelt wurde, ist nie zur öffentlichen Kenntniß gekommen; doch läßt sich glauben, daß Karl schon vor 1708 mit dem Sultan in eine solche Verbindung getreten sei, die ihn berechtigt habe, seinen Beistand nach der Niederlage bei Pultava anzusprechen.

Fünf schreckliche Tagereisen führten den Schwedenkönig von den Ufern des Dniper an das Gestade des Hypanis, jetzt Bog genannt. Der Weg ging durch unbewohnte Wüsteneien, wo es, bei einer brennenden Sonnenhitze, an jeder Erquickung fehlte. Das Einzige, was sich den Fliehenden darbot, war wildes Geflügel und wilde Schafe. Wurzeln und wilde Kirschen (die letzteren als Labetrunk) mußten zu Hülfe genommen werden. So langte man bei den Ufern des Bog, der kleinen Stadt Oczakow gegenüber, an. Hier erstaunten die Einwohner über die Ankunft von Fremden, die, der Sprache und der Bekleidung nach, so verschieden waren von allen Sterblichen, welche sie je gesehen hatten. Karl sendete einen Boten an den Pascha von Oczakow, um einen freien Durchzug durch diese Stadt zu bewirken. Doch Mehmet-Pascha war allzu wenig eingeweihet in die Geheimnisse des Divans, um eine gefährliche Erlaubniß auf sich zu nehmen; er wollte erst in Constantinopel anfragen. Wäre dies geschehen, so würde Karl verloren gewesen seyn. Glücklicher Weise für ihn, war der Seraskier von Bender besser unterrichtet. Auf die Vermittelung des letzteren erhielt er die Erlaubniß, über den Bog zu setzen, in eben dem Augenblicke, wo die verfolgenden Kalmüken anlangten. Selbst dies geschah nicht ohne bedeutenden Verlust;

denn da die gehörige Anzahl von Fahrzeugen nicht gleich bei der Hand war, so wurden noch fünfhundert Schweden von den Kalmüken gefangen genommen, und so das zahlreiche Gefolge des Königs sehr wesentlich vermindert.

Kaum war Karl auf türkischem Grund und Boden angelangt, so erschien, von Seiten des Seraskiers zu Bender, an der Spitze eines türkischen Reiterschwarms ein Aga, der ihm ein prächtiges Zelt, Lebensmittel, Wagen, kurz alles überbrachte, was nöthig war, um von Oczakow nach Bender, der Hauptstadt Bessarabiens zu gelangen. Ohne Zeitverlust trat Karl mit seinem verkleinerten Gefolge die Reise nach Bender an, wo er, nach türkischer Sitte, als ein Befreundeter der Pforte, aufs Ehrerbietigste empfangen und behandelt wurde.

Es hing, von jetzt an, unstreitig nur von dem Schwedenkönige ab, ob er durch Ungarn und Deutschland in seine Staaten zurückkehren, und in Frieden (freilich mit Aufopferung gewisser Bestandtheile seines Reichs jenseits des baltischen Meeres) regieren wollte. Allein die Richtung, welche sein Geist nach dem Außerordentlichen genommen hatte, verbunden mit der Schaam über den Fehlschlag seiner großen Unternehmung, bestimmte ihn zur Fortsetzung seiner meteorischen Bahn. Der einzige Gedanke von dem er beherrscht wurde, war, an der Spitze eines türkischen Heeres nach demselben Rußland zurückzukehren, wo er so eben geschlagen war, Peters große Plane zu vernichten, und so der Welt zu zeigen, daß ein Held auch das Unglück zu benutzen verstehen müsse.

Auf dem türkischen Thron bildete um diese Zeit Achmet der Dritte die Autorität, welche die organischen

Gesetze jenes Reichs zu geben vermögen. Ihn hatte eine Umwälzung an die Stelle seines Bruders Mustapha gebracht, den die Türken nicht länger dulden wollten, weil er dem Muphti allzu blindlings gehorchte. Ob er kräftigerer Entschlüsse fähig sei, sollte sich noch zeigen. Auf eine besondere Probe brachte ihn Karl der Zwölfte durch seine unerwartete Erscheinung in Bessarabien. Indem dieser König an den Sultan schrieb, ermangelte er nicht, ihm die Gefahr zu schildern, worin das türkische Reich schwebe, wenn Rußland nicht mit vereinten Kräften bekämpft würde; als Rettungsmittel empfahl er ein Trutzbündniß und eine unverweilte Kriegserklärung. Weder auf das Eine, noch auf das Andere wollte Achmed's Regierung eingehen, und vier Monate verstrichen, ehe Karl eine Antwort erhielt. Als diese endlich ankam, enthielt sie nur eine Anweisung auf 500 Thaler täglich, und auf einen Ueberfluß von Naturalien, „damit — so war es ausgedrückt — Karl als König leben möchte." Des Trutzbündnisses und der Kriegeserklärung war in diesem Schreiben gar nicht gedacht.

Karl, der sehr wohl begriff, daß er, in seiner Entfernung von Constantinopel, nichts über den türkischen Hof vermögen würde, wenn er nicht ganz neue Triebfedern in Bewegung setzte, entschloß sich zu einer Trennung von dem Grafen Poniatowsky, der ihm in mehr als Einer Hinsicht nothwendig geworden war; und wirklich war dieser Graf der rechte Mann, wenn es zugleich Gewandtheit und Kühnheit galt. Kaum in Constantinopel angelangt, wußte er sich durch einen jüdischen Arzt, Namens Fonseca (einen gebornen Portugiesen, der sich in

der Hauptstadt des türkischen Reichs niedergelassen hatte) den Weg zur Sultanin Mutter zu bahnen, die, wie es bei Frauen gewöhnlich ist, für die außerordentlichen Eigenschaften des Schwedenkönigs, den sie ihren Löwen zu nennen pflegte, eine starke Vorliebe hatte. Bald waren Verschnittene, Priester und Weiber in die angesponnenen Ränke verflochten. Es kam nun auf nichts Geringeres an, als den alten Groß-Vezier Schurluli-Ali zu stürzen, der nichts mit einem Kriege gegen Rußland zu schaffen haben wollte. Dies gelang; doch der neue Großvezier Kiuperli, ein Enkel des großen Kiuperli, welcher Candia erobert hatte, war noch weit mehr ein Feind des Krieges, als sein Vorgänger, weil er, innerhalb der Wände des Palastes gebildet, denselben nicht zu führen verstand. Auf diese Weise verstrich ein Monat nach dem andern, ohne daß Karl irgend eine Aussicht auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches gewann.

Verzehrt von Ungeduld und angereizt durch das zahlreiche Gefolge, das ihn umgab — es hatte sich nach und nach auf 1800 Mann vermehrt — lebte Karl im Jahre 1710 vor den Thoren von Bender in einem Lager, dessen Zelte nach und nach in Baraken verwandelt wurden. Sobald er so weit hergestellt war, daß er wieder ein Pferd besteigen konnte, traten auch seine gewohnten Uebungen wieder ein. Es war nichts Ungewöhnliches, daß er an Einem Tage drei Pferde müde ritt, indem er seine Soldaten in den Waffen übte. Seine einzige Erholung war das Schachspiel; und man hat nicht unbemerkt gelassen, daß er sich in demselben des Königs immer mehr bediente, als jeder anderen Figur, darüber aber auch immer die

Parthie verlor. Nie fehlte es in seinem Lager an Neugierigen: Türken und Tartaren eilten von allen Seiten herbei, ihn zu sehen; und da er sich mit der größten Strenge des Weins enthielt, und täglich zweimal den öffentlichen Gebeten beiwohnte, so nannte man ihn einen ächten Moslemin, der berufen sei, das Land der Moskowiter zu erobern. In einer beispiellosen Verachtung des Geldes suchte er zu beweisen, daß er nicht aufgehört habe, König zu seyn. Jene 500 Thaler täglich, welche der Sultan ihm zahlen ließ, reichten für seine Großmuth bei weitem nicht aus: seine Freunde sollten mit einer ausgezeichneten Pracht leben; und zu diesem Ende borgte er von Juden und Christen, während er selbst an seiner einfachen Lebensweise nicht das Mindeste veränderte. Grothusen, sein Liebling, war zugleich sein Schatzmeister; und dieser Schatzmeister legte ihm über 60,000 Thaler eines Tages folgende Rechnung: „Zehntausend Thaler für die Schweden und Janitscharen, auf Befehl Sr. Majestät; das Uebrige von mir verbraucht." Anstatt dies zu mißbilligen, erwiederte Karl: „Dies ist eine Rechnung, wie ich sie von meinen Freunden liebe; Müller läßt mich ganze Seiten lesen, worauf 10,000 polnische Gulden berechnet sind; Grothusens lakonischer Stil gefällt mir weit besser." Freilich war dies eine Freigebigkeit, wobei er öfters den größten Mangel litt.

Inzwischen wurde das Loos über sein fernes Königreich geworfen. Die Dänen fielen in Schonen ein, wo sie Fortschritte zu machen hofften; aber es war ein glücklicher Umstand, daß die alte Erbitterung der Schweden gegen die Dänen hinreichte, die letzteren von dem skandi-

navischen Boden beinahe in demselben Augenblick zu vertreiben, wo sie sich zuerst gezeigt hatten. Mit besserem Erfolge ging August von Polen zu Werke. Nachdem er im October 1709 sein Bündniß mit dem Czar erneuert, den Frieden zu Altranstadt für erzwungen erklärt, und seine Bevollmächtigten, Fingsten und Imhof, eingesperrt hatte, nahm er mit gewaffneter Hand sein Königreich wieder in Besitz, und bestrafte Diejenigen, welche fortfuhren, es mit Stanislaus zu halten. Liefland und Esthland wurden so mit russischen Truppen überschwemmt, daß die kleinen schwedischen Besatzungen sich nicht lange halten konnten. Wiburg, Riga, Dünamünde, der Hafen von Pernau, die Insel Oesel und die festen Städte Kexholm und Rewal fielen hinter einander, so daß der Czar am Schlusse des Jahres 1710 Herr von Liefland, Esthland, Carelen und einem Theile von Finland war, und mehr als 1000 Geviertmeilen erobert hatte. Der König von Preußen (Friedrich der Erste), unfähig diese Zerstückelung des Schwedenreichs zu verhindern, schloß sich an die Verbündeten an, theils um nicht von ihrer Feindschaft zu leiden, theils um, wo möglich, *sein* Theil bei der bevorstehenden Theilung — jenes Pommern, das seinem Hause durch den westphälischen Frieden entzogen war — zu gewinnen.

Poniatowsky war der einzige Mann, der den Dingen eine andere Gestalt geben konnte; auch gab er sie ihnen wirklich durch den von ihm herbeigeführten Sturz des Großveziers Kiuperli. Dieser Sturz erfolgte in den letzten Monaten des Jahres 1710. An Kiuperli's Stelle trat Baltadschi Mehemet, Pascha von Syrien. Bei seiner

Ankunft in Constantinopel fand der neue Großvezier, daß die Sultanin Valide, 'Ali Kumurgi, Liebling des Großherrn, der Kislar Aga (Chef der verschnittenen Schwarzen) und der Janitscharen-Aga den Krieg gegen Rußland unwiederruflich beschlossen hatten, und daß der Sultan mit ihnen einverstanden war. Sich solchen Autoritäten zu widersetzen, schien ihm unmöglich. Obwohl er sich nun ganz und gar nicht auf das Kriegführen verstand, so fand er sich doch auf der Stelle in seine Bestimmung, und den mit Edelsteinen besetzten Säbel aus den Händen seines Gebieters empfangend, sagte er: „Deine Hoheit weiß, daß ich nichts weiter gelernt habe, als Holz zu spalten *), keineswegen den Degen an der Spitze deiner Heere zu führen. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, deine Wünsche zu erfüllen. Sollte es mir aber damit nicht gelingen, so erinnere Dich, daß ich Dich gebeten habe, mir nichts zur Last zu legen." Der Krieg wurde den 31. Nov. erklärt; und zwar so, daß man zu gleicher Zeit den russischen Gesandten in die sieben Thürme warf und den Chan der krimmischen Tartaren aufforderte, 40,000 Mann in Bereitschaft zu halten.

Auf diese Weise in dem Laufe seiner Eroberungen auf Kosten Schwedens unterbrochen, ging der Czar Peter nach Moskwa zurück, wo er einen Triumphal-Einzug

---

*) Balta heißt in türkischer Sprache eine Axt; Baltadschi ein Holzspalter. Dies war der neue Großvezier in seiner Jugend gewesen. Die Gunst hatte ihn zu den ersten Staatswürden erhoben. Schon früher war er Großvezier gewesen, und hatte Schurlul'n Platz gemacht.

hielt, dessen Hauptzierde die auf dem Schlachtfelde von Pultava erbeutete Sänfte Karls des Zwölften, und die schwedischen Generale Rhenskiöld, Löwenhaupt, Schlippenbach, Stackelberg, Hamilton und eine Menge anderer Offiziere waren, die dem Czar vorangingen. Genöthigt, sich gegen die Angriffe der Türken zu vertheidigen, traf er sogleich Anstalten zu dem neuen Feldzuge, dessen Bühne die Moldau und die Wallachei werden sollten; denn die Hospodare dieser Länder hatten sich anheischig gemacht die russischen Waffen mit allem, was in ihren Kräften stehen würde, zu unterstützen. Für Karl den Zwölften hatte jetzt die Stunde geschlagen, wo er durch erneuerte Thätigkeit die Meinung zu rechtfertigen hoffte, welche die europäische Welt früher von ihm gefaßt hatte. Da er daran verzweifelte, den Großvezier in seine Gewalt zu bekommen, so wußte er den Chan der krimmischen Tartaren durch Geschenke dahin zu bewegen, daß dieser sich anheischig machte, Bender zum Sammelplatz seines Heeres zu wählen. Wäre dies geschehen, so gewann Karl den Einfluß auf die Beschlüsse des Großveziers, dessen es bedurfte, wenn alle Unternehmungen von ihm ausgehen sollten. Doch Baltadschi Mehmet war allzu schlau, als daß er hätte über einen Punkt nachgeben sollen, von welchem seine Freiheit, als Oberfeldherr, und sein Schicksal, als Großvezier, gleich sehr abhingen. Da die türkischen Heere gewohnt sind, sich, in jedem Kriege gegen die Westeuropäer in den Ebenen von Adrianopel zu sammeln, wo die asiatischen Truppen sich zu erquicken pflegen: so drang er darauf, daß auch der Chan sich daselbst einfinden sollte; und mehr als alles Uebrige ward dies die Ursache der unglück-

lichen Wendung, welche dieser Krieg für Karls des Zwölften Wünsche nahm.

Der Czar Peter war mit seinem Heere kaum in der Moldau angelangt, als er die Entdeckung machte, daß der Hospodar dieses Landes, Fürst Cantimir, ihm allzu viel versprochen hatte. Nicht daß es ihm selbst an dem guten Willen gefehlt hätte, sein Wort zu halten, um unter russischem Schutz zur Unabhängigkeit zu gelangen; allein anders dachten über diesen Punkt die moldauischen Bojaren, die, es sei nun aus Furcht vor den Türken, oder in der gerechten Besorgniß, daß sie als Unterthanen eines unabhängigen Fürsten, ihre Vorrechte einbüßen würden, die Politik Cantimirs sehr schlecht unterstützten. Es zeigte sich also auch bei dieser Gelegenheit, daß Unterthanen nicht immer denselben Vortheil mit ihren Fürsten gemein haben. Kaum waren die Türken weit genug vorgerückt, um Beistand gewähren zu können: so wurden alle mit den Moskowitern abgeschlossenen Contrakte aufgehoben. Dem Beispiel der Moldauer folgten die Wallachen. Die Folge von dem allen war, daß sich Hungersnoth in dem zahlreichen Heere des Czars einstellte, und daß sich dieses, theils durch Krankheiten, theils durch Desertionen täglich verminderte. Peter befand sich also genau in derselben Lage, worin Karl der Zwölfte durch die Lockungen Mazeppa's gerathen war, und er selbst gestand sich an dem Ufer des Pruth, „daß er noch schlimmer daran sei, als sein Bruder Karl bei Pultava."

Baltadschi Mehmet war ohne Zeitverlust aus den Ebenen von Adrianopel aufgebrochen, um sich den Ufern der Donau zu nähern, und von da in Bessarabien einzu-

dringen. Von hier aus ging er an den Pruth, und es gelang ihm, die geschwächten Russen bei dem Dorfe Falczin so einzuschließen, daß nichts leichter war, als sie durch den Hunger zur Ergebung zu zwingen. Poniatowsky, welcher mit einigen polnischen und schwedischen Offizieren, sich in dem Hauptquartier des Großveziers befand, hielt das Verderben des Czars für unvermeidlich, und sendete Eilboten an Karl den Zwölften, welche ihn aufforderten, herbei zu eilen, um die ganze russische Macht, wie auf Einen Schlag, vernichtet zu sehen. Nie hatten die Angelegenheiten der Türken gegen Rußland vortheilhafter gestanden, als unter dem Holzspalter Mehmet; aber nie wurde eine vortheilhafte Stellung schlechter benutzt, oder vielmehr schmähliger gemißbraucht.

Am Abend des 20. Juli 1711 ließ der Czar den General Scheremetew in sein Zelt kommen, und ohne irgend eine Gegenrede zu gestatten, ertheilte er ihm den Befehl, daß mit Anbruch des Tages alles zu einem Angriff auf die Türken in Bereitschaft seyn sollte. Zugleich befahl er, daß alle Bagage verbrannt werden sollte, damit die Türken, wenn sie Sieger blieben, keine Beute finden möchten. Vom Kummer überwältigt, warf sich Peter hierauf auf ein Ruhebette; doch statt der Ruhe stellten sich jene Krämpfe ein, an welchen er litt, so oft eine starke Leidenschaft sein Inneres bewegte. Niemand durfte zu ihm gelassen werden; denn er wollte keine Einwendungen hören. Es wurde also der Anfang mit dem Verbrennen der Bagage gemacht; und als dies beendigt war, trafen die Generale Anstalten zu einem Angriff, von welchem sie sich, bei der Erschöpfung des Heeres, und bei der Ueberlegenheit der

türkischen Reiterei, einen geringen Erfolg versprachen. Die höchste Niedergeschlagenheit herrschte unter den Russen, und diese wurde nicht wenig verstärkt durch den Jammer der zahlreichen Weiber, die das Heer begleiteten.

Aus dieser verzweiflungsvollen Lage wurde das russische Heer durch die Geistesgegenwart einer Frau gerissen, deren Schicksale allzu merkwürdig sind, als daß sie hier nicht eine Stelle einnehmen sollten.

Sie war die Tochter einer esthländischen Erbmagd, und hatte nie ihren Vater kennen gelernt. Von dem Prediger des Dorfes Ringen bis zu ihrem vierzehnten Jahre erzogen, war sie von jetzt an zu Marienburg in den Dienst eines lutherischen Predigers Namens Glück getreten. Achtzehn Jahr alt, verheirathete sie sich mit einem schwedischen Dragoner, der, wenige Tage nach der Hochzeit, nicht zurückkehrte aus einem Gefecht, welches die schwedische Reiterei im Jahre 1702 mit der russischen zu bestehen hatte. Wenige Tage darauf wurde sie selbst gefangen genommen, und kam nun nach einander zuerst in den Dienst des Generals Bauer, dann in den des Feldmarschalls Scheremetew, zuletzt in den des Fürsten Menzikoff, der aus einem Pastetenbäcker zum General und Fürsten geworden war. Hier machte der Czar ihre Bekanntschaft, und sie gefiel ihm so sehr, daß er sie sich auf der Stelle abtreten ließ. Geschieden von seiner ersten Gemahlin Ottokesa, welche die Tochter eines Bojaren war, führte Peter sie allenthalben mit sich, und die Geschicklichkeit, womit sie seinen Aufwallungen auszuweichen und seinen Beschlüssen die Härte und Grausamkeit zu benehmen verstand, bewirkte, daß er sie im Jahre 1707 heimlich heirathete.

Zu diesem Endzweck mußte das Mädchen von Marienburg — denn diese Benennung war ihr seit ihrer Gefangenschaft, in Ermangelung einer bezeichnenderen, geblieben — sich von neuem taufen lassen, und statt ihres bisherigen Zunamens Martha, den Namen Katherina oder Kathinka annehmen. Kurz vor dem Ausmarsche gegen die Türken, machte der Czar diese Vermählung öffentlich bekannt, ohne irgend eine mißbilligende Aeußerung von Seiten seiner Unterthanen zu fürchten; denn der Begriff von Mißheirath war in Rußland so gut als gar nicht entwickelt. Unstreitig ahnete Peter damals nicht, welche Dienste ihm diese Gemahlin in dem Kriege gegen die Türken leisten würde; allein diese fanden sich ganz von selbst durch die Lage, worein das Heer nach und nach gerathen war.

Kathinka begriff, daß die Maßregel, welche ihr Gemal genommen hatte, das Verderben, welches abgewendet werden sollte, nur herbeiführen könnte. Voll Mitleid mit dem allgemeinen Elend, dessen Augenzeuge sie war, dachte sie auf ein besseres Rettungsmittel; und was sich ihr darstellte, war von einer solchen Beschaffenheit, daß ein männlicher Geist, bei irgend einem Charakterstrotz, schwerlich jemals darauf gerathen seyn würde. Mit Einem Worte: sie hielt es der Mühe werth, die Bestechung bei dem Großvezier und dessen Kiaga (General-Adjutanten) zu versuchen. Durch eine Unterredung, welche sie mit dem Vice-Kanzler Schapirow, und dem Feldmarschall Scheremetew hatte, wurde alles ins Klare gebracht. Ein Schreiben, von dem ersteren abgefaßt, und von dem Czar unterzeichnet, trug auf einen Waffenstillstand an, und verhieß

nicht

nicht unbedeutende Vortheile für die erhabene Pforte. Dies Schreiben war mit so viel Brillanten und Gold für den Großvezier und dessen Kiage begleitet, als sich im Lager fanden; und wir dürfen nicht unbemerkt lassen, daß Kathinka großmüthig alles aufopferte, was sie der Freigebigkeit des Czars verdankte. Die Sitte des Orients bringt es mit sich, das Wohlwollen der Mächtigen durch Geschenke zu gewinnen, ohne daß dabei an Bestechung gedacht wird: ein Begriff, der nur da entwickelt seyn kann, wo das Sittengesetz eine höhere Ausbildung erhalten hat. Schreiben und Geschenke wurden von einem klugen Offizier überbracht, den Peters Gemahlin selbst gewählt hatte.

Sein Antrag fand bei dem Großvezier um so leichteren Eingang, weil sich die Russen in den letzten Tagen in ihrem befestigten Lager aufs Tapferste vertheidigt hatten — weil man von türkischer Seite nicht wußte, wie groß der Mangel des Feindes war — weil Baltadschi Mehmet sich eben so wenig auf den Krieg verstand, als sein Kiaga — endlich, weil die Anerbietungen des Czars von einer solchen Beschaffenheit waren, daß der Großvezier daran verzweifelte, noch größere Vortheile zu erkämpfen. — Auch war Baltadschi Mehmets Bereitwilligkeit zu einem Friedensvertrage auf der Stelle unverkennbar; denn die einzige Forderung war, daß der Czar seinen ersten Minister senden sollte. Als der Vice-Kanzler Schapirow im türkischen Hauptquartier angelangt war, verlangte der Groß-Vezier zwar Anfangs, „daß sich der Czar mit seinem Heere auf Gnade und Ungnade ergeben sollte;“ allein er stimmte herunter, als der Vice-Kanzler ihm sagte, daß sein Herr im Begriff stände, ihn nach einer Viertelstunde

anzugreifen, und daß die Moskowiter lieber bis auf den letzten Mann sterben, als eine so verruchte Bedingung annehmen würden. Baltadschi bewilligte hierauf einen sechsstündigen Waffenstillstand, während dessen man sich über die Friedensbedingungen einigen könne. Er selbst bestimmte diese dahin, „daß die Moskowiter Asoph zurückgeben, die Galeren, welche sie in diesem Hafen hielten, verbrennen, ihre Festungen an der türkischen Gränze niederreissen, und dem Großherrn alle darin befindlichen Geschütze überlassen, ferner ihre Truppen aus Polen zurückziehen, und weder die unter polnischer, noch die unter türkischer Herrschaft zurückgebliebenen wenigen Kosacken beunruhigen, endlich den Tartaren einen Tribut als Entschädigung zahlen sollten." Weder Poniatowsky, noch der Tartaren-Chan, waren mit diesen Bedingungen zufrieden; doch, indem Osman, der Kiaga des Groß-Veziers, seinen Entschluß durchsetzte, erhielt der Czar gegen das Versprechen, die vorgeschriebenen Bedingungen treulich zu erfüllen, die Erlaubniß, mit seinem Heere, seinen Kanonen, seinen Fahnen, und seinem Troß abzuziehen. Auf Poniatowsky's dringendes Bitten wurde den übrigen Bedingungen noch hinzugefügt, „daß der Czar sich anheischig machen sollte, die Rückkehr Karls des Zwölften nicht zu beunruhigen." Begonnen den 21. Juli, wurde dieser Traktat den 1. Aug. unterzeichnet; und von diesem Augenblick an herrschte Ueberfluß in dem Lager der Russen, welches wenige Tage darauf mit klingendem Spiel aufbrach. Peter, einer großen Gefahr entronnen, blieb derselben so eingedenk, daß, als er im Jahre 1723 seine Gemalin zur Kaiserin krönen ließ, er unter ihren Verdiensten oben an stellte, „daß sie

ihm in allen Gefahren beigestanden, vorzüglich in der Schlacht am Pruth, wo sein Heer auf 22,000 Mann zusammengeschmolzen gewesen."

In stürmischer Eile kam Karl der Zwölfte von Bender in Yassi an, nichts Geringeres erwartend, als daß er den Czar als Gefangenen im türkischen Lager antreffen werde. Durch Poniatowsky von dem Ausgange der Sache unterrichtet, begab er sich in das Zelt des Großveziers, um diesen mit Vorwürfen zu überschütten; doch Baltadschi Mehmet, dem es nicht an Gegenwart des Geistes fehlte, erwiederte ihm zunächst, „daß er das Recht habe, Krieg und Frieden zu machen," und als Karl sich hierbei nicht beruhigen wollte, gab jener ihm zu erkennen, „daß Könige sich nicht in der Welt umtreiben, sondern ihre Völker in Frieden regieren sollten."

Da geschehenen Dingen nicht zu helfen ist, und selbst der höchste Eigensinn sich zuletzt der Nothwendigkeit unterwerfen muß: so kehrte Karl, voll übler Laune, in sein Lager bei Bender zurück. Wesentlich war seine meteorrische Bahn jetzt zurückgelegt, und der Zeitpunkt gekommen, wo er, um nicht alles zu verlieren, wieder einlenken mußte: doch, indem ihm dies nicht einleuchtete, faßte er den Entschluß, die türkische Regierung durch seinen Trotz dahin zu bringen, daß sie ihm mit einem zahlreichen Heere nach Polen zurücksendete. Ohne sich auf der Stelle etwas davon merken zu lassen, verlegte er sein, von den Fluthen des Dniester überschwemmtes Lager, einige Meilen weiter hinauf, nach Warnitza, wo er, die Begebenheiten der nächsten Zukunft ahnend, für sich und seine Lieblinge festere Häuser bauen ließ. Dem Großvezier war dies um so

unangenehmer, da der Czar keine von den eingegangenen Bedingungen erfüllte, und in Constantinopel daraus eine allgemeine Unzufriedenheit erwuchs, welche Poniatowsky benutzte, um eine neue Veränderung im Vezirat, zum Vortheil des Schwedenkönigs, hervorzubringen. Bald glaubte Baltadschi Mehmet sich nur dadurch retten zu können, daß er dem seltsamen Flüchtling die Weisung gab, das Land gänzlich zu verlassen. Dieser wollte sich indeß nur dann dazu verstehen, wenn man ihm 100,000 Türken zur Bedeckung nach Polen mitgeben würde. Es blieb für den Großvezier ein wirksames Mittel übrig, um zu seinem Zweck zu gelangen; dies bestand darin, daß er dem Schwedenkönig den reichen Unterhalt entzog, den dieser bisher genossen hatte. Ob von diesem Mittel Gebrauch gemacht wurde, ist keine Frage. Doch, so wie Karl in allen Dingen von andern Sterblichen verschieden war, so bewies er sich auch in dieser neuen Lage als einzig. Ohne sich durch die Anordnungen des Großveziers im Mindesten schrecken zu lassen, borgte er, wo er konnte, selbst zu 50 und 60 Procent. Seine Lage wurde nicht wenig dadurch verschlimmert, daß, unter Englands und Hollands Vermittelung, ein Friedens- und Freundschafts-Vertrag zwischen der Pforte und Rußland zu Stande gebracht wurde. Bald verschwand jede Aussicht auf eine glänzende Wiederherstellung seiner Angelegenheit; denn, wie gut Poniatowsky'n auch der Sturz Baltadschi Mehmets und Vieler anderer Veziere gelingen mochte, so blieb doch die Kraft der Dinge viel stärker, als die der Personen, und Karl hatte nur allzu viel Veranlassung, sich selbst zu sagen, daß sein Trotz ihn, in dem öffentlichen

Urtheil, zu einem Tollkopf machte, der auf jede Achtung zu verzichten genöthigt wäre.

Einen Augenblick schien ihm das Schicksal seiner deutschen Staaten zur Besinnung zu bringen; doch bleibt es ungewiß, ob er nicht vielmehr einen Trug beabsichtigte.

Rußland, Polen, Dänemark und Preußen überschwemmten Schwedisch-Pommern und die übrigen Besitzungen Karls in einem so hohen Grade, daß ihm nichts weiter übrig blieb, als das unbezwingliche Stralsund, welches sich auch in diesem Kriege auf das tapferste vertheidigte. Am Schlusse des Jahres (20. Dec. 1712.) schlug der schwedische General Steinbock zwar die Dänen bei Gadebusch, nicht ohne bald darauf die Stadt Altona in Asche zu legen; allein derselbe General wurde von den Verbündeten zu Anfang des folgenden Jahres in Tönningen eingeschlossen, wo er sich aus Mangel an Lebensmitteln mit seiner ganzen Mannschaft ergeben mußte. Unter diesen Umständen nun, trug Karl in Constantinopel darauf an, daß man ihm eine halbe Million zur Bezahlung seiner Schulden reichen möchte, wogegen er sich anheischig machte, das Land zu verlassen. Die langmüthige Regierung der Türkei sah hierin nur Gewinn für sich, und bewilligte ihm 600,000 Thaler, welche jedoch nicht eher ausgezahlt werden sollten, als bis er wirklich Anstalten zur Abreise gemacht haben würde. Die ganze Unterhandlung wurde durch den gutmüthigen Pascha von Bender, Ismail, gepflogen, der den Befehl erhielt, die bewilligte Summe, unter der festgesetzten Bedingung, auszuzahlen. Bald zeigte sich, was Karl bezweckte. Grothusen, des Königs Schatzmeister, beredete diesen rechtschaffenen Ismail

unter dem Vorwande, daß man auf dem Marsche sich nicht mit Bezahlung von Schulden aufhalten könne, zur Ablieferung des Geldes; und kaum war diese erfolgt, so war es entschieden, daß Karl entschlossen sei, nicht von der Stelle zu weichen, bis ihm noch tausend Beutel würden verabreicht seyn. Vergeblich machte der bestürzte Pascha von Bender geltend, daß ein so treuloses Verfahren ihm den Kopf kosten werde, da er gegen den ausdrücklichen Befehl seines Herrn die ersten Beutel ausgeliefert habe: Karl empfand zwar den Vorwurf der ihm gemacht wurde, und versprach den Betrogenen zu entschuldigen, sobald von seinem Versehen die Rede seyn würde; doch der Türke erwiederte mit Thränen in den Augen: „Wisse, daß mein Herr begangene Fehler nicht entschuldigt, sondern nur bestraft."

Was Karl gewagt hatte, war mehr, als auch die geduldigste Regierung ertragen darf. Achmet, tief erzürnt, aber doch noch ungewiß darüber, ob er mit gutem Gewissen den Fremdling aus seinen Staaten verjagen dürfe, berief einen Divan, dem er diese Frage vorlegte. Wie hätten die Glieder desselben auch nur einen Augenblick zweifeln können! Alle stimmten darin überein, daß die Vertreibung eines Treulosen nur Gerechtigkeit sei. Sogleich nun wurde dem Pascha von Bender und dem Tartaren-Chan der Befehl ertheilt, den König von Schweden durch Gewalt vom türkischen Grund und Boden zu vertreiben. Als dieser Befehl in Bender angelangt war, begab sich der Pascha zu dem Könige und fragte, ob er als Freund abreisen, oder ihn nöthigen wolle, die Befehle des Sultans zu vollziehen. Karl, außer sich vor Zorn, gab

zur Antwort: „Gehorche Deinem Herrn, wenn Du Muth dazu hast, aber gehe mir aus den Augen.“ Auf dem Rückwege begegnete der Pascha den holsteinischen Gesandten Fabricius und sagte: „Der König will der Vernunft nicht Gehör geben; Du wirst seltsame Dinge erleben.“

Wirklich erfolgte eine plötzliche Veränderung. Die Natural-Lieferungen hörten auf; die Janitscharen, welche bisher zur Beschützung Karls gedient hatten, wurden zurückgenommen; den Kosaken, die sich im Dienste des Königs befanden, ließ der Pascha anzeigen, daß, wenn sie verpflegt seyn wollten, sie unter den Schutz der hohen Pforte treten müßten. Nach wenigen Stunden sah Karl sich auf 300 schwedische Soldaten zurückgebracht, mit denen er sich gegen 20,000 Tartaren und Türken vertheidigen sollte.

So ungleich dieser Kampf auch war, so verzagte doch der Schwedenkönig nicht. „Ich bedarf, sagte er, weder ihrer Pferde, noch ihrer Lebensmittel.“ Mit diesen Worten ertheilte er den Befehl zur Tödtung zwanzig schöner arabischer Pferde, welche der Sultan ihm geschenkt hatte. Wohl verschanzt wurde das Lager. Vergeblich bemühten sich Grothusen, Fabricius, der brittische Gesandte Jeffries und andere Freunde, seinen Sinn zu wenden: alles, was sie vermochten, war, es bei den Türken und Tartaren dahin zu bringen, daß zu Constantinopel noch einmal angefragt wurde, ob man, im Nothfall, die Person des Königs verletzen dürfe. Die Antwort des Divans lautete auf Leben und Tod. Bis zu ihrer Ankunft verstrichen mehrere Wochen, ohne daß Karl seinen Entschluß veränderte. Als man ihn mit dem Bescheid des Divans

bekannt machte, nannte er ihn untergeschoben. Seinen Freunden blieb unter diesen Umständen nichts anderes übrig, als ihn seinem Schicksal zu überlassen.

Dies entwickelte sich schnell. Mit zehn Kanonen und zwei Mörsern rückten die Türken und Tartaren gegen das kleine schwedische Lager an. Noch einmal bot der Pascha von Bender die Güte an; als diese aber verschmäht wurde, kam es zu einer Abfeurung der Kanonen. In wenigen Minuten hätte alles beendigt werden können, wenn die Janitscharen, eingedenk der Wohlthaten, welche Karl ihnen erzeigt hatte, sich nicht durch Grothusen hätten bereden lassen, vom Kampfe abzustehen. Man gab ihnen so viel nach, daß sie eine Deputation an den Schwedenkönig schicken durften, die ihm sicheres Geleite nach Adrianopel zu versprechen berechtigt war, wenn er sich ergeben wollte. Karl, voll Erbitterung, ließ diese Deputation nicht nur nicht vor sich, sondern drohete sogar, daß er den Janitscharen die Bärte abschneiden lassen wollte, wenn sie nicht sogleich gingen. „Der Demirbasch (Eisenkopf) ist närrisch geworden," sagten sie im Weggehen zu Fabricius. Und kaum waren sie nach Bender zurückgekommen, so gab der Pascha den Befehl zur Erstürmung des schwedischen Lagers (13. Feb. 1713).

Auf der einen Seite von den Türken, auf der andern von den Tartaren angegriffen, ergaben sich jene 300 Schweden, die dasselbe vertheidigen sollten, einer Uebermacht, der sie nicht widerstehen konnten. Karl, der zwischen seinem Hause und dem Lager, umgeben von den Generalen Haord, Dasdorff und Sparre, zu Pferde hielt, sagte bei diesem Anblick kaltblütig zu diesen drei Offizieren:

„Jetzt müssen wir das Haus vertheidigen; wir werden nun pro aris et focis kämpfen.“ Die Offiziere folgten ihm, hatten aber nicht wenig Mühe in das Haus zu kommen, so groß war das Gedränge der Janitscharen, welche zum Theil schon eingedrungen waren. Vereint mit etwa 50 Hausgenossen vertrieb der König die Eingedrungenen, und vertheidigte sich nun, so gut es gehen wollte, von den Fenstern aus. Es waren auf diese Weise schon mehrere Türken gefallen, als der Pascha von Bender den Befehl ertheilte, das Haus in Brand zu stecken. Dies geschah durch brennende Lunten, welche auf das stroherne Dach geschleudert wurden. Bald stand dieses in Flammen. Die Balken droheten Zusammensturz, als ein Trabant den Einfall hatte, daß es möglich sei, bis zur Kanzlei zu kommen, wo man sicherer seyn werde, weil das Dach von Ziegeln sei. „Das nenne ich, ein tüchtiger Schwede seyn!“ rief Karl aus, umarmte den Trabanten und machte ihn auf der Stelle zum Obersten. Die Anstalten zum Durchschlagen wurden nun sogleich getroffen. Dicht geschaart, drang das kleine Häuflein zur Thüre hinaus, feuerte in demselben Augenblick Pistolen und Carabiner ab, und machte dadurch einen solchen Eindruck auf die nahstehenden Türken, daß diese zurückwichen. Man zog hierauf den Degen, um sich durchzuhauen. Doch über diesen Versuch wurde die tapfere Schaar umringt, und indem Karl über seine Sporen stolperte, war er einer von den Ersten, die gefangen genommen wurden. Um nicht seinen Degen zu überliefern, warf er denselben von sich. Von zwanzig Janitscharen festgehalten, zeigte er sich so geduldig, wie ein Lamm. Halb getragen, halb geschleppt,

wurde er in das Zelt des Pascha gebracht. Hier empfing ihn der Pascha mit der Auszeichnung, die seinem Range gebührte; und obgleich Karl, mehr Krieger als König, die Einladung zum Ausruhen auf einem Sopha nicht annahm, sondern im Zelte aufrecht stehen blieb, so hielt dies den Pascha doch nicht ab, ihm seine Freude darüber zu erkennen zu geben, daß sein Leben gerettet sei. Nach allen diesen Zügen ist man berechtigt zu glauben, daß die Türken zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einem weit höheren Grade civilisirt gewesen seien, als die nordischen Völker um dieselbe Zeit; und man wird in dieser Voraussetzung bestärkt, wenn man lies't, daß Ismail Pascha dem Könige die besten Zimmer seines Serail zu Bender einräumte, und ihn mit allen Bequemlichkeiten versah, von welchen er freilich keinen Gebrauch machte. In diesen Zimmern besuchte ihn am nächstfolgenden Tage der holsteinsche Gesandte Fabricius. Er fand ihn in zerrissenen Kleidern, mit abgesengten Augenbraunen, Gesicht und Hände mit Blut und Pulver beschmutzt. Dennoch war sein Antlitz heiter; und als Fabricius ihm sagte, es gehe das Gerede, daß er (der König) zwanzig Janitscharen mit eigener Hand getödtet habe, erwiederte er lächelnd: „Schon gut, schon gut! man vergrößert dergleichen Dinge gern auf das Doppelte." Bald trafen auch Grothusen und der Oberst Ribbing ein, welche der Pascha auf eigene Kosten losgekauft hatte. Noch andere Freunde des Königs führte der englische Gesandte herbei; und damit Karl so wenig als immer möglich entbehren möchte, so gab ihm der Pascha, nach einigem Besinnen, auch seinen Degen zurück.

Solch' ein Schicksal traf einen König, der noch vor wenigen Jahren der Schiedsrichter des Norden und das Schrecken Europa's gewesen war. Wie hätte er demselben aber entgehen mögen, da er, unbekümmert um die Natur der Dinge, nur seinen Leidenschaften Gehör gab, und selbst da gebieten wollte, wo der Mensch nur sich unterordnen und gehorchen soll? Viel entschuldigt seine Jugend; doch ist zu glauben, daß er sich von den einmal angenommenen Fehlern nie befreit haben würde.

Ismail-Pascha ließ seinen Gefangenen unter sicherer Bedeckung nach einem Dorfe bei Adrianopel führen, wo Achmet III. über sein Schicksal entscheiden sollte. Karl war dahin unterweges, als auch sein Schützling, der König Stanislaus, in die Gewalt der Türken gerieth. Verdrängt durch August II., hatte sich dieser Fürst zunächst nach Pommern zurückgezogen, und daselbst, nach seinem Vermögen, die Staaten seines Wohlthäters vertheidigt. Er war hierauf nach Schweden gegangen, um die Sendung der Verstärkungen zu beschleunigen, deren man in Pommern, wie in Liefland, bedurfte. Das Bündniß, worein Friedrich der Erste, König von Preußen, um diese Zeit mit August und der Republik Polen getreten war, hatte ihn mit frischem Muthe erfüllt, obgleich seine Abdankung eine von den Vorbedingungen dieses Bündnisses war. Da es nämlich darauf ankam, den Frieden im Norden wieder herzustellen, den furchtbar gewordenen Russen eine Gränze zu setzen, und für diesen doppelten Zweck Karl den Zwölften in seine Staaten zurückzuführen: so wollte Stanislaus gern ein so ersprießliches Werk fördern helfen. Er hatte zu diesem Endzweck mehr als Ein Mal

an Karl geschrieben; da dieser ihm aber nie geantwortet hatte, so war er auf den Gedanken gerathen, selbst zu dem Könige von Schweden nach Bender zu reisen, um ihn in einer mündlichen Unterredung für einen Plan zu gewinnen, der sein Wohl bezweckte. Als schwedischer Major, hatte er die Reise angetreten, und war, nach mancherlei Gefahren, bis Jassi gekommen, als der Hospodar der Moldau, man weiß nicht auf Wessen Anzeige, den Verdacht schöpfte, daß der vorgebliche schwedische Major wohl der polnische König Stanislaus Leczinsky seyn könne. Sobald dies eingestanden war, erfolgte eine Versetzung nach einem griechischen Kloster, wo Stanislaus zugleich als König und als Gefangener behandelt wurde, bis von Constantinopel her der Befehl anlangte, daß man ihn nach Bender bringen sollte.

Karl der Zwölfte hatte sich erst einige Meilen von Bender entfernt, als ihm die Nachricht überbracht wurde, daß er nicht der einzige gefangene König sei, der sich unter den Händen der Türken befinde, und daß Stanislaus, in einer Entfernung von wenigen Meilen, durch Janitscharen nach Bender gebracht werde. Den König von Schweden begleitete der holsteinische Gesandte. Zu ihm sagte Karl, ohne von der ihm gewordenen Kunde im Mindesten betroffen zu seyn: „Wohlan, mein lieber Fabricius, eilen Sie zu Stanislaus, und sagen Sie ihm, daß er keinen Frieden mit August eingehen solle; versichern Sie ihn zugleich, daß unsere Angelegenheiten sich in Kurzem ändern werden.“ So weit reichte die Unbeugsamkeit dieses Königs, daß, nachdem er alles verloren hatte, selbst auf dem Wege nach Adrianopel noch immer auf sein Glück rechnete.

Fabricius entledigte sich seines Auftrages, ohne den Vorsatz des besonnenen Stanislaus erschüttern zu können. Leicht überzeugten sich die Türken von der Unschuld dieses Schattenkönigs; und ihre Behandlung desselben entsprach der Meinung, die sie von seiner Unschädlichkeit gefaßt hatten. Stanislaus genoß also zu Bender alle die Freiheit, die sich mit seiner Lage vertrug. Dieser Zustand dauerte ungefähr Ein Jahr, nach dessen Ablauf der Gefangene nach Deutschland zurückging und sich im Herzogthum Zweibrück niederließ.

Als Karl der Zwölfte bei Adrianopel angelangt war, wurde im Divan die Frage erörtert, wo er bleiben sollte. Die meisten Stimmen waren für eine Verbannung nach einer von den griechischen Inseln. Dies Schicksal wendeten seine Freunde ab, unter welchen sich ein französischer Edelmann, Namens Villelongue vorzüglich auszeichnete; denn er ruhete nicht eher, als bis er in die Hände des Sultans eine Denkschrift gebracht hatte, worin alles zum Nachtheil des Großvezìers, des Tartaren-Chans und des Paschas von Bender gewendet war. Zum Wenigsten bewirkte man, daß die Verbannung nach einer griechischen Insel in eine Verweisung nach Demotika verwandelt wurde.

Hier lebte Karl, vom Oct. 1713 an, in einer Abgeschiedenheit, die für einen König schwerlich noch größer seyn konnte. Sein Hof bestand aus dem ehemaligen Schatzmeister Grothusen, aus dem ehemaligen Kanzler Müllern, und aus den ehemaligen Obersten Düring und Rosen. Da nur Naturallieferungen, nicht, wie ehemals, auch Geld angewiesen waren: so mußte man sich einrichten, wie man konnte. Der ehemalige Kanzler Müllern besorgte die

Küche; die übrigen Schicksalsgefährten waren, wie Karl, ohne alle Beschäftigung. Dies Leben dauerte zehn Monate, in welcher Zeit der König, außer seinen Vertrauten, Niemand vor sich ließ, unstreitig weil er sich nicht mit Anstand zeigen konnte.

War irgend etwas im Stande, seinen Eigensinn zu brechen, so war es diese Lage. Es kam jedoch hinzu, daß man in Europa kaum mehr an ihn dachte, und daß selbst der schwedische Reichsrath damit umging, seine Stelle zu besetzen. Eine vierzehnjährige Abwesenheit des Monarchen berechtigte nur allzu sehr zu diesem Schritte. Es wurde also seiner Schwester Ulrike Eleonore die schwedische Krone angetragen. Ehe sich diese zur Annahme entschloß, schickte sie einen Vertrauten nach der Türkei, der genauere Nachricht von der Lage ihres Bruders einziehen sollte. Die Erscheinung dieses Boten weckte Karln aus seiner Erstarrung. Im heftigsten Zorn über die Anmaßung des Reichsraths, den er nur in dem Lichte eines willenlosen Werkzeugs sah, schrieb er dieser Behörde, „daß, wenn sie regieren wolle, er ihr einen von seinen Stiefeln schicken würde, der ihr Befehle ertheilen sollte."

Sein Entschluß, nach Deutschland zurückzugehen, war von jetzt an gefaßt. Ganz unumwunden erklärte er sich darüber gegen den Großvezier Ali Kumurgi, der um diese Zeit das Staatsruder führte. Des Königs Voraussetzung war, daß die erhabene Pforte ihn durch ein bedeutendes Geldgeschenk in den Stand setzen werde, seine Rückreise mit Anstand anzutreten. In dieser Voraussetzung getäuscht, brachte er durch kostspielige Anleihen so viel Geld zusammen, daß Grothusen noch einmal mit dem Glanze eines

außerordentlichen schwedischen Gesandten in Constantinopel auftreten und eine förmliche Abschieds-Audienz erlangen konnte. Er selbst brach den 1. Oct. 1714, nach einem fünfjährigen Aufenthalt in der Türkei, von Demotika auf, begleitet von einem zahlreichen Gefolge, unter welchem sich viele Gläubiger befanden. Bald langten Boten von dem Sultan an, die ihm außer einem prächtigen, mit Gold gestickten Zelte und reich mit Diamanten besetzten Waffen, acht schöne arabische Pferde mit silbernem Geschirr und Steigbügeln, so wie 60 mit allerlei Mundvorrath beladene Wagen überbrachten. Die Voraussetzung war, daß Karl die majestätische Langsamkeit eines türkischen Zuges würde ertragen können; nichts war weniger gegründet.

Schon am fünften Tage ließ Karl, Morgens um 2 Uhr, die Pferde satteln, um größere Strecken zurückzulegen; und so hielt er es, unter dem lauten Widerspruch seiner trägen Begleiter, bis er an die türkische Gränze kam. Angelangt in der Wallachei, ließ er auch sein schwedisches Gefolge zurück, und setzte unter einem angenommenen Namen seine Reise, in der Begleitung der Obersten Düring und Rosen, fort. So groß war, von jetzt an, seine Hast, daß Rosen schon in den ersten Tagen vor Ermattung zurückbleiben mußte; und Düring folgte nur, indem er das Reitpferd gegen einen Wagen vertauschte, und seinen König auf diese Weise, mit rascheren Pferden, noch einmal einholte. Bei Tage zu Pferde, des Nachts zu Wagen, legten beide in vierzehn Tagen 280 deutsche Meilen zurück. Der Weg führte über Stuhlweißenburg, Ofen, Wien, Regensburg, Nürnberg, Würzburg, Hanau, Kassel, Braunschweig, Güstrow, Lotz und Triebsee nach

Stralsund. Hier war man auf nichts weniger gefaßt, als auf die Ankunft des Königs von Schweden, als diese den 21. Nov. gleich nach Mitternacht erfolgte. Es meldet sich ein Eilbote aus der Türkei, welcher eingelassen zu werden verlangt. Man trägt, wie es im Kriege hergebracht ist, Bedenken, dies aufs Wort zu glauben; aber man stutzt, als der Eilbote von Aufhängen spricht, wofern die Eröffnung des Thors nicht auf der Stelle erfolgen wird. Der Guvernör wird geweckt. Er befiehlt, daß man das Thor öffnen soll. Der Eilbote wird zu ihm geführt. Er erkennt seinen König nicht, bis dieser endlich fragt: „Wie, Ducker (dies war der Name des Guvernörs), haben selbst meine treusten Unterthanen meiner vergessen?" Thränen der Freude vergießend, wirft Ducker sich jetzt zu den Füßen des Königs. In wenigen Augenblicken weiß die ganze Stadt, Wer angelangt ist. Die Freude ist allgemein. Karl, der Ruhe bedürftig, muß sich, ehe er zu Bette gehen kann, die Stiefeln von den geschwollenen Füßen schneiden lassen. Nach 16 Tagen ruht er endlich einmal aus. Ein helles Vivatrufen weckt ihn am folgenden Morgen aus seinem Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über Kreis- und Gemeinde-Verwaltung, veranlaßt durch die Verhandlungen der Provinzialstände der Mark Brandenburg und des Markgrafthums Niederlausitz auf dem ersten Landtage im Jahre 1824.

Das Gesetz vom 5ten Juni 1823, welches die ständischen Verhältnisse in der preußischen Monarchie begründet, erklärt die Provinzialstände für das gesetzmäßige Organ der Unterthanen in jeder Provinz, und verordnet zugleich, daß das Resultat der Landtags-Verhandlungen durch den Druck bekannt gemacht werden soll. Die Provinzialstände sind daher, nach dem Willen des Gesetzgebers, berufen, in ihrer vermittelnden Stellung zwischen der Regierung des Staats und den Regierten, der ersteren die Wünsche und Bedürfnisse der letzteren in Beziehung auf das allgemeine Wohl kund zu thun; und den Unterthanen soll Kenntniß und Ueberzeugung davon zu Theil werden, wie ihre Repräsentanten ihren wichtigen Beruf erfüllt und in ihren Verhandlungen das wahre wohlverstandne Interesse der Gesammtheit der Repräsentirten wahrgenommen haben. In der That ist das Eine nicht minder unerläßlich, als das Andre, wenn der Zweck der wohlthätigen Institution erreicht werden soll, der nämlich: daß mit der Erkenntniß der Bedingungen und Hindernisse des allge-

meinen Wohls, zugleich die entsprechendsten Mittel zur Beförderung desselben erforscht, die Gesetzgebung und Verwaltung des Staats den eigenthümlichen Verhältnissen und der Stufe der geistigen und sittlichen Entwickelung der Staatsgesellschaft fortschreitend angepaßt, und mit derselben in Wechselwirkung zu höherer Vervollkommnung gebracht, hierdurch aber, bezüglich der Regierung, die größtmögliche Summe von Nationalkraft zur Verfügung gestellt, und dem Volke der größtmögliche Grad von Wohlfahrt zu Theil werde.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, muß es wünschenswerth erscheinen, daß die, durch den Druck zu öffentlicher Kenntnißnahme mitgetheilten, ständischen Verhandlungen zum Gegenstande allgemeiner angelegentlicher Erörterung gemacht werden; das, was dazu dienen kann, die Theilnahme an diesen Verhandlungen rege zu machen, Zweifelhaftes aufzuklären, Irrthum von Wahrheit zu unterscheiden, und der letztern Anerkennung und Eingang zu verschaffen, wird in sich selbst seine Rechtfertigung finden.

Dies zur Einleitung einiger Betrachtungen, zu welchen die Verhandlungen der Provinzialstände von Brandenburg auf dem im Jahre 1824 gehaltnen ersten Landtage Veranlassung gegeben haben.

Im zweiten Abschnitte dieser Verhandlungen, heißt es wörtlich:

„Das Gesetz entscheidet, daß die Abgeordneten-Wahlen in jedem Stande besonders vorgenommen werden sollen. Die Landraths-Wahlen sind, nach alt hergebrachter Observanz, immer von der Ritterschaft der Kreise ausgegangen, auch z. B. in der Altmark in der neuern Zeit,

beim Abgange der drei letzten Landräthe, in der Art geschehen. Gestützt, mehr noch als darauf, auf die allergnädigste Bestätigung des Präsentationsrechts zu den Landrathsstellen, glaubte der erste Stand die allerunterthänigste Bitte sich erlauben zu dürfen, daß, wie bisher, solches auch künftig von ihm auf besondern Wahltagen ausgeübt werde."

„Der zweite Stand hat in der Neumark unbedenklich, in den andern, wenn die Curatel der Landräthe über die Städte wieder aufhöre, zugestimmt, der dritte aber die Theilnahme an den Landrathswahlen in Anspruch genommen."

„Was auf die Wahl der Landräthe, das hat auch auf die der Kreisdeputirten Beziehung, deren Wiedereinführung da, wo sie noch fehlen, höchst wünschenswerth seyn wird, da jene, bei Krankheit oder Abwesenheit des Landraths, dessen natürliche Stellvertreter sind, wozu der Kreissekretair nach seiner Stellung nicht als passend erscheint."

„Die Stände, indem sie auch dieses der allerhöchsten Entscheidung Sr. Majestät des Königs anheim geben, haben um so eher sich erlaubt, den Wunsch der Städte um Entbindung von der Curatel der Landräthe ehrerbietig zu unterstützen, da sie keinen Nachtheil darin finden, und nur wünschen können, daß diese immer mehr in ihre vormaligen Verhältnisse zurücktreten, und mehr als Vertreter des Landes angesehen werden."

„Sie haben bei dieser Gelegenheit die ehrfurchtsvolle dringende Bitte eingelegt, daß die Bestimmungen des allgemeinen Landrechts, besonders auch in Hinsicht der

Dorfangelegenheiten, auch in denjenigen Theilen beider, des Cur- und des Neumärkschen Communal-Verbandes, wieder eintreten mögten, wo sie, wie in der Altmark, durch die fremde Gesetzgebung ganz, oder, wie in der Neumark, zum Theil durch Verfügungen aufgehoben und noch nicht wieder eingeführt sind; daß da, wo es noch der Fall ist, die unnatürlichen Communal-Verbindungen zwischen den Aemtern und Gütern und den Dörfern unter sich, als allen Theilen nachtheilig, aufhören, und daß das alte Verhältniß, nach welchem die Rittergutsbesitzer und die Königlichen Domainenbeamten als erste Polizei-Behörden in den Ortschaften standen, und den Requisitionen des Landraths genügen und sie durch die Schulzen, als ihnen untergeordnete Unter-Polizei-Behörden, in Ausführung bringen mußten, als das einzige wirksame Mittel zur Erhaltung guter Ordnung auf dem Lande allgemein wieder hergestellt werden mögte."

Die in diesen Worten vorgetragenen Wünsche berühren vier verschiedene Gegenstände von sehr allgemeinem Interesse, nämlich:

1) den Anspruch des ersten Standes, ein Präsentations-Recht zu den Landrathsstellen auf besondern Wahltagen auszuüben;
2) die Stellvertretung der Landräthe durch Kreis-Deputirte;
3) den Wunsch der Städte, von der Curatel der Landräthe befreit zu werden;
4) die Aufhebung des, durch die neuere Gesetzgebung entstandenen Communal-Verbandes, und die Unterordnung

der Dorfgemeinden unter eine, in mehreren Theilen der Provinz gesetzlich aufgehobene Polizeigewalt der Rittergutsbesitzer und Domainen-Pächter.

Wenn in diesen vier erwähnten Beziehungen, so wie in mehreren andern Anträgen der Stände von Brandenburg, sich ein Verlangen nach Wiederherstellung im Laufe der Zeit untergegangener Einrichtungen kund giebt: so kann dieß schon um deswillen nicht befremden, weil mit wohlthuender Täuschung die Erinnerung des Vergangnen das einst genossene Gute in hellerem Lichte zeigt, die Uebel aber, welche damit verbunden waren, im Hintergrunde verbirgt. Je leichter aber eine solche Täuschung zu einem ungerechten Urtheile über die Gegenwart verleitet, um so vorsichtiger wird man sich da, wo es sich darum handelt, Bestehendes zu ändern, um Vergangenes wieder herzustellen, von den Gründen, welche hierzu bewegen, Rechenschaft zu geben haben. Oder sollte es wohl weniger bedenklich seyn, Einrichtungen, welche schon deshalb, weil sie aufgegeben und durch andere ersetzt worden sind, gerechtem Zweifel darüber, ob sie noch zeitgemäß und zweckentsprechend seien, unterliegen, ohne die sorgfältigste Erwägung aller dabei zu berücksichtigenden Verhältnisse zurückzuführen, als es mit Recht bedenklich ist, das, was Erfahrung geprüft, Gewohnheit werth gemacht, und Jahre geheiligt haben, ohne vollständige Ueberzeugung, daß es nicht mehr bestehen könne, und zum Ersatze etwas Beßres aufgefunden sei, zu zerstören? Doch wir gehen zu den besonderen Gegenständen unsrer Aufgabe über.

I. Soll darüber geurtheilt werden, ob den Ständen überhaupt, und ins besondre dem ersten Stande ein Prä-

sentationsrecht zu den Landrathsstellen einzuräumen sei, so wird man sich zunächst die Frage vorzulegen haben: was ist das Amt des Landraths, und in welcher Beziehung steht dieser Beamte zum Staate, zu den Ständen, und insbesondere zur Ritterschaft?

„Der Landrath war ehedem, so antwortet die oben ausgezogene Stelle der Landtags-Verhandlungen, mehr Vertreter des Landes; die Stände wünschen, daß er in dies vormalige Verhältniß zurücktrete."

Die Landräthe waren wirklich in früheren Zeiten in gewissem Sinne Vertreter des Landes; sie bildeten Ausschüsse der Ritterschaft, und in Landesangelegenheiten, so wie bei der Ausübung gewisser Hoheitsrechte, wurde ihr Beirath und ihre Zustimmung und Einwirkung verlangt. Daher war das landräthliche Amt an den Besitz eines Ritterguts gebunden; der Ritterschaft gebührte ein Wahlrecht, und einem Mitgliede derselben wurde die Stelle übertragen. Wie hätte es auch anders seyn sollen zu einer Zeit, da Geistlichkeit und Städte mit den Landräthen nicht in Berührung standen, der Landmann aber noch gänzlich in der gutsherrlichen Gewalt, ja selbst in Leibeigenschaft befangen war, und bei der ständischen Repräsentation nur in so weit einer Berücksichtigung sich erfreute, als es das Interesse des Gutsherrn erheischte, seinen Angehörigen nicht ein größeres Maaß öffentlicher Lasten auflegen zu lassen, als diese, ohne Abbruch an den gutsherrlichen Leistungen, zu tragen vermochten.

Das landräthliche Amt hat aber im Laufe der Zeit sehr wesentliche Veränderungen erfahren. Je mehr die landesherrliche Gewalt sich entwickelte, und aus einer

bloßen Domainen-Verwaltung sich eine Staats-Regierung erhob; je mehr, dem gegenüber, das Ansehn und die Einwirkung der Landstände, welche, als Repräsentanten einzelner Abtheilungen der Staatsgesellschaft, dem Bedürfnisse nicht mehr entsprechen konnten, abnahmen: desto mehr gingen auch, nach und nach, die Landräthe aus dem Kreise ständischer Wirksamkeit in ein gemischtes landesherrlich ständisches Verhältniß, und zuletzt in das einer Staats-Behörde über. Die Gesetze vom 5ten Juni 1823 und vom 17ten August 1825, welche die Provinzialstände ins Leben riefen und die Kreisordnung bestimmten, vollendeten diese Umwandlung.

So ist es geschehen, daß, während im 16ten Jahrhundert die Kurfürsten Joachim II. und Johann Georg durch die Landtags-Reverse vom Mittwoch nach Judica 1540, und vom Montag nach Viti 1572, den kurmärkischen Ständen sich verpflichteten:

„daß sie sich in kein Verbündniß, dazu ihre Unterthanen oder Landsassen sollten und müßten gebraucht werden, ohne Rath und Bewilligung gemeiner Landräthe begeben wollten;"

wir jetzt in den Landräthen nur Staatsbeamte sehen, von denen aller Repräsentativ-Charakter getrennt ist, welche, als Organe der Regierung, die öffentliche Verwaltung in den Kreisen führen, und als Königliche Commissarien ohne Stimmrecht die kreisständischen Versammlungen leiten *).

Wer hierin etwas Zufälliges und Willkührliches fin-

*) Vergl. Edict vom 30. Juli 1812. I. V. u. VI. — Verordnung vom 30. April 1815. §. 13. 33 — 40. — Verordnung vom 17. August 1825. Nr. 965 §. 16. 19 u. 21.

den wollte, würde irren. Dieser Uebergang ist vielmehr ein nothwendiger, und das Ergebniß der Veränderungen überhaupt, welche in dem Organismus und der Verwaltung des Staats vorgegangen sind.

Der Staat ist jetzt nicht mehr, wie früher, ein, nur durch den gemeinschaftlichen Herrscherstamm verbundenes Congregat mehrerer, unter sich durch besondere Verfassung und Gesetze geschiedener kleinerer Staaten, sondern ein organisches, durch die, nach Verwaltungsgrundsätzen (nicht nach ehemaligen Landesgränzen) erfolgte Eintheilung in Provinzen, Regierungsbezirke, landräthliche Kreise und Gemeinden, und die dafür geordneten Behörden bis zur letzten Verzweigung hinab gegliedertes Ganzes, welchem im höchsten Sinne des Worts, das Wesen und die Eigenschaft einer moralischen Person beiwohnt. Der Geist, welcher dieses Ganze beseelt, muß, in freiem Spiele der Kräfte, die einzelnen Theile durchdringen, der Wille, welcher es regiert, wie der Pulsschlag, sich gleichmäßig durch alle Glieder verbreiten, und ihre Thätigkeit ohne Störung durch fremdartigen Einfluß zum bestimmten Ziele leiten. Deshalb können auch die Organe der Staats-Regierung nicht aus Elementen bestehen, welche wesentliche Gegensätze in sich schließen, was hier der Fall seyn würde, wenn die Landräthe, denen in ihrer Stellung, als Kreisverwaltungs-Behörden, ein nicht unbedeutender Theil der Executiv-Gewalt anvertraut ist, nicht blos Regierungsbeamte, sondern zugleich Landes-Repräsentanten, und dem Einflusse ständischer Gegenwirkung unterworfen wären *).

*) Wer möchte übrigens darum, weil den Landräthen der ritterschaftliche Repräsentativ-Charakter abgeht, zweifeln, daß sie, gleich

Das hierauf gerichtete Begehren muß als unerfüllbar erscheinen. Es wird sich aber auch dasselbe als zwecklos darstellen, wenn man erwägt, daß jetzt in den Provinzial- und Kreisständen selbst, eine neue Landes-Repräsentation geschaffen ist, welche, wenn sie den Absichten des Gesetzgebers und den Erwartungen des Volkes entspricht, unfehlbar weit wesentlicher und allgemeiner nützen wird, als dieß jemals von den früheren Repräsentanten geschehen ist, und welche mithin jede andere Provinzial- und Kreisvertretung völlig überflüssig macht. Nur ein Gesichtspunkt ist noch übrig, von welchem aus sich eine Mitwirkung der Kreisstände bei der Besetzung der Landrathsstellen vertheidigen ließe, nämlich der der Verwaltung des Gemeinwesens der Kreis-Corporation durch den Landrath. In dieser Hinsicht erscheint der Landrath nicht allein als Staats-, sondern zugleich als Communal-Beamter. Da indeß die Eintheilung des Staatsgebiets in Regierungsbezirke und landräthliche Kreise nur eine administrative ist, und nur die gleichmäßige Ausübung der Regierungsgewalt im ganzen Umfange des Staats zum Zwecke hat, dergestalt, daß eine Kreis-Corporation nur unvollkommen, in einzelnen Beziehungen, und nicht, wie in der Ortsgemeinde, als nothwendige und selbstständige moralische Person hervortritt, so wird auch das Communal-Amt des Landraths stets untergeordnet und ohne Einfluß auf den Gegenstand der Frage bleiben.

---

den höhern Staatsbehörden, auf ihrem Standpunkte und nach dem ganzen Umfange ihres Wirkungskreises des Landes Wohlfahrt nach Kräften zu befördern suchen werden? Die Erfahrung giebt bereits hierüber Bürgschaft; nicht minder der Zweck der Staatsregierung selbst.

Betrachten wir aber den gemachten Antrag näher, so sehen wir, daß nicht sowohl ein allgemeines Interesse aller Stände, sondern vielmehr das besondere des ersten Standes ihn hervorgerufen haben mag.

„Die Landrathswahlen sind, so lautet es in der Verhandlung weiter, nach alt hergebrachter Observanz immer von der Ritterschaft der Kreise ausgegangen. Der erste Stand glaubt bitten zu dürfen, daß das Präsentations-Recht auch künftig von ihm auf besonderen Wahltagen ausgeübt werde; der zweite Stand hat in der Neumark unbedenklich, in den andern, wenn die Curatel der Landräthe über die Städte wieder aufhöre, zugestimmt, der dritte aber die Theilnahme an den Landrathswahlen in Anspruch genommen.“

Könnte, nach dem, was oben gesagt worden, ein ständisches Wahlrecht zu den Königlichen Landrathstellen überall zugestanden werden: so würde es doch nur der Erwähnung des dritten Standes, der, wie die Verhandlung zeigt, sich seines Daseyns als solcher bewußt geworden ist, bedürfen, um darzuthun, daß das vom ersten Stande angesprochne Wahl-Vorrecht, mit dem heutigen Zustande der Dinge durchaus nicht mehr vereinbar ist. Wie sollte wohl, nachdem ein dritter Stand, der der nichtritterschaftlichen Gutsbesitzer und der Bauern, vom Staate gesetzlich anerkannt, und in den Genuß politischer Rechte eingesetzt worden, die Kreis-Corporation, nach §. 3. der Kreisordnung vom 17. August 1825, in allen den landräthlichen Kreis betreffenden Communal-Angelegenheiten, im wahren Sinne des Worts vertreten werden durch Kreisstände, in deren Versammlung (§. 16.) ein Landrath den Vorsitz

führt, der, ausschließend von der Ritterschaft und aus der Mitte derselben erwählt, persönlich und sachlich dem ersten Stande vorzugsweise verbunden ist? Wie könnte einem solchen ritterschaftlichen Landrathe das Gesetz (vom 1. Juli 1823. §. 27.) die Aufsicht und unmittelbare Leitung aller Wahlen der Bezirkswähler und Abgeordneten zum Landtage, und (Kreisordn. vom 17. August 1825. §. 14.) in den collectiv-wählenden Städten, so wie im dritten Stande die Leitung der Wahl der Abgeordneten zur Kreisversammlung übertragen, zumal diese letztre Wahl auf Lebenszeit erfolgt (das. §. 15.), neben sämmtlichen Besitzern matrikulirter Rittergüter im Kreise, nur drei Deputirte des Bauernstandes zum Kreistage erscheinen (das. §. 4.) und diese außerdem nur aus wirklich im Dienste befindlichen Schulzen und Dorfrichtern erwählt werden können (das. §. 10.), welche mithin dem Landrathe dienstlich, und überdieß vielleicht noch ihm oder einem andern Rittergutsbesitzer gutsherrlich untergeordnet sind? Wie müßte selbst der durch ausschließliche Wahl des ersten Standes berufne Landrath in der Ausführung der Kreistags-Beschlüsse (Verordn. vom 17. August 1825. §. 21.), ja in seiner ganzen Amtsverwaltung sich beengt fühlen, da die einseitige Wahl auch einseitige Ansprüche zur Folge haben könnte! Die Unzulässigkeit des Antrages der Ritterschaft dürfte also wohl nicht zweifelhaft seyn, und es bleibt nur bemerkenswerth, wie dem zweiten Stande es hat begegnen können, das ebengedachte gemeinsame Kreisinteresse, und seine eigene Stellung im Kreisverbande so zu verkennen, als es durch seine, theils unbedingte, theils nur die Entledigung der Städte von der administrati-

ven Curatel der Landräthe vorbehaltende Zustimmung geschehen ist.

II. Der zweite Satz des obigen Auszugs aus den Landtags-Verhandlungen stellt die Behauptung auf, daß, was von der Wahl der Landräthe gelte, auch auf die der Kreisdeputirten Anwendung finde, und daß die Wiedereinführung der letztern, da, wo sie noch fehlen, höchst wünschenswerth sei, um, bei Krankheit und Abwesenheit des Landraths, als dessen natürliche Stellvertreter zu dienen, wozu der Kreissekretair, nach seiner Stellung, nicht als passend erscheine.

Weder die eine, noch die andre dieser Behauptungen läßt sich als gegründet anerkennen. Was man sich auch unter Kreisdeputirten denken möge: in keinem Falle können sie landesherrliche Beamte, wie die Landräthe, sondern sie können nur zur Kreis-Repräsentation gehörige Personen seyn. Der wesentliche Unterschied in dem Berufe und den amtlichen Beziehungen eines landesherrlichen Beamten und eines ständischen Bevollmächtigten hebt allen Zweifel darüber, daß die Wahl der Kreisdeputirten nach einem andern Grundsatze zu beurtheilen sei, als der ist, welcher bei der Ernennung der Landräthe zur Anwendung kommt. Dort sind die Einsassen des Kreises, beziehungsweise die Kreis-Corporation; hier ist der Staats-Chef Vollmachtgeber, wie auch die Gesetzgebung des preußischen Staats bereits früher, im Edict vom 30. Juli 1812. Nr. VI. u. §. 12. ausdrücklich ausgesprochen hat. Steht aber hiernach ein ständisches Wahlrecht zu den Stellen der Kreisdeputirten fest, so fehlt es dagegen an allem Grunde,

dasselbe nach dem geäußerten Verlangen dem ersten Stande ausschließend beizulegen.

In dieser Beziehung gilt alles das, was oben zur Widerlegung des vom ersten Stande in Anspruch genommenen Vorrechts bei den Landrathswahlen angeführt worden ist; es wird aber einer Wiederholung um so weniger bedürfen, als, nach den gesetzlichen Bestimmungen über die Provinzial- und Kreis-Stände, es in sich selbst widersprechend seyn würde, einen Repräsentanten der Ritterschaft für identisch mit einem Repräsentanten der Kreis-Corporation zu erklären, oder bei irgend einer gemeinschaftlichen Angelegenheit des ganzen Kreises die Mitwirkung des zweiten und dritten Standes auszuschließen, und, Namens der Kreis-Corporation, welche nur durch die Versammlung aller drei Stände vertreten wird (Vergl. Kreisordnung vom 17. August 1825. §. 3. u. 4.) durch den ersten Stand allein handeln zu lassen.

Was die zweite Behauptung anlangt, so scheint sie auf einer unrichtigen Voraussetzung zu beruhen. Warum sollte es unpassend seyn, den Landrath in Verhindrungsfällen durch den Kreissekretair vertreten zu lassen? Der Kreissekretair ist, wie der Landrath, Staatsbeamter; er ist beständiger Gehülfe des letztern, vertraut mit allen Geschäften und Obliegenheiten des landräthlichen Amts, wie mit den Verhältnissen und Angelegenheiten der Kreiseinsassen, und zugleich Bewahrer des landräthlichen Archivs. Daß nur hinreichend tüchtige Personen zum Posten eines Kreissekretairs berufen werden, ist Sache der Regierung, und versteht sich, wie bei jedem Staatsamte, von selbst.

Der Kreisdeputirte dagegen ist nicht Staatsbeamter, unbekannt mit den Dienst-Instruktionen und dem Zusammenhange der Geschäfte des Landraths, fremd in allen Zweigen der Dienstverwaltung, und überdieß als Ständemitglied einem gewissermaßen der Regierung entgegengesetzten Interesse verpflichtet. Wird ein solcher Stellvertreter nicht Fehler auf Fehler begehen; wird es unbedenklich seyn, dem durch kein Amtsgelöbniß dem Staate zu besonderer Treue verpflichteten Ständebevollmächtigten das Amtsgeheimniß und Archiv des Landraths anzuvertrauen? Und welcher genügende Grund könnte zu einer Einrichtnng veranlassen, die mit der Lage der Dinge so wenig übereinstimmt, und in so wesentlichen Widerspruch verwickelt? Nur damals, als der Landrath, mit einem Repräsentativ-Charakter bekleidet, mehr den Ständen als der Regierung angehörte, konnte der Kreisdeputirte, als natürlicher Stellvertreter desselben, eintreten; nur so lange der Kreissekretair, wie früher, Privatschreiber des Landraths war, konnte eine Stellvertretung des letztern durch den erstern, als unangemessen erscheinen. Jetzt ist das entgegengesetzte Verhältniß eingetreten, und nur in Beziehung auf die Berufung der Stände zum Kreistage, und den Vorsitz in der Kreisversammlung, hat das Gesetz vom 17. August 1825. §. 16. eine Ausnahme bestimmt.

III. Die Städte bitten um Entbindung von der Curatel der Landräthe.

Da diese Curatel nichts anderes ist, als die Ausübung des dem Staate vorbehaltenen Oberaufsichtsrechts, das Wesen dieses Oberaufsichtsrechts über die Verwaltung der Gemeinden aber, sowohl der städtischen als der länd-

lichen, oft verkannt wird, so wird man sich zuvörderst hierüber zu verständigen haben. Betrachten wir die Verfassung der verschiedenen europäischen Staaten, so finden wir überall mehr oder weniger ein gesetzlich angeordnetes Einwirken der Staatsregierung auf die Gemeindeverwaltung. Diese Uebereinstimmung kann ihr Daseyn nicht einem bloßen Zufalle verdanken; es muß vielmehr ein allgemein gültiges Prinzip vorhanden seyn, welches der Einwirkung des Staats auf das Communal-Wesen, wie verschieden dieselbe auch nach der besondern Organisation jedes einzelnen Staats gestaltet seyn möge, zum Grunde liegt. Man hat geglaubt, dieses Prinzip in einer vom Staate auszuübenden Vormundschaft über die Communen zu finden; so wie denn auch die Stände der Provinz Brandenburg, nach dem gebrauchten Ausdrucke „Curatel" zu urtheilen, von diesem Gesichtspunkte ausgegangen sind. Der Gesichtspunkt einer Bevormundung der Gemeinden bietet aber durchaus keinen Grundsatz dar, nach welchem die Oberaufsicht und das Einwirken des Staats auf der einen, und die Rechte der Gemeindemitglieder auf der andern Seite nach bestimmten Gränzen abgeschieden werden können. Vormundschaft ist nur über Diejenigen auszuüben, welche, wegen noch nicht erlangter Volljährigkeit, oder wegen eines Mangels an Seelenkräften, ihre Angelegenheiten selbst nicht gehörig wahrnehmen können. Es führt zu einem Widerspruche mit dem Begriffe selbst, über Gesellschaften und Corporationen, welche aus volljährigen, ihrem Eigenthum und Gewerbe selbstständig vorstehenden, zu jeder rechtlichen Handlung fähigen Personen bestehen, Vormundschaft ausüben zu wollen, und jede Behörde, welche

dieß unternimmt, muß nothwendig in eine Anmaßung verfallen, die um so lästiger ist, je mehr sie ein vorgebliches Besserwissen und höhere Einsicht in die Wirthschaftsverhältnisse der Gemeinden geltend macht *), sich dadurch, obgleich selbst von dem Standpunkte eines Hausvaters ausgehend, über die Einsicht und Beurtheilungskraft aller zur Gemeindeverwaltung berufenen Hausväter erhebt, und die Wirksamkeit dieser letztern beschränkt und aufhebt. Vormundschaft über Gemeinden verletzt das sittliche Gefühl; sie raubt denselben diejenige Freiheit und Selbstständigkeit, die ihnen, als Vereinen sittlicher Wesen, gebühren, und deren sie zur Entwicklung ihrer Kräfte, und zur Begründung ihres individuellen Wohls bedürfen; sie unterdrückt die Selbstthätigkeit, und tödtet, indem sie bloß im Privatverkehr freie Bewegung gestattet, den Gemeinsinn.

Der zureichende Grund der Staatsaufsicht auf die Gemeindeverwaltung muß daher anderswo aufgesucht werden; und dieß kann nur dann gelingen, wenn das Verhältniß, in welchem Staat und Gemeinden zu einander stehen, näher betrachtet wird. Dieß Verhältniß ist aber kein andres, als das eines Ganzen zu seinen einzelnen Theilen.

Ge-

---

*) Es ist hier von Vermögensverwaltung und ökonomischen Angelegenheiten an sich die Rede. Ein andres ist es in Beziehung auf Verfassung und Gesetz-Kenntniß, technischen Geschäftsbetrieb, allgemeine Administrations- und öffentliche Verhältnisse rc., hinsichtlich welcher Studien, Uebung und ein höherer Standpunkt unstreitig richtigeres Verständniß, vielseitigere Ausbildung, und umfassendere Uebersicht hervorbringen müssen; welcherhalb jedoch keine Vormundschaft Statt findet.

Gemeinden sind nicht zufällig entstandene, willkühr-liche, zur Erreichung irgend eines Privat-Zwecks zusammen-getretene, vom Staate nur geduldete und begünstigte Ge-sellschaften; sondern sie sind diejenigen politischen Körper-schaften, in welche jeder civilisirte Staat zur Ausbildung seines Organismus nothwendig sich zergliedert, und welche, als die letzte Verzweigung der Staatsgesellschaft, die einzelnen Personen und Familien aus dem Naturzustande zu einem bürgerlichen Daseyn erheben, und sie zur ge-meinschaftlichen Erfüllung des Staatszwecks vereinigen.

So wie der Staat zu einem, weit jedes Men-schenalter übersteigenden Leben fortstrebt, während die ein-zelnen Glieder der Staatsgesellschaft in immerwährendem Wechsel absterben und verschwinden, und in neu aufwach-senden Geschlechtern sich ersetzen: so ist auch der Gemeinde-verein auf unvergängliche Dauer geschlossen, und in ihm ein Höheres gegeben, als irgend eine der vergänglich wech-selnden Generationen: die moralische Person.

Die moralische Person der Gemeinde, sie, die im Verhältnisse zum Staate ein Individuum und Mitglied des großen Gemeindeverbandes ist, welchen dieser bildet; im Verhältnisse zu den Einzelnen aber, als zu einem im-merwährenden politischen Zwecke bestimmte Corporation, nicht bloß die jezeitig lebenden und theilnehmenden Mit-glieder, sondern auch die zukünftigen Geschlechter umfaßt: sie ist es, welcher sich die Sorgfalt des Staats widmen soll, um ihr, aus dem höheren Gesichtspunkte des Staats-zwecks, Bestand und dauernde Wohlfarth zu sichern; sie ist es, die er im Gegensatze der Gesammtheit und der Ein-zelnen, der Fortdauer und des vorübergehenden Genusses,

der Zukunft und der Gegenwart, gegen letztere in Schutz zu nehmen hat *).

Die Erfüllung des Staatszwecks durch die Gemeinden, als wesentliche Glieder und Bestandtheile des Staates, und ihres besonderen Zweckes, als Corporationen im Gegensatze zu den jezeitigen einzelnen Gemeindegliedern: dieß ist der Grund und das Ziel der Aufsicht und Einwirkung des Staats auf die Gemeinden und auf ihre Vermögensverwaltung. Der Umfang und die Ausübung derselben, aber bestimmen sich hiernach dahin, daß der Staat durch Gesetze die Verfassung und Verwaltung der Gemeinden im Allgemeinen ordnet, über deren Aufrechterhaltung und Befolgung wacht, neue Statute der Gemeinde-Corporation über communal-polizeiliche und administrative Einrichtungen und Beschlüsse, welche die Substanz des gemeinheit-

---

*) Nur zu oft verwechselt das eben lebende Geschlecht sein individuelles Interesse mit dem Gemeinwohl; nur zu geneigt ist es, sein augenblickliches Bedürfniß aus dem Vermächtnisse der Vorfahren zu befriedigen, die Lasten seiner Zeit den Nachkommen zuzuschieben, das öffentliche Eigenthum in Privatgut zu verwandeln, unbekümmert darum, daß jede Zeit ihre eigenthümlichen Bedürfnisse und Lasten mit sich bringt, und die kommenden Generationen gleichen Anspruch auf die Nutzung einer Vermögenssubstanz haben, welche allen gemeinsam zur Erreichung des Corporations-Zwecks gewidmet ist. Daher die Schuldenlast, welche so viele mangelhaft beaufsichtigte Gemeinden niederdrückt, daher an vielen Orten die Nothwendigkeit, durch Auflagen zur Bestreitung der Gemeindebedürfnisse, den durch frühere Verschleuderung entstandnen Ausfall zu ersetzen, und die Schwierigkeit, Mittel zu gemeinnützigen Anstalten, und zur Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes herbeizuschaffen, welche, sorgfältiger erhalten, das Gemeindevermögen dargeboten haben würde.

lichen Vermögens betreffen, seiner Prüfung und Genehmigung unterwirft, und Fürsorge dafür trägt, daß das Communal-Vermögen erhalten, und überall, zum Besten der Gemeinde, als moralischer Person, und zur Erreichung ihres Endzwecks benutzt, nicht aber zum Privat-Vortheile der einzelnen Gemeinde-Mitglieder verwendet werde. Zugleich bindet er mit Recht die Wahl der Gemeindevorsteher an seine Bestätigung, oder übt selbst das Ernennungsrecht unmittelbar aus, je nachdem weniger oder mehr das Staats-Interesse in dem Berufe vorherrscht, welchen die Communal-Beamten in ihrer doppelten Eigenschaft, als Diener der Staats-Regierung und als Geschäftsführer der Gemeinde, wahrzunehmen haben. Alles Uebrige in der Communal-Verwaltung wird dagegen den Beschlüssen der Gemeinde und ihrer Vorsteher und Repräsentanten, welche in der Ausübung des Gesammtwillens nur derjenigen Beschränkung, die das allgemeine Wohl gebietet, zu unterwerfen sind, billig überlassen bleiben.

Von dieser Staatsaufsicht, welche zugleich eine zusammenhängende und selbstthätige seyn muß, werden, ohne Nachtheil und Verletzung des Grundsatzes, die Städte eben so wenig als die Landgemeinden, entbunden werden können. Ob aber, und in welcher Einschränkung, die Ausübung derselben in Beziehung auf die Städte eben so zweckentsprechend durch die Landräthe zu bewirken sei, wird nach dem Maaße der Vollmacht, welches der Staat dem landräthlichen Amte überhaupt zu übertragen für gut findet, zu beurtheilen seyn. So lange indeß die Landräthe in der Stellung abhängiger Commissarien der Bezirksregierung verbleiben, ist es wohl nicht zu verkennen,

daß, je größer das Gemeinwesen ist, dessen Verwaltung beaufsichtigt werden soll; je mannichfaltiger und verwickelter die Verhältnisse sind, welche den Gegenstand der höheren Einwirkung ausmachen; je wichtiger die Stelle ist, welche der Gemeindevorstand selbst, nach dem Umfange seines Wirkungskreises, nach den bei ihm vorauszusetzenden, in collegialischer Berathung sich vereinigenden Kenntnissen und Einsichten, und nach der Stufe seiner Bildung überhaupt, unter den öffentlichen Behörden einnimmt: destomehr auch das Object der Staatsaufsicht, aus dem Bereiche des, nur als einzelnes Organ der Bezirksregierung wirkenden Kreislandraths ausscheidet, und die Autorität der ersteren unmittelbar in Anspruch nimmt. Während daher das Ressort des Landraths in allen Angelegenheiten der Kreisverwaltung gleichmäßig die Stadt- und Landgemeinden umfaßt, dürfte es allerdings angemessen seyn, und zur wünschenswerthen Vereinfachung der Geschäfte gereichen, in Ansehung der Gemeindeverwaltung, mindestens die großen und mittlern Städte, unmittelbar der Bezirksregierung unterzuordnen, vorbehaltlich der Befugniß der letzteren, nach Ermessen in einzelnen Fällen von dem Kreislandrathe Gutachten zu erfordern, ihm die Untersuchung von Beschwerden aufzutragen, oder andre commissarische Geschäfte in Beziehung auf das Gemeinwesen der unmittelbaren Städte, von ihm ausrichten zu lassen.

IV. Die Stände der Provinz Brandenburg nennen den, durch die neuere Gesetzgebung gebildeten Communal-Verband zwischen den Domainen und Rittergütern und den Dorfgemeinden, und zwischen verschiedenen Dorfge-

meinden unter sich, unnatürlich und allen Theilen nachtheilig, und bitten, denselben aufzuheben, und das alte Verhältniß, nach welchem die Rittergutsbesitzer und Domainen-Pächter, als erste Polizeibehörde in den Ortschaften standen, und die Requisitionen (?) des Landraths durch die Ortsschulzen, als ihnen untergeordnete Behörden, in Ausführung bringen ließen, als das einzige wirksame Mittel zur Erhaltung guter Ordnung auf dem Lande allgemein wieder herzustellen.

Der Gemeindeverband zwischen Rittergütern und Ackerhöfen, zwischen den Besitzern der erstern und den übrigen Landbewohnern, sollte unnatürlich und nachtheilig, die Wiederherstellung einer Polizei-Gewalt der Gutsbesitzer wünschenswerth, und das einzige Mittel zur Erhaltung der Ordnung auf dem Lande seyn? Gewiß nicht! Vier Millionen Einwohner des Königreiches werden vom Gegentheile einer Behauptung Zeugniß geben, die, wie sie hier steht, von jedem Grunde und Beweise entblößt ist *).

*) Der Verfasser übersieht nicht, wie sehr wohlthätig ein durch Kenntnisse, Freiheit von Vorurtheilen und höhere Bildung vor gewöhnlichen Landleuten sich auszeichnender wohlwollender Mann, dessen Mittel und Ansehn unter den Ortsbewohnern der Besitz eines größeren Gutes vermehrt, auf eine Landgemeinde wirken kann. Wo dieß geschieht, da verdient es auch ehrende und dankbare Anerkennung. Polizeigewalt und Befreiung von den Communal-Lasten sind aber zu dieser Wirksamkeit nicht erforderlich. Der Verfasser kennt größere Landstriche, worin sich weder Domainen, noch Rittersitze befinden, und in welchen die Dörfer nichts desto weniger sich durch Ordnung, gute Einrichtung und Wohlstand auszeichnen, während in anderen Gegenden, ungeachtet dort jede Ortschaft mindestens ein Rittergut in ihrer Mitte hat, und ungeachtet fühlbar wirkender gutsherrlicher Polizeigewalt, nicht selten die Landgemeinden nur ein Bild der Armseligkeit und Vernachlässigung zeigen.

Sei es, daß da, wo zwei und mehrere Dörfer lediglich in administrativer Hinsicht zu einem Gemeinwesen verbunden worden, diese Verbindung, wenn die Erfahrung Nachtheil darin zeigt, aufgelöst, und jede Dorfgemeinde wieder, zu abgesonderter Verwaltung, eigner Ortsbehörde untergeordnet werde.

Der Grund dieser Vereinigung war nur Vereinfachung der Staats- und Gemeinde-Verwaltung, und Verminderung der Kosten derselben *), so weit solche die Lage, die Größe, und die sonstigen Verhältnisse der Orte erreichbar erscheinen ließen; er fällt hinweg, sobald der entstehende Nachtheil den Nutzen überwiegt, nur möchte dies in jedem einzelnen Falle zuvörderst nachzuweisen seyn.

Ganz anders aber verhält es sich mit demjenigen Communal-Verbande, welcher die früher, zum Genusse von Vorrechten und Exemtionen einzeln, außer und über den Communen bestandenen Güter, in die gemeinheitlichen Corporationen einbegreift, und sie und ihre Bewohner der gesetzlichen Autorität der Municipal-Behörden unterordnet. Dieser Verein ist nicht bloß aus örtlichen und administrativen Rücksichten, obwohl auch solche dafür sprechen, hervorgegangen, sondern er beruht auf einem allgemeinen, von der Gesetzgebung eines, zu höherem Grade der Gesittung

---

*) Eine combinirte Gemeinde hat nur einen gemeinschaftlichen Gemeindevorstand, nur einen Rechnungsführer und Steuereinnehmer rc., zu deren Stellen sich in der größeren Zahl der Gemeindeglieder zugleich leichter die geeigneten Personen finden, zu besolden; viele Geschäfte, welche, entgegengesetzten Falls, für jeden Ort besonders verrichtet werden müßten, werden gemeinschaftlich mit Einemmale abgethan; die vereinigten Mittel zu gemeinheitlichen Zwecken, lassen eine wirksamere Verwendung zu u. s. w.

fortgeschrittenen Volkes unzertrennlichen Prinzipe: dem der Gleichheit im Genusse der staatsbürgerlichen Rechte. Es war früher eine Zeit, da, der Leibeigenschaft nicht zu gedenken, der Landmann in großer Allgemeinheit, wo nicht durch die Geburt und für die Person, doch vermöge des ihm verliehenen Grundstücks einem Gutsherrn unterthänig war; wo die Besitzer bäuerlicher Höfe der Herrschaft zu Treue, Ehrfurcht und Gehorsam verpflichtet, herrschaftlichen Rechten und ungemessenen Diensten unterworfen, und, an das Gut gebunden, ohne Genehmigung des Grundherrn ihren Hof nicht verlassen, sich nicht verheirathen, ihre Kinder nicht zur Erlernung eines bürgerlichen Gewerbes bestimmen, noch ihnen, sich den Wissenschaften zu widmen, verstatten durften; wo der Gutsherr vielmehr seinen Unterthanen zum Gesindedienste, und, nach erlangter Volljährigkeit, zur Annahme einer dienstpflichtigen Stelle nöthigen, sogar ihn mit dem Grundstücke, zu welchem er geschlagen, verkaufen, vertauschen oder sonst auf andre Weise an einen andern Herrn abtreten konnte *). In dieser Zeit würde ein Gemeindeverband zwischen Gutsherren und Bauern ein Unding gewesen seyn.

Unzweifelhaft aber gehört es zu den erfreulichsten Fortschritten der Civilisation, daß factisch und gesetzlich ein ganz anderer, der Würde sittlicher Wesen mehr angemessener Zustand der Landbewohner eingetreten ist, daß mit der Erb- und Gutsunterthänigkeit die Herrschafts-

---

*) Vergl. Allg. Landrecht Th. II. Tit. 7. §. 93. 96. 106. 133 bis 135. 150 — 152. 155. 159. 161. 172. 181 u. 182. 185. 206. 210. 311. 317. ꝛc.

Rechte aufgehört haben, daß in Preußen nur freie Menschen sind, und gleiche Theilnahme an den staatsbürgerlichen Rechten, durch das Gesetz ausdrücklich ausgesprochen und verbürgt ist.

Die Landtagsverhandlung deutet in der ausgehobenen Stelle an, daß die Einrichtungen, deren Beseitigung gewünscht wird, das Werk einer fremden Gesetzgebung seien. Es ist dieß die Gesetzgebung des vormaligen Königreichs Westphalen, welche einige Theile der Provinz berührt hat. Allerdings enthalten die westphälischen Gesetze bestimmte Verfügungen über diesen Gegenstand. Die Verfassungsurkunde vom 15. November 1807, verfügt z. B. Art. 10. „das Königreich soll nach solchen Grundgesetzen regiert werden, welche die Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetze rc. festsetzen;" Art. 12. „gleicher Gestalt sind alle Privilegien einzelner Personen und Familien, in sofern sie mit den Verfügungen des obenstehenden Artikels unverträglich sind, aufgehoben;" Art. 13. „alle Leibeigenschaft (tout servage) von welcher Natur sie seyn, und wie sie heißen möge, ist aufgehoben, indem alle Einwohner des Königreichs gleiche Rechte genießen sollen;" Art. 14. „der Adel soll in seinen verschiedenen Graden und mit seinen verschiedenen Benennungen fortbestehen, ohne daß solcher jedoch ein ausschließendes Recht zu irgend einem Amtsdienste oder Würde, noch Befreiung von irgend einer öffentlichen Last verleihen könne;" Art. 34. „das Staatsgebiet soll in Departements, die Departements in Distrikte, die Distrikte in Cantons, und diese in Municipalitäten eingetheilt werden;" Art. 37. „jede Municipalität soll durch einen Maire verwaltet werden rc."

Diese Anordnungen einer fremden Gesetzgebung sind aber keinesweges in Widerstreit mit den Grundsätzen der vaterländischen Gesetze des preußischen Staates: Grundsätze, welche in dem Edicte vom 9. October 1807 die Aufhebung aller Gutsunterthänigkeit verordneten, in dem Publikandum vom 8. April 1809, den Gesindezwang, das Recht, einen Unterthan zur Annahme einer dienstpflichtigen Stelle zu nöthigen, oder ihn zu hindern, seinen Wohnort zu verlassen, sich zu verheirathen, oder bürgerliches Gewerbe zu treiben, abschafften; welche ferner im Edicte vom 27. October 1810 gleiche und verhältnißmäßige Vertheilung der Steuern, unter Wegfall aller Exemtionen, zusagten; im Edict vom 28. October 1810 die Gewerbefreiheit begründeten *); in der Verordnung vom 16. März

---

*) Das Allg. Landrecht bezeichnet Th. II. Tit. 7. §. 18. unter einer Landgemeinde die Besitzer der, in einem Dorfe oder in dessen Feldmark gelegenen, bäuerlichen Grundstücke. In der Altmark besteht aber gegenwärtig eine Landgemeinde, gleich jeder anderen Commune, aus der Gesammtheit aller Einwohner der in eine Municipalität vereinigten Ortschaften, ohne Unterschied in Hinsicht auf Stand und Grundbesitz. Beruhete diese Abänderung des Begriffes auch auf keiner andern gesetzlichen Anordnung, als auf dem geltenden Grundsatze der Gewerbefreiheit, so würde schon dieser genügen, sie zu rechtfertigen. Denn jetzt steht es jedem frei, auf dem Lande oder in den Städten bürgerliches Gewerbe zu betreiben, ohne deshalb Grundeigenthum erwerben zu müssen. Sollte aber wohl der Kaufmann, der Fabrikant oder Professionist auf dem Lande nicht Mitglied der Gemeinde seyn, in welcher er wohnt, nicht zu ihren gemeinschaftlichen Lasten beitragen, während ihm, gleich jedem andern Einwohner, die Wohlthaten der Verwaltung der Gesetze, der polizeiliche Schutz, die Theilnahme an den öffentlichen Anstalten und Anlagen, als Kirche, Schule, Kunststraßen, Brücken, Wasserleitungen, Hülfs- und Rettungsapparate ꝛc. der Gemeinde zu Theil wer-

1811 alle Bann- und Zwangsrechte, Servituten, Monopolien, Geld- und Natural-Prästationen der Ablösung unterwerfen; dann im Edicte vom 7. September 1811 „Gleichheit vor dem Gesetz, Eigenthum des Grund und Bodens, freie Benutzung desselben und Disposition über solchen, Gewerbefreiheit, Aufhören der Zwang- und Bann-gerechtigkeiten und Monopole, Tragung der Abgaben nach gleichen Grundsätzen von Jedermann ꝛc., als die Grundlagen der neuern Gesetzgebung verkündigten, die nicht wieder zu verlassen seien, und worauf fortgebauet werden solle, weil sie vom Gesetzgeber für die heilsamsten für die Unterthanen anerkannt worden; Grundsätze endlich, welche im Edicte vom 30. Juli 1812 die Absonderung der kleinen städtischen Communen, der Städteeigenthümer, der Domainenämter und ritterschaftlichen Societäten in Communal-Angelegenheiten für ganz unbegründet erklärten, sie nebst dem Uebergewichte, welches einzelne Klassen von Staatsbürgern durch ihren vorherrschenden Einfluß auf die öffentlichen Verwaltungen aller Art hatten, da dieser gleichmäßig vertheilt seyn sollte, als Mängel, welche der Wirksamkeit der Staatsverwaltung in Beziehung auf das platte Land hinderlich sind, bezeichnet, und eine neue Eintheilung des Staatsgebietes und zweckmäßigere Zusammensetzung der ländlichen Gemeinden, so wie eine neue Communal-Ordnung verhießen, worin das Verhältniß der Gemeinden auf allgemeine Gesichtspunkte zurückgeführt, und Zweck

---

den? — Der Unterschied zwischen Stadt- und Landgemeinden ist kein wesentlicher mehr.

und Mittel derselben in Uebereinstimmung mit dem Staats-zwecke bestimmt werden sollte.

Nachdem die eigne Staatsgesetzgebung sich also bestimmt und unzweideutig über den Gegenstand der Frage ausgesprochen, und während sie die erwähnten Grundsätze fortschreitend weiter ausbildet und in Wirksamkeit setzt, werden Einrichtungen nicht mehr fremd zu nennen seyn, welche mit diesen Grundsätzen übereinstimmen, und vom Gesetzgeber bei der Wiedereinführung des Allgemeinen Landrechts bis hieher aufrecht erhalten worden sind.

Ist aber hiernach der angegriffene Communal-Verband und die Autorität der Communal-Behörden, aus dem Gesichtspunkte der Gesetzlichkeit als wohlbegründet nachgewiesen: so finden auch beide nicht weniger ihre Rechtfertigung in der Natur der Sache selbst.

Herrschaft der Stärkern bezeichnet den rohen Naturzustand; Herrschaft des Rechts ist das Grundprinzip der Civilisation. Wo das Recht herrscht, bleiben Prärogative einzelner Mitglieder der Gesellschaft im Genuß desselben, und Ausnahmen von der Mitleidenheit in Tragung der allgemeinen Lasten ausgeschlossen. Das Gesetz trifft gleichmäßig alle Klassen von Staatsbürgern; und damit dieß geschehe, muß es gleichmäßig für Alle, und für Alle durch dieselben Autoritäten verwaltet werden. So ergiebt es sich als nothwendig, daß die Gemeinden, als diejenigen Körperschaften, in welche in unterster Instanz die Staatsgesellschaft zur Verwaltung der Gesetze sich zergliedert, alle Mitglieder dieser Gesellschaft einschließen; daß kein Ort, kein Hof und überall kein bewohntes Grundstück im Staatsgebiete vorhanden sei, ohne einem Gemeindebezirke einver-

leibt zu seyn; daß keine Familie, keine einzelne Person das Staatsbürgerrecht genieße, ohne einer Gemeinde als Mitglied anzugehören, und die Autorität der Communal-Behörde anzuerkennen.

Diejenigen Theile der preußischen Monarchie, welche die Ständeversammlung bei ihrem Antrage vor Augen hatte, sind im 18jährigen Besitze des eben dargestellten Rechtszustandes. — Dieser sollte ihnen entzogen werden?

Von der Weisheit der preußischen Staatsregierung können nur solche Maßnehmungen erwartet werden, welche von überwiegenden Gründen des wahren allgemeinen Wohls geboten werden. Es ist ein unschätzbares Glück, in Allem, was des Landes Wohlfarth angeht, und so auch in der hier erwähnten Angelegenheit, mit sicherem Vertrauen ruhig der höheren Entscheidung entgegen sehn zu dürfen.

Möchten daher nur diese Bemerkungen dazu dienen, den Vorwurf der Gleichgültigkeit bei einem Antrage abzuwenden, welcher, als der Ausdruck allgemeiner Ueberzeugung einer Provinz öffentlich ausgesprochen, doch nur allzuweit davon entfernt ist, die Anerkennung der großen Mehrzahl Derer zu erhalten, die dabei betheiligt sind.

W.

Betrachtungen über die geistliche Gewalt *).

Erster Artikel; als Einleitung.

(Aus dem Französischen.)

Sämmtliche Gesellschafts-Systeme des Alterthums, wie verschieden sie auch in sich seyn mochten, hatten ihren gemeinschaftlichen Charakter in einer Verschmelzung der geistlichen Gewalt mit der weltlichen; es sei nun, daß eine von diesen Gewalten der andern vollständig untergeordnet war, oder daß beide, was nicht selten vorkam, in denselben Händen zusammengeengt waren.

In dieser Beziehung müssen diese Systeme in zwei große Classen gesondert werden, nach Maßgabe derjenigen von den beiden Gewalten, welche die vorherrschende war.

Da, wo, vermöge des Klima's und der Oertlichkeit, die theologische Philosophie sich rasch entwickeln konnte, während die Entwickelung der militärischen Thätigkeit zurückgehalten wurde, wie in Aegypten und beinahe in dem ganzen Orient, war die weltliche Gewalt nur ein Abgeleitetes, nur ein Anhängsel der geistlichen, welche die gesellschaftliche Organisation bis in ihren kleinsten Einzelnheiten

---

*) Urheber dieser Betrachtungen ist Herr Aug. Comte; sie bilden die Fortsetzung der „philosophischen Betrachtungen über die Wissenschaften und die Gelehrten.“

ordnete und leitete. In Ländern hingegen, wo, vermöge eines entgegengesetzten Einflusses physischer Umstände, die menschliche Thätigkeit sehr früh auf den Krieg gerichtet wurde, ermangelte die weltliche Macht nicht, die geistliche zu beherrschen, und ganz regelmäßig als Werkzeug und Hülfsmacht zu benutzen. So verhielt es sich, auf beinahe gleiche Weise, mit den Gesellschafts-Systemen Griechenlands und Roms, trotz ihren sehr wichtigen Verschiedenheiten.

Es kommt hier nicht darauf an, zu erklären, weder weshalb diese beiden Arten von Organisationen nothwendig waren in den Ländern und den Zeiten, wo sie eingeführt wurden, noch wie sie, jede auf ihre eigenthümliche Weise, zur allgemeinen Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts beigetragen haben. Wir gedenken ihrer gegenwärtig nur, um den wichtigsten politischen Unterschied, welcher, während der langen Dauer des theologischen und des militärischen Systems, Statt gefunden hat zwischen den Charakteren, welche dies System im Alterthum hatte, und demjenigen, den es im Mittelalter annahm, mit größerer Genauigkeit zu bezeichnen.

In diesem Zeitraum erfuhr das theologische und militärische System nicht bloß eine unermeßliche Verbesserung durch die Gründung des Katholizismus und der Feudalität, sondern die große politische Thatsache, welche aus dieser Einrichtung hervorging, d. h. die regelmäßige Sonderung der geistlichen und der weltlichen Macht, muß außerdem als etwas betrachtet werden, wodurch die allgemeine Theorie der gesellschaftlichen Organisation, für die ganze Dauer des menschlichen Geschlechts, unter

welchem Regiment dieses sich jemals befinden möge, ausnehmend verbessert hat. Vermöge dieser bewundernswürdigen Sonderung haben die menschlichen Vereine sich um Vieles höher stellen können, nämlich durch die Möglichkeit, unter derselben geistlichen Regierung Völkerschaften zu vereinen, welche allzu zahlreich und allzu verschieden von einander waren, um nicht mehrere gesonderte und unabhängige weltliche Regierungen verlangen zu dürfen. Mit Einem Worte: man hat auf diese Weise, in einem bis dahin chimärischen Grade, die entgegengesetzten Vortheile politischer Centralisation und Diffusion vereinbaren können. Es ist sogar möglich geworden, sich, in einer zwar entfernten, doch unvermeidlichen Zukunft, die Vereinigung des ganzen menschlichen Geschlechts, oder wenigstens der ganzen weißen Race in einer einzigen großen Gemeine ohne Absurdität zu denken: eine Vereinigung, die, so lange geistliche und weltliche Macht mit einander vermengt waren, einen Widerspruch enthalten haben würde. Im Innern einer jeden besondern Gesellschaft ist nächstdem das große Problem, die für die Aufrechthaltung der gesellschaftlichen Ordnung so nothwendige Unterordnung unter die Regierung, mit der Möglichkeit, ihr Verfahren, sobald es fehlerhaft wird, zu berichtigen, nur durch die gesetzliche Sonderung zwischen sittlicher Regierung und materieller Regierung so weit gelöset worden, als es möglich war. Die Unterwerfung hat aufhören können, knechtlich zu seyn, indem sie den Charakter einer freiwilligen Zustimmung angenommen hat; und die Remonstranz hat aufhören können, zum wenigsten innerhalb gewisser Gränzen, feindselig zu seyn, indem sie sich auf eine gesetzlich constituirte moralische Macht stützte.

Vor dieser Epoche gab es keine Wahl zwischen der niederträchtigsten Unterwerfung und der directen Empörung; und so verhält es sich noch immer mit allen den Gesellschaften, wo die beiden Gewalten von ihrem Ursprunge an vermengt sind, wie denn das bei allen denen der Fall ist, die unter dem Uebergewicht des Mohamedanismus gebildet sind.

Um kurz zu seyn: vermöge der, im Mittelalter zu Stande gebrachten Fundamental-Sonderung zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt, haben die menschlichen Gesellschaften sich zu gleicher Zeit mehr ausdehnen und besser ordnen können: eine Combination, welche alle Gesetzgeber und zugleich alle Philosophen des Alterthums für unmöglich ausgaben.

Wiewol nun das katholische und feudale System, so weit der Zeitraum, worin es vorherrschte, sich damit vertrug, alle die allgemeinen Vortheile, die wir als der Sonderung der beiden Gewalten inhärirend bezeichnet haben, gewährt und auf diese Weise mächtiger, als alle früheren Systeme, zur Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts beigetragen hat: so muß man doch deshalb nicht minder anerkennen, daß der Verfall, in welchen es gerathen ist, zugleich durchaus unvermeidlich und streng nothwendig war.

Wir haben in früheren Aufsätzen *) bewiesen, daß die theologische Philosophie, und die auf derselben gegründete sittliche Gewalt, ihrer Natur nach, nur eine provisorische Herr-

*) S. die philosophischen Betrachtungen über die Wissenschaften und die Gelehrten, im 1., 2. u. 3. Stück dieser Zeitschrift.

Herrschaft ausüben konnten und durften, selbst in dem vollkommensten Zustande, der für sie erreichbar war, d. h. im Katholizismus. Wir haben festgestellt, daß beide, nachdem sie das menschliche Geschlecht in seiner vorläufigen Erziehung geleitet hatten, in dem Mannsalter desselben nothwendig durch eine positive Philosophie und durch eine derselben entsprechende geistliche Gewalt, ersetzt werden mußten. Es ist um Vieles leichter, hinsichtlich der weltlichen Macht einen ähnlichen Beweis zu führen, aus welchem hervorgeht, daß diese, obgleich ursprünglich auf militärische Ueberlegenheit gegründet, damit endigen muß, daß sie sich bei der Art des Daseyns, welcher die neueren Gesellschaften je mehr und mehr entgegen streben, wesentlich der Betriebsamkeits-Größe anschließet. Wie ungemein also auch der Werth des katholischen und feudalen Systems um die Zeit seines Triumphs gewesen seyn möge: die Entwickelung des menschlichen Geschlechts, in der doppelten Richtung der Wissenschaft und der Betriebsamkeit, hat nothwendig mit der Zerstörung dieses Systemes endigen müssen, und diese Zerstörung ist um so schneller erfolgt, weil das System selbst die Entwickelung mehr begünstigt hat, als jedes andere. Wir haben sogar in der oben angeführten Reihe von Artikeln bewiesen, daß, in geistlicher Beziehung, der Zerstörungskeim in dem ersten Ursprunge dieses Systems wahrgenommen werden könne: ein Keim, der sich, unmittelbar nach dem Augenblick seines größten Glanzes, entwickelt hat. Diese Bemerkung, die sich leicht auf die weltliche Ordnung ausdehnen läßt, weil die Abschaffung der Sklaverei und die Befreiung der Gemeinen mit der vollständigen Einführung der Feudalität

zusammenfallen, ist ein in die Augen springender Beweis von der provisorischen Natur des gesellschaftlichen Systems im Mittelalter.

Wir schreiben hier weder die Geschichte der Bildung, noch die der Auflösung dieses Systems. Um jedoch den sittlichen Zustand der gegenwärtigen Gesellschaft, welcher der eigenthümliche Gegenstand dieses Artikels ist, in das nöthige Licht zu stellen, müssen wir einen allgemeinen Blick werfen, theils auf die Art und Weise, wie die geistliche Auflösung dieses Systems Statt gefunden hat, theils auf die hauptsächlichsten Wirkungen, die daraus hervorgegangen sind.

Die Zerstörung eines gesellschaftlichen Systems, und die Einführung eines andern, sind, ihrer Natur nach, zwei allzu verwickelte Operationen, und erfordern, einzeln genommen, allzu viel Zeit, als daß sie jemals gleichzeitig durchgeführt werden könnten. Zuvörderst setzt die Einführung einer neuen politischen Ordnung den Umsturz derjenigen voraus, die ihr vorangegangen ist, sowohl um die Reorganisation durch Entfernung der ihr entgegenstehenden Hindernisse möglich zu machen, als auch, um die Nothwendigkeit derselben, durch die Erfahrung von den Nachtheilen der Anarchie, dem Gefühl näher zu bringen. Man kann aber in rein-geistiger Beziehung sogar sagen, daß der menschliche Geist, oder die Schwäche seiner Mittel, sich nicht eher zu einer klaren Vorstellung von dem zu schaffenden neuen Gesellschafts-System erheben kann, als bis das vorhergegangene gänzlich zerstört ist. Diese beklagenswerthe Nothwendigkeit ließe sich leicht durch zahlreiche Beispiele bewahrheiten.

Es giebt daher, dem natürlichen Laufe der Dinge gemäß, so oft das menschliche Geschlecht berufen ist, von einem politischen System zu einem andern überzugehen, eine unvermeidliche Epoche von sittlicher Anarchie, deren Dauer und Intensität durch den Umfang und die Wichtigkeit der Veränderung bestimmt wird. Dieser anarchische Charakter aber, mußte sich nothwendig im höchsten Grade während der Desorganisations-Periode des katholischen und feudalen Systems entwickeln, weil es sich damals um die größte Umwälzung handelte, welche jemals kann Statt gefunden haben, namentlich um den Uebergang von dem theologischen und militärischen System zu dem positiven und industriösen Zustand, in Bezug auf welchen alle vorhergegangene Umwälzungen bloße Modifikationen gewesen waren. Auch ist dies wirklich der Fall gewesen im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderte, während welches Zeitraums diese Desorganisation zu Stande gebracht ist.

Während des ganzen Laufes dieser Periode, die man, mit gutem Rechte, revolutionär nennen kann, sind alle gegengesellschaftliche Ideen in Gang gebracht und zu Dogmen erhoben worden, theils um auf eine anhaltende Weise zur Zertrümmerung des katholischen und feudalen Systems zu dienen, theils um gegen dasselbe alle anarchischen Leidenschaften zu vereinigen, welche in dem menschlichen Herzen gähren und in gewöhnlichen Zeiten durch das Uebergewicht eines vollständigen Gesellschafts-Systems zusammengedrückt werden. Auf diese Weise ist das Dogma von einer unbeschränkten Freiheit des Gewissens zuerst aufgestellt worden, um die theologische Gewalt zu vernichten;

sodann das Dogma von der Volks-Souveränetät, um die weltliche Regierung umzustürzen und zuletzt das Dogma von der Gleichheit, um die alte gesellschaftliche Classifikation zu zersetzen. Mit Stillschweigen übergehen wir hier minder wichtige Ideen zweiten Ranges, welche die kritische Doctrin ausmachen, und von welchen jede einzeln auf die Zertrümmerung eines entsprechenden Theiles des alten politischen Systemes abgezweckt hat.

Was sich von selbst entwickelt, ist, einen gewissen Zeitraum hindurch, nothwendig rechtmäßig, weil es, eben dadurch, irgend einem Bedürfniß der Gesellschaft abhilft. Auch sind wir weit davon entfernt, die Nützlichkeit und selbst die unbedingte Nothwendigkeit der kritischen Doctrin in den drei letzten Jahrhunderten zu verkennen. Noch mehr: wir glauben, daß diese Lehre, allem Anscheine vom Gegentheil zum Trotz, unvermeidlich bestehen werde, bis ein neues gesellschaftliches System direkt eingeführt wird, und daß sie, diesen ganzen Zeitraum hindurch, einen nothwendigen Einfluß üben müsse, weil das Daseyn des alten Systems erst alsdann als unwiederruflich beendigt betrachtet werden kann. Wenn jedoch die Wirksamkeit der kritischen Doctrin in diesem Zusammenhange als nothwendig für die Entwickelung der Civilisation betrachtet werden muß: so ist sie gleichwohl, heut zu Tage, in einer weit wichtigern Beziehung, das hauptsächlichste Hinderniß für die Einführung der neuen politischen Ordnung, deren Vorbereitung sie Anfangs erleichtert hat.

Vermöge eines unwiderstehlichen Geschicks, haben die verschiedenen Dogmen, aus welchen die kritische Doctrin besteht, die volle Energie, die ihnen für die Erfüllung

ihrer Bestimmung nothwendig war, nur dadurch gewinnen können, daß sie einen unbedingten Charakter annahmen, der sie nothwendig feindselig machte, nicht bloß hinsichtlich des Systems, das von ihnen zerstört werden sollte, sondern auch gegen jedes gesellschaftliche System überhaupt. Daher hat seit der Zertrümmerung der alten politischen Ordnung, die man als vollendet betrachten kann, der Einfluß der kritischen Prinzipien in der Gesellschaft eine Stimmung geweckt, welche, bald unwillkürlich, bald mit Bewußtseyn und Ueberlegung, jede Organisation zurückstößt. Zu gleicher Zeit hat die, seit drei Jahrhunderten angenommene Gewohnheit, diese Lehre auf alle gesellschaftliche Fragen anzuwenden, die Geister auf eine sehr begreifliche Weise dahin gebracht, sie zur Grundlage der Reorganisation zu gebrauchen, so oft Katastrophen, welche ihren Charakter in der Zerstörung der alten Ordnung hatten, die Nothwendigkeit einer Rückkehr zur Ordnung ins Licht gestellt haben. Alsdann hat sich das seltsame, für Jeden, der nicht der historischen Entwickelung gefolgt ist, unerklärliche Phänomen einer zum System erhobenen, sittlichen und politischen Unordnung dargestellt, das noch dazu als das Ziel der gesellschaftlichen Vollendung gepriesen wird. Denn jedes Dogma der kritischen Doctrin, sobald es in einem organischen Sinne genommen wird, läuft dahin aus, daß es, in der entsprechenden Beziehung, den Grundsatz aufstellt: „die Gesellschaft müsse nicht geordnet seyn."

Es würde sich, an jedem politischen Dogma neuerer Zeit, ohne Mühe beweisen lassen, daß dies Urtheil keine Uebertreibung in sich schließt. Doch unsere Absicht geht für den Augenblick nicht dahin, eine directe und vollständige

Prüfung der kritischen Doctrin anzustellen; wir werden an einem anderen Orte darauf zurückkommen. In diesem Zusammenhange haben wir bloß einen Abriß davon gegeben, um ein wenig genauer den Gesichtspunkt zu bezeichnen, aus welchem wir diese Theorie betrachten. Für unseren gegenwärtigen Zweck, müssen wir uns darauf beschränken, sie in ihrem allerwichtigsten Prinzip aufzufassen, d. h. in dem, was das Fundamental-Gesetz der Theilung zwischen geistlicher und weltlicher Macht angeht.

Von allen revolutionären Vorurtheilen, welche durch den Verfall des alten Gesellschafts-Systems in den drei letzten Jahrhunderten erzeugt worden sind, ist das älteste, das am tiefsten gewurzelte, das am allgemeinsten verbreitete, das, die Grundlage für alle übrigen bildende — jenes Prinzip, nach welchem in der Gesellschaft keine geistliche Gewalt vorhanden seyn sollte, oder, was auf Eins hinausläuft, die Meinung, welche diese Gewalt aufs Vollständigste der weltlichen Gewalt unterordnet. Die Könige und die Völker, welche über die sämmtlichen anderen Theile der kritischen Doctrin im Kampfe liegen, sind über diesen Abgangspunkt vollkommen einverstanden. In Ländern, wo der Protestantismus triumphirt hat, wird diese Vernichtung oder Verschlürfung der geistlichen Gewalt regelmäßig und unverhehlt proklamirt. Allein dasselbe Prinzip hat sich, wenn gleich auf einem Umwege, nicht minder befestigt in Staaten, welche fortfahren, sich katholische zu nennen; denn die weltliche Macht hat in ihnen die geistliche Hierarchie gänzlich von sich abhängig gemacht, und die Geistlichkeit hat sich willig in diese Umwandlung gefügt, und die Bande aufgegeben, welche sie an eine

Central-Regierung knüpften, um sich selbst zu nationalisiren. Kurz, um durch eine einzige neue Thatsache die ganze Stärke und Allgemeinheit dieser Meinung fühlbar zu machen, wird es hinreichen, daran zurück zu erinnern, daß man, in unseren Tagen, einige achtungswerthe Philosophen gesehen hat, die, nachdem sie gegen dies Vorurtheil zu kämpfen versucht hatten, in ihrer eigenen Parthei nur halsstarrige Antagonisten angetroffen haben.

Nach der allgemeinen Erklärung, welche wir oben gegeben haben, fürchten wir nicht, daß man uns, hinsichtlich dieser Mutter-Idee der kritischen Philosophie, so wie hinsichtlich aller übrigen, beschuldigen werde, als verkenneten wir die Nützlichkeit und selbst die zeitgemäße Nothwendigkeit derselben, um den Uebergang von dem alten Gesellschafts-System zu einem neuen zu Stande zu bringen. Da wir indeß der Meinung sind, daß, wenn die Zertrümmerung des ersteren Systems mit der geistlichen Ordnung beginnen mußte, derselbe Gang nothwendig bei der Einführung der zweiten befolgt werden müsse: so sehen wir uns auch zu einer directen Prüfung dieses Fundamental-Prinzips der kritischen Doctrin genöthigt, um nämlich die Geister, so viel an uns ist, zu den echten Elementar-Begriffen der allgemeinen Staatskunst, die seit drei Jahrhunderten in Vergessenheit gestellt sind, hinsichtlich dessen zurückzuführen, was von ihnen anwendbar ist auf den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft. Dies ist der Zweck dieser Reihe von Artikeln, worin wir uns bemühen werden: 1) die Nothwendigkeit der Einführung einer, von der weltlichen Macht durchaus geschiedenen und unabhängigen geistlichen Gewalt nachzuweisen; 2) die

Haupt-Charaktere der neuen sittlichen Organisation, welche den modernen Gesellschaften zukommt, zu bestimmen. In diesem ersten Artikel wollen wir die, des Nachdenkens fähigen Geister nur vorbereiten, sich in einen Gesichtspunkt zu stellen, der den herrschenden Gewohnheiten so wenig entspricht. Und zu diesem Endzweck glauben wir eine Folge von Beobachtungen aufzählen zu müssen, welche, ohne die Frage in sich selbst zu behandeln, uns geeignet scheinen, die Aufmerksamkeit diesem Gegenstande zuzuwenden, indem sie, auf eine empirische Weise, darthun, daß das allgemeine Bestreben der neueren Publizisten und Gesetzgeber nach einer politischen Organisation ohne geistliche Gewalt in der gesellschaftlichen Ordnung eine unermeßliche und bejammernswerthe Lücke zurückläßt.

Die Erfahrung der Vergangenheit könnte die Nothwendigkeit der Sonderung zwischen der geistlichen und der weltlichen Macht auf zwei verschiedenen Wegen constatiren: einmal, wenn man den Zustand des menschlichen Geschlechts unter der Herrschaft des Katholizismus und der Feudalität mit demjenigen Zustande vergliche, worin es durch die, wesentlich weltlichen Organisationen Griechenlands und Roms erhalten wurde; zweitens, wenn man die Nachtheile aufzählte, welche die Unterdrückung der geistlichen Macht, seit dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts nach sich gezogen hat, oder, was dasselbe sagt, wenn man die Usurpation der weltlichen Macht ins Licht stellte. Wiewol sich nun aus der ersten Klasse von Beobachtungen wesentliche Belehrungen ziehen ließen, welche auf die vorliegende Frage direct angewendet werden könnten: so würde doch die große Verschiedenheit der Epochen sie allzu

verwickelt machen, als daß sie den Grad von Evidenz, auf welchen es uns hier ankommt, gewähren könnten; und außerdem haben wir die Grundlagen dieser Vergleichung im Eingange dieses Artikels hinreichend angedeutet. Wir bleiben demnach, in dem Nachfolgenden, bei der zweiten Art von Thatsachen stehen, deren unmittelbares und mehr in die Augen springendes Zeugniß entscheidender seyn muß. Wir haben also, hinsichtlich der neueren Gesellschaften, die Hauptarten politischer Nachtheile, die man mit Sicherheit der Auflösung der geistlichen Gewalt zuschreiben kann, summarisch zu betrachten. Eine Prüfung von so großer Wichtigkeit würde naturgemäß sehr ausgedehnte Entwickelungen fordern. Allein der Leser, einmal in den angemessenen Gesichtspunkt gestellt, wird ohne Anstrengung die Einzelnheiten ersetzen, welche uns hier untersagt sind.

Um in diese Folge von Beobachtungen nur solche Thatsachen aufzunehmen, welche fähig sind, eine klare und unwiderstehliche Ueberzeugung zu bewirken, werden wir absichtlich die Betrachtung großer Katastrophen entfernen, wiewol sie, in letzter Zergliederung, auf die geistliche Desorganisation der Gesellschaft bezogen werden müssen; denn ungeachtet dieses Ursprungs, kann ihre Wiederkehr mit Recht als unmöglich für die Zukunft betrachtet werden. Wir werden uns darauf beschränken, den hergebrachten Zustand der civilisirten Völker während der drei letzten Jahrhunderte, und so wie er noch jetzt fortdauert, zu prüfen.

Faßt man zuvörderst die allgemeinsten politischen Beziehungen ins Auge, so entdeckt man, daß, so lange das

katholische System eine bedeutende Kraft in sich schloß, die Beziehungen von Staat zu Staat im ganzen christlichen Europa einer regelmäßigen und bleibenden Organisation unterworfen waren, welche hinreichte, eine gewisse freiwillige Ordnung unter ihnen zu erhalten, und ihnen, wenn die Umstände es erforderten, eine Collectiv-Thätigkeit anzumuthen, wie in dem großen und wichtigen Unternehmen der Kreuzzüge. Mit Einem Wort: man erblickte damals, was Herr von Maistre, mit einer so gründlichen Richtigkeit, das Wunder der europäischen Monarchie genannt hat. Rücksichtlich des Civilisations-Zustandes in diesem Zeitraum, war diese Regierung ohne Zweifel sehr unvollständig. Allein ist in dieser, so wie in nationaler Beziehung, die allerunvollkommenste Regierung nicht, auf die Dauer, der Anarchie bei weitem vorzuziehen? Was ist seit der Verschlürfung der päbstlichen Gewalt in dieser Hinsicht geschehen? Die verschiedenen Mächte Europa's sind, einander gegenüber, in den Zustand der Wilden gerathen: die Könige haben auf ihre Kanonen die, seitdem sehr wahre, Inschrift setzen lassen: ultima ratio regum. Welches Mittel hat man ersonnen, um die unermeßliche Leere auszufüllen, welche die Vernichtung der geistlichen Gewalt in dieser Hinsicht zurückließ? Unstreitig muß man gerecht seyn gegen die Bemühungen der Diplomaten, das, was man wohl europäisches Gleichgewicht genannt hat, in Ermangelung eines reellen Bandes, hervorzubringen und aufrecht zu erhalten. Allein wer kann sich enthalten, die Hoffnung zu belächeln, daß auf einem solchen Wege eine wahre Staatenregierung ins Leben gerufen werden könne? Es ist ausgemacht, daß dies Gleichgewichts-System,

während seiner Dauer, mehr Kriege veranlaßt, als verhindert hat. Die, durch die französische Umwälzung bewirkte Erschütterung hat es in Staub verwandelt, und jeder Staat ist in einer anhaltenden Unruhe vor einer allgemeinen Verheerung von Seiten irgend einer großen Macht geblieben. Ist Europa in dem Augenblick, wo wir diesen Artikel schreiben, nicht drauf und dran (wenn gleich ohne Zweifel mit Unrecht) zu fürchten, das ganze System auswärtiger Verhältnisse könne durch den Tod eines einzigen Mannes in Gefahr gebracht werden?

Dem, was wir so eben angeführt haben, muß hinzugefügt werden, daß, nach einer sehr richtigen Bemerkung des Herrn von Maistre, die Wirksamkeit der geistlichen Gewalt, in der von uns aufgestellten Beziehung, nicht bloß nach dem fühlbaren Guten, das sie hervorbringt, sondern — und zwar vorzüglich, nach dem Bösen, das sie abwendet, und das nicht so leicht zu constatiren ist, beurtheilt werden muß. Ein merkwürdiges Beispiel, von diesem Philosophen angeführt, kann die Wichtigkeit dieser Beobachtung in ihr volles Licht stellen.

Bei der Bildung des Colonial-Systems, welches auf die Entdeckung von Amerika folgte, haben zwei, im höchsten Grade auf einander eifersüchtige Völker, von denen jedes dem andern die wichtigsten Colonial-Besitzungen beneidete, und die auf einem unermeßlichen Erdreich in anhaltender Berührung standen, um dieses Beweggrundes willen nie einen einzigen Krieg gehabt, während alle übrigen europäischen Mächte sich mit der hartnäckigsten Erbitterung einige, beinahe unbedeutende Posten streitig gemacht haben. Wodurch ist ein so großes Resultat gewonnen

worden? Durch eine Handlung der geistlichen Gewalt, welche, noch dazu, damals schon in ihrem Daseyn erschüttert war. Es bedurfte einer bloßen Bulle Alexanders des Sechsten, welcher, im ersten Ursprunge des Colonial-Systems eine allgemeine Abmarkungs-Linie zwischen den Niederlassungen der Spanier und denen der Portugiesen zog *).

Wir wiederholen es: was geschehen ist, hat geschehen müssen, und wir sind, ohne Zweifel, weit entfernt von jedem unfruchtbaren Bedauern hinsichtlich der Vergangenheit. Allein dafür sei uns denn auch erlaubt, mit dem großen Leibnitz die Thatsache der unermeßlichen Lücke zu

---

*) Es giebt unstreitig einen besseren Grund, aus welchem man sich die Friedlichkeit, worin Portugal und Spanien hinsichtlich ihrer amerikanischen Besitzungen in allen Jahrhunderten gelebt haben, erklären kann. Dies ist die Unendlichkeit des Raums, der von beiden ausgefüllt werden mußte, wenn sie etwas in Amerika besitzen wollten: eine Unendlichkeit, welche sie in jener Zeit, wo Alexander der Sechste sich als Schiedsrichter zwischen beide stellte, sehr wenig kannten, und über welche dieser Pabst noch weit weniger belehrt war. Es war demnach keinesweges die Autorität des heil. Vaters, wohl aber das Verhältniß, worin Portugal und Spanien, vermöge ihrer schwachen Bevölkerung, zu den ungeheuren Territorien in Amerika standen, was beide, in Beziehung auf den neuen Welttheil, in einem guten Vernehmen erhielt. Herr von Maistre, der in seinem Raisonnement von dem durchaus falschen Gedanken ausgeht, daß eine Rückkehr zur Vergangenheit möglich sei, vergißt nur allzu oft, daß der Beweis seine Gränzen hat, über welche er nicht hinausschweifen darf, wenn er sich nicht selbst vernichten will. In dem vorliegenden Falle vergaß er sogar, daß, als Alexander der Sechste seine berühmte Linie zog, ohne eigentlich zu wissen was er that, es sich gar noch nicht um eigentliche Niederlassungen, sondern nur um Raubzüge in Amerika handelte.

Anm. des Herausg.

bemerken, welche durch die unvermeidliche Auflösung der alten geistlichen Gewalt in der europäischen Organisation entstanden ist, und daraus den Schluß zu ziehen, daß, in dieser ersten Beziehung, die Einführung eines neuen sittlichen Regiments durch den gegenwärtigen Zustand der civilisirten Nationen gebieterisch gefordert wird.

Richtet man nunmehr den Blick auf die innere Organisation eines jeden Volks, so wird dieselbe Nothwendigkeit noch weit fühlbarer durch eine Menge von Beweggründen, von welchen wir uns damit begnügen die allgemeinsten anzuzeigen.

Der Verfall der theologischen Philosophie und der ihr entsprechenden geistlichen Gewalt, hat die Gesellschaft ohne alle sittliche Zucht gelassen. Daher diese Reihe von Folgen, welche wir in der Ordnung bezeichnen, worin sie sich gegenseitig verketten.

1. Das vollendetste Umherschweifen der Geister. Indem jeder dahin strebt, sich durch eigene Kraft ein System von allgemeinen Ideen zu bilden, ohne irgend eine von den dazu nöthigen Bedingungen zu erfüllen, ist es, nach und nach, streng unmöglich geworden, auch nur zwischen zwei Geistern eine reelle und dauerhafte Uebereinstimmung über irgend eine gesellschaftliche Frage, wäre sie auch noch so einfach, zu erhalten. Könnte sich diese Anarchie auf das beschränken, was sie Lächerliches in sich schließt, so würde das Uebel gering seyn und der Spott ausreichen, um es in den nöthigen Schranken zu erhalten. Allein die Leichtigkeit, welche daraus entspringt, daß man über die meisten Punkte, deren Unerschütterlichkeit für die gute Ordnung von der größten Wichtigkeit ist, das Für

und das Wider, als beinahe gleichen Beifalls werth, denken darf, bringt Wirkungen von der höchsten Bedeutsamkeit hervor.

Um die Tiefe und Allgemeinheit dieser intellecktuellen Anarchie gehörig zu fühlen, muß man bemerken, daß sie, heut zu Tage, nicht bloß unter den Bekennern der kritischen Doctrin angetroffen wird, in deren Geiste sie sich zu einem Fundamental-Dogma constituirt hat. Was noch weit entscheidender ist, besteht darin, daß man sie, wenn gleich in einem natürlich viel geringeren Grade, auch bei den Bekennern der rückwärts gehenden Doctrin wahrnehmen kann, wo sie, im stärksten Widerspruch mit ihrer Tendenz, ein unfreiwilliges Resultat des allgemeinen und unwiderstehlichen Ganges des menschlichen Geistes ist. Zuvörderst bemerkt man unter ihnen eine erste große Sonderung, welche zwischen den Vertheidigern des Katholizismus und denen der Feudalität nicht selten in directe Opposition ausartet. Ferner: wenn man nur bei den ersteren verweilt, deren Meinungen nothwendig compakter sind, so erkennt man, daß, wenn sie über eine hinlängliche Anzahl von Punkten einverstanden sind, um als Solche betrachtet werden zu können, welche Eine Schule bilden, sie dennoch über Fundamental-Fragen sehr wesentlich von einander abweichen, dergestalt, daß sie, wenn es zum Handeln käme, zu den aller unzusammenhängendsten Resultaten gelangen würden, wofern sich nur der gegenwärtige Gesellschaftszustand mit einer ausgedehnten Anwendung ihrer Doctrinen vertrüge. Bestätigt wird dies durch eine aufmerksame Prüfung der Theorieen, welche, in dieser Richtung, durch die vornehmsten Professoren (Herrn von Maistre, Herrn

von la Mennais, Herrn von Bonald und Herrn von Eckstein) hervorgebracht sind. Ihre verschiedenen Meinungen schließen im Grunde einen sehr fühlbaren Grad von Individualität über die allerwichtigsten Punkte in sich *).

2. Die beinahe gänzliche Abwesenheit öffentlicher Moral. Indem, auf der einen Seite, die Bestimmung des Einzelnen in der Gesellschaft nicht mehr durch allgemein geachtete Maximen geleitet wird, und die praktischen Institutionen sich nach dieser Stimmung der Geister haben bequemen müssen: so wird der Aufflug des Ehrgeizes eines Jeden durch nichts weiter gezügelt, als durch die unregelmäßige und zufällige Gewalt der äußeren Umstände, worin sich die verschiedenen Individuen befinden. Und indem, auf der anderen Seite, das gesellschaftliche Gefühl vergeblich bald in der Privat-Vernunft, bald in den öffentlichen Vorurtheilen genaue und feststehende Begriffe von dem sucht, was, in jedem sich darbietenden Falle, die allgemeine Wohlfahrt constituirt: so endigt es ganz natürlich damit, daß es in eine unbestimmte philanthropische Gesinnung ausartet, welche unfähig ist, irgend eine reelle Wirkung auf das Leben auszuüben. Vermöge dieses doppelten Einflusses wird Jeder dahin gebracht, daß er sich, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen, zum Mittelpunkt zu machen strebt; und indem nur der Begriff des

*) Der consequenteste Philosoph unter Denen, welche, heut zu Tage in dieser Richtung schreiben, Herr de la Mennais ist ganz neuerlich zu einer feierlichen Verletzung der Fundamental-Prinzipien verführt worden, indem er förmlich die Freiheit des Gottesdienstes angerufen hat. Man sehe seine letzte Brochüre.

Anm. des Verf.

besonderen Vortheils inmitten dieses sittlichen Chaos klar bleibt, wird der reine Egoismus ganz natürlich zu der einzigen wirksamen Triebfeder, welche das Handeln leitet.

Dies Resultat, heut zu Tage in der öffentlichen Moral so fühlbar, verbreitet sich, bis auf einen gewissen Punkt, sogar über die Privat-Moral. Glücklicherweise hängt diese von vielen anderen Bedingungen ab, als die der festgestellten Meinungen. Der natürliche Instinkt, welcher in diesem Falle weit deutlicher spricht, als in dem vorigen; die täglich zunehmenden Gewohnheiten an Ordnung und Arbeit, welche die Idee des Lasters so weit entfernen; die allgemeine Verbesserung der Lagen, als Werk der anhaltenden Entwickelung der Betriebsamkeit, welche den Versuchungen die Stärke nimmt; die allgemeinere Sanftheit der Sitten, welche aus der vorschreitenden Civilisation hervorgeht: alle diese Ursachen müssen, ohne Zweifel, ein Gegengewicht bilden gegen die Unsittlichkeit, welche die Abwesenheit fester Verhaltungs-Maximen heut zu Tage zu erzeugen strebt. Der Mangel an Organisation bringt, selbst in dieser Beziehung, Wirkungen hervor, die, wie schwer sie auch zu entwirren seyn mögen, deshalb nicht minder unbestreitbar sind. Jeder ziehe nur seine tägliche Erfahrungen zu Rathe, und untersuche, nachdem er alle die groben Fälle, in welchen das Böse zu handgreiflich ist, als daß es nicht im ersten Keim erstickt werden sollte, beseitigt hat, ob das wirkliche Leben nicht den Charakter des schwankenden Zustandes hat, worin sich die meisten Pflicht-Ideen, sowohl in den verschiedenen Familien-Verhältnissen, als in den gewöhnlichen und gegenseitigen Beziehungen von Oberen und Untergeordneten,

ja sogar in den wechselseitigen Beziehungen von Hervorbringern und Verzehrern u. s. w. befinden.

Uebrigens kann eine indirecte Beobachtung, bis zu einem gewissen Punkte, in dieser Hinsicht von unmittelbarer Bewahrheitung lossprechen. Dies ist das thatsächliche Uebergewicht, das die sittlichen Theorieen, welche alle Gefühle des Menschen dadurch zu erklären vermeinen, daß sie dieselben an den persönlichen Eigennutz knüpfen, zum wenigsten in der Praxis fast allgemein gewonnen haben. Obgleich der sittliche Instinkt sie verwirft, so sind sie doch in der wirklichen Welt zu einem bleibenden Erklärungs-Modus geworden, und sogar bei Philosophen stehen sie in einem solchen Ansehn, daß dieses ein nur allzu treuer Anzeiger des wahren Zustandes der Gesellschaft ist. Ihre herrschende Meinung ist nämlich heut zu Tage, daß der Straf-Codex, in letzter Auflösung, das einzige wirksame Mittel sei, die Sittlichkeit in den unteren Klassen zu sichern: eine Meinung, welche jene Beobachtung vollkommen bestätigt.

3. Auch das, dem rein materiellen Gesichtspunkte seit drei Jahrhunderten je mehr und mehr zugestandene gesellschaftliche Uebergewicht, ist eine unverkennbare Folge der geistlichen Desorganisation neuerer Völker. Nachdem die praktische Gewalt seit dem sechzehnten Jahrhundert die theoretische Gewalt immer mehr vernichtet oder subalternisirt hat, hat sich derselbe Geist, nach und nach, in alle Elemente der Gesellschaft eingeschlichen. Mit Einem Wort: man ist dahin gelangt, nur den unmittelbaren Nutzen zu achten, oder ihn, wenigstens, überall voranzustellen. So hat man, z. B. in einer raisonnirten Abschätzung der

Wissenschaften je mehr und mehr ihre philosophische Wichtigkeit verkannt, und sie sind nur nach Maßgabe ihrer praktischen Dienste gewürdigt worden.

Dieser, wesentlich materielle Geist ist am fühlbarsten in England, wo, vermöge eines Zusammenwirkens specieller Ursachen, diese Art von vorläufiger gesellschaftlicher Organisation seit dem sechzehnten Jahrhundert mehr Consistenz gewonnen hat, als auf dem festen Lande. Noch weit vollständiger aber waltet er in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, wo die geistliche Desorganisation noch viel weiter getrieben ist, als in allen übrigen Ländern.

Als der Lauf der Begebenheiten die Epoche der Constitutionen herbeigeführt hatte, da sprach sich derselbe Charakter in dieser neuen Thätigkeits-Sphäre auf eine noch weit auffallendere Weise aus. Die Aufmerksamkeit richtete sich ausschließend gegen den materiellen Theil dieser großen Arbeit. Man beschäftigte sich direct mit einer Umschmelzung aller praktischen Einrichtungen; man ging so weit, daß man die Formen der berathschlagenden Versammlungen bis zu den winzigsten Einzelnheiten regelte, ohne vorher den kleinsten Versuch gemacht zu haben, den Geist des neuen politischen Systemes genau zu bestimmen. Selbst gegenwärtig, wo, Dank sei es der Erfahrung, die Gesellschaft wenigstens in sofern einlenkt, daß sie auf metaphysische Constitutionen Verzicht leistet — selbst jetzt ist noch zu befürchten, daß der Einfluß derselben Gewohnheiten die wahre Organisation noch lange verzögern werde.

Ohne allen Zweifel muß diese große Operation mit der Wiederherstellung einer sittlichen Ordnung beginnen: denn die Reorganisation der Geister ist zugleich dringender

und weit besser vorbereitet, als die Regulirung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Nichts desto weniger ist es wahrscheinlich, daß die, in den Völkern noch allzu sehr vorherrschende Stimmung, unmittelbar Institutionen zu fordern, oder, mit anderen Worten, die weltliche Macht vor der geistlichen Macht bilden zu wollen, ein mächtiges Hinderniß für die Wahl dieses natürlichen und einzig wirksamen Ganges seyn werde.

4. Als letzte allgemeine Folge der Auflösung geistlicher Gewalt, führen wir endlich die Einführung dieser Art neuerer Autokratie an, welche in der Geschichte nicht ihres Gleichen hat, und die man, in Ermangelung einer richtigeren Bezeichnung, Ministerialismus oder Verwaltungs-Willkür nennen könnte. Ihr eigenthümlicher organischer Charakter besteht in einer über alle, von der Vernunft gebilligten Gränzen hinausgetriebenen Centralisation, und ihr allgemeines Wirksamkeits-Mittel ist — die in ein System gebrachte Bestechung. Beides entspringt unvermeidlich aus der sittlichen Desorganisation der Gesellschaft.

„Das einzige Mittel, nicht regiert zu werden, ist, sich selbst zu regieren:" so lautet ein bekanntes Naturgesetz im Felde der Politik. Und dies Gesetz ist anwendbar auf Dinge, wie auf Personen. Im weitesten Sinne wird dadurch angedeutet, daß, je geringer die Energie der sittlichen Regierung in der Gesellschaft ist, desto gespannter die materielle Regierung werden müsse, wofern die gänzliche Auflösung des gesellschaftlichen Körpers verhindert werden solle. Wie ließe es sich z. B. wohl denken, daß in einer so ausge-

dehnten Bevölkerung, wie die Bevölkerung Frankreichs ist, nachdem die sittlichen Bande aufgehört haben die verschiedenen Theile zu vereinigen, die Nation sich nicht in einzelne, immer kleiner und kleiner werdende Gemeinen auflösen sollte, wenn, in Ermangelung eines Gemeingeistes, nicht eine centralisirte weltliche Gewalt alle gesellschaftlichen Elemente in einer unmittelbaren und anhaltenden Abhängigkeit erhielte? Eine solche Wirkung würde nur die Fortsetzung des Einflusses desselben Prinzips seyn, das, wie wir weiter oben angedeutet haben, die alte europäische Gesellschaft in unabhängige Nationalitäten zersetzt hat. Auch hat die Centralisation der weltlichen Macht in eben dem Maße zugenommen, worin die moralische Desorganisation vollständiger und fühlbarer geworden ist. Dieselbe Ursache, welche ein solches Resultat unumgänglich machte, zweckte, unter einem andern Gesichtspunkte, auf eine unvermeidliche Erzeugung desselben ab, weil die Vernichtung der geistlichen Macht die einzige gesetzliche Schutzwehr gegen die Eingriffe der weltlichen Macht zerstört hat.

Was die, zu einem bleibenden Regierungsmittel erhobene Bestechung betrifft, so geht diese beklagenswerthe Folge noch weit deutlicher, als die vorhergehende, aus der Vernichtung der geistlichen Gewalt hervor. Man könnte sie vorempfinden, wenn man dies schändliche Regiment in dem Lande entstehen sähe, wo die Herabwürdigung der sittlichen Autorität auf gesetzliche Weise am stärksten constituirt ist. Allein, es ist leicht, sich direct davon zu überzeugen.

In einer Bevölkerung, wo die unumgängliche Mit-

wirkung der Individuen zur öffentlichen Ordnung nicht mehr bestimmt werden kann durch die freiwillige und sittliche Zustimmung, welche Jeder einer gemeinschaftlichen Doctrin gewährt, bleibt, zur Aufrechthaltung irgend einer Harmonie, nichts weiter übrig, als die traurige Alternative der Gewalt oder der Bestechung. Jenes erste Mittel ist unverträglich mit der Natur der neueren Civilisation, seitdem der zeitliche Charakter der Gesellschaft aufgehört hat, wesentlich militärisch zu seyn, um wesentlich industriel zu werden. Der Reichthum, der, vermöge der Institution des Eigenthums, ursprünglich das regelmäßige Maß, so wie das bleibende Ergebniß, der Stärke war, ist, in den neueren Zeiten, je mehr und mehr, die hauptsächlichste und constante Ursache derselbe geworden. Er würde, in dieser Beziehung, sehr genau durch die Benennung virtueller Stärke bezeichnet werden. Daraus ist unmerklich hervorgegangen, daß die Gewaltthätigkeit, als Mittel der Zucht, damit geendigt hat, sich in Bestechung zu verwandeln. So sehr der gegenwärtige Zustand der Gesellschaften das erstere Verfahren von sich stößt, eben so sehr giebt er sich dem zweiten hin, seitdem die sittliche Desorganisation angefangen hat, sich deutlich auszusprechen.

Die Regierungen können auf die Individuen nicht anders einwirken, als so, daß sie, nach einem größeren Maßstabe, dasselbe Verfahren annehmen, welches diese als das wirksamste in ihrem täglichen Verkehr mit einander kennen gelernt haben. Wenn demnach der persönliche Vortheil in den Privat-Verhältnissen für die einzige Hebelkraft gilt, in deren Wirksamkeit man hinreichendes Vertrauen setzen darf: wie kann man sich alsdann darüber

wundern, daß die Gewalt von demselben Einwirkungs-mittel Gebrauch macht? Dies betrübende Ergebniß muß den Regierenden nicht mehr zur Last gelegt werden, als den Regierten; es steht mit ihren wechselseitigen Gebrechen in Verbindung, oder vielmehr, es ist die schmerzliche, aber glücklicherweise nur augenblickliche Folge des vorübergehenden anarchischen Zustandes, worin sich die Gesellschaften in der Periode des Ueberganges von dem theologischen und militärischen System zum positiven und industriellen nothwendig haben befinden müssen.

Wenn das Gemälde, das wir von den, seit dem sechzehnten Jahrhundert durch die sittliche Desorganisation der Gesellschaft hervorgebrachten allgemeinen Wirkungen entworfen haben, für der Beobachtung angemessen gehalten wird; wenn die angeführten Thatsachen, wie wir hoffen, für solche erkannt werden, welche aus den von uns angeführten Ursachen abgeflossen sind: so werden sie ganz unstreitig begreiflich machen, daß die Einführung einer neuen geistlichen Gewalt von noch weit größerer Erheblichkeit in nationeller, als in europäischer, Beziehung ist.

Um, so viel wie möglich, jeder Misdeutung unserer Gedanken zuvorzukommen, erklären, wir hiermit, daß, in unserer Ansicht, dieser anarchische Zustand, dessen traurige Folgen wir mit allen ächten Beobachtern beklagen, nicht bloß ein unvermeidliches Ergebniß des Verfalls des alten Gesellschafts-Systems, sondern auch eine unumgängliche Bedingung des einzuführenden neuen ist. Indem wir, in letzterer Beziehung, die directe Prüfung der von uns entwickelten vier allgemeinen Thatsachen wieder aufnehmen, könnten wir an jeder derselben beweisen, daß, wenn sie,

als bleibender Zustand gedacht, eine empörende Monstrosität darbietet (d. h. das, wohin die kritische Doctrin, wenn man sie in einem organischen Sinne nimmt, nothwendig führt), es sich mit ihr auf eine ganz andere Weise verhält, wenn man darin nichts weiter sieht, als einen bloß vorübergehenden Zustand. Wir werden uns darauf beschränken, diese Prüfung, hinsichtlich der ersten Thatsache anzustellen, welche die Grundlage der übrigen ist.

Die tiefe Anarchie, welche, heut zu Tage, unter den Geistern herrscht, ist nicht bloß begründet in der Vergangenheit durch den nothwendigen Verfall des alten gesellschaftlichen Systems, sondern sie wird auch unvermeidlich und unumgänglich nothwendig seyn bis zu dem Augenblick, wo die, zur Grundlage der neuen Organisation bestimmten Lehren, sich hinreichend gebildet haben werden. Auf der einen Seite wird es, so lange diese Art von moralischer Zwischenregierung dauert, thatsächlich unmöglich seyn, die Geister in Zucht zu halten; und wenn man, auf der andern es versuchen wollte, direct eine Vereinigung der Geister zu Stande zu bringen, so würde, da dies, in Ermangelung der angemessenen Lehren, nur durch materielle und willkührliche Mittel geschehen könnte, die nothwendige Folge davon keine andere seyn, als daß die freie Entwikkelung des Gedankens, sowohl für die Bildung der Lehren, als für die Annahme derselben unterbrochen, und so das Werk der Reorganisation aufgehalten würde.

Wir haben demnach die Ueberzeugung, daß wir den wirklichen Werth der kritischen Lehre trotz Jedem erkennen; allein wir verlangen, daß man sich nicht länger über ihre wahre Beschaffenheit täusche. Eingetreten ist der Zeitpunkt,

wo man sich Rechenschaft ablegen kann über den Gang, der bisher befolgt worden ist; die bloße Geschäftsfertigkeit ist nicht mehr alles. Es ist möglich, den kritischen Prinzipen allen den Einfluß zu erhalten, den sie noch eine Zeit lang ausüben müssen, ohne daß man deshalb genöthigt ist, sie als organisch zu denken, und ohne in einer erkünstelten Sicherheit einzuschlummern über den großen Gefahren verschiedener Arten, wovon die Gesellschaft durch die fehlerhafte Fortdauer der gegenwärtigen Anarchie bedroht ist. Wenn diese intellektuelle Stimmung über den gewöhnlichen Bereich der Geister vielleicht hinausgeht: so muß doch dieses, nach unserem Urtheil, der zur Gewohnheit gewordene Gesichtspunkt derjenigen Denker seyn, welche ihre Kräfte dem großen gesellschaftlichen Werke des neunzehnten Jahrhunderts widmen.

Durch das Ganze der in diesem Artikel angestellten Betrachtungen, hoffen wir alle, des Nachdenkens fähige Leser hinlänglich vorbereitet zu haben, um die Fundamental-Frage von der geistlichen Macht, deren bloße Anregung, heut zu Tage, so viel kindische und schimärische Furcht einflößt, direct behandelt zu sehen. Dies war der wesentliche Zweck dieses ersten Artikels. In dem folgenden werden wir also ohne Zagen zur unmittelbaren Prüfung der Frage schreiten.

Die gegenwärtige Getheiltheit der Meinungen hinsichtlich des Fundamental-Prinzips von der Nothwendigkeit einer geistlichen Gewalt, bietet dem unpartheiischen Beobachter einen seltsamen und selbst schmerzlichen Contrast dar. Beherrscht von dem unstreitig höchst rechtmäßigen, aber doch sehr wenig überlegten und geläuterten Wunsch,

die Theokratie um jeden Preis zu vermeiden, verfolgen Diejenigen, welche die Sache der Freiheit, der Civilisation, zu der ihrigen gemacht haben — mit Einem Worte, Diejenigen, welche es mit der fortschrittlichen Entwickelung zu halten vorgeben, und diese Tendenz bis zu einem gewissen Punkt wirklich haben — eine Bahn, die, wenn sie bis ans Ende durchlaufen werden könnte, ganz unvermeidlich, um nicht in eine vollständige Anarchie zu gerathen, zu dem entehrendsten Despotismus führen würde, nämlich zu dem der, von aller sittlichen Autorität entkleideten Stärke. Auf der andern Seite sind Diejenigen, die man einer rückgängigen Tendenz beschuldigt, und die diese Beschuldigung in gewisser Hinsicht wirklich verdienen — zwar nicht in ihren philosophischen Ansichten, aber doch in den unvermeidlichen Folgen, welche die Anwendung ihrer Lehren nach sich ziehen würde — sie sind, sag' ich, im Grunde die Einzigen, deren Theorieen die menschliche Würde auf eine angemessene Weise heben, indem sie die sittliche Superiorität zum Korrectiv und zur Richtschnur der Stärke des Reichthums constituiren.

Wir glauben, in diesem Artikel die wahre Erklärung dieser seltsamen Verkehrtheit der Charaktere gegeben zu haben. In den nachfolgenden werden wir uns bemühen zu zeigen, wie ihr abzuhelfen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei Lesefrüchte.

Was es mit der bürgerlichen Freiheit auf sich hat, d. h. wie langsam sie vorschreitet, und welcher Uebergänge es bedarf, um zu ihr zu gelangen: dies leuchtet am vollständigsten ein, wenn man sich die Schritte vergegenwärtigt, welche in unseren Tagen gethan werden, um den Zustand der Sklaven auf den westindischen Inseln zu verbessern. Wir führen für denkende Leser Folgendes an.

Die Königliche Zeitung von Demerari vom 21. Oct. vorigen Jahres enthält eine wichtige Verordnung hinsichtlich der Behandlung der Sklaven, ihrer Unterweisung in der Religion, und der Mittel, ihren künftigen Zustand zu verbessern. Der Ober-Fiskal der Colonie wird in der Eigenschaft eines Beschützers der Sklaven bestätigt, und zwar mit einem jährlichen Gehalt von 14000 Gulden. Die Pflichten dieses Beamten sind in der Verordnung spezifizirt. Diese stellt fest, daß kein Pflanzer, so wie überhaupt Niemand, welcher Sklaven besitzet, diese, in der Zeit von Sonnenuntergang am Sonnabend bis zu Sonnenaufgang am Montag, bei Strafe von 600 Gulden zur Arbeit anhalten soll. Diese Befreiung von der Arbeit gewährt indeß den Sklaven nicht das Recht, die Wohnung des Herrn ohne seine Erlaubniß zu verlassen; auch müssen sie Sorge tragen für krankes Vieh, die schadhaften Schleusen ausbessern, und sich zu den, für die Erhaltung der Ernte unbedingt nothwendigen Arbeiten hergeben, und

Kaffe und Baumwolle auf den Fall einpacken, wo Verzug Schaden bringen könnte. Für die letztere Arbeit empfängt jedoch der Sklave einen Lohn, der von dem Beschützer bestimmt wird. Die Verordnung will, daß die Sontagsmärkte aufhören sollen; und zu diesem Endzweck stellt sie fest, daß diese Märkte mit dem Glockenschlag elf zu Ende gehen, vom 1. Jan. 1826 an gerechnet. Von demselben Zeitraum an darf Niemand, wer es auch sei, eine Peitsche oder irgend ein anderes Strafwerkzeug auf den Feldern oder anderwärts führen, es sei als Zeichen der Autorität, oder als Mittel, die Arbeiter anzutreiben; die Uebertretung dieser Verfügung würde den Delinquenten eine Geldstrafe von 600 Gulden, oder eine Einkerkerung von einem bis sechs Monate zu Wege bringen. Es wird ferner verordnet, daß, wenn ein männlicher Sklave sich in den Fall gebracht hat, eine Züchtigung empfangen zu müssen, dieselbe ihm auf eine Vernunftgemäße Weise und ohne Grausamkeit und Zorn zu Theil werden soll: sie soll nicht über 25 Peitschenhiebe hinausgehen, und diese soll er, in Gegenwart eines freien Zeugen, oder sechs unfreier Zeugen, am Morgen des Tages erhalten, der auf denjenigen folgt, an welchem er sich vergangen hat. Von dem oben genannten Zeitraum an ist es verboten, einen Sklaven weiblichen Geschlechts zu prügeln, bei Strafe von 1400 Gulden; die Strafen, welche an ihnen vollzogen werden können, sind: Gefängniß, die Kette es sei auf den Feldern, oder in der Wohnung, oder im Bette, besondere Kleidungen und Abzeichen, und, in besonderen Fällen, die Handmühle, als schwere Arbeit. In jeder Wohnung muß ein Buch gehalten werden, worein

alle von den Sklaven erduldete Strafen eingetragen sind, und das alle sechs Monate von den Agenten des Protectors nachgesehen wird. Jedem Prediger der eingeführten Kirche ist es erlaubt, die Ehen der Sklaven auf die schriftliche Erlaubniß des Herrn einzusegnen. Jede, auf diese Weise verheirathete Sklavin hat, sechs Wochen nach der Geburt ihres ersten Kindes, ein Anrecht auf 12 Gulden, welche ihr Herr ihr bezahlen muß, und auf 15 Gulden für alle Kinder, welche sie hiernächst in die Welt setzen kann. Hat sie sechs Kinder, so wird sie nicht länger auf dem Felde, und überhaupt nicht zu schweren Arbeiten gebraucht. Jeder Eigenthümer muß dafür Sorge tragen, daß seine Sklaven hinlänglich mit Nahrung versehen sind, und das Produkt eines Stück Landes, nach dem Maßstabe eines Morgens für hundert Individuen in jeder Wohnung, gehört ihnen ganz unabhängig von dem, was ihnen wöchentlich zu ihrem Unterhalte angewiesen wird. Die Dauer der Arbeit darf nicht die Zeit überschreiten, welche zwischen 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends verfließt, inbegriffen zwei Stunden zum Essen. Kein gestorbener Sklave darf begraben werden, ohne vorher besichtigt zu seyn, und es ist verboten, eine Sklavin zu verkaufen, ohne zugleich ihren Gatten und ihre Kinder, wenn diese noch nicht sechzehn Jahre alt sind, mit zu verkaufen. Die Sklaven können Eigenthümer werden. In der Colonie sind Sparkassen angelegt, um ihnen Gelegenheit zu Ersparungen zu geben. Ihr Eigenthum können sie vermachen wem sie wollen. Wer zum zweiten Male der Grausamkeit gegen Sklaven überführt wird, zahlt eine Geldstrafe, oder leidet verdoppelte Haft. Außerdem kann er für unfähig zur

zur Behandlung von Sklaven erklärt, und seine Besitzung den Händen zweier oder mehrerer Vormünder anvertraut werden, die sie verwalten.

Sollte man nicht zu der Behauptung berechtigt seyn, der große Kant habe das politische System, worin wir seit zehn Jahren leben, vorhergesehen? In jedem Falle muß man diesem scharfsichtigen Philosophen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er den heiligen Bund, als in dem Wesen der europäischen Staatsgesellschaften gegründet, und folglich als ein nothwendiges Produkt ihrer allmäligen Entwickelung, betrachtet habe. Man lese folgenden Abschnitt seiner Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht, geschrieben im Jahre 1784. Er sagt:

„Das Problem der Errichtung einer vollkommen bürgerlichen Verfassung, ist von dem Problem eines gesetzmäßigen äußeren Staatenverhältnisses abhängig, und kann ohne das letztere nicht gelöset werden. Was hilft es, an einer gesetzmäßigen bürgerlichen Verfassung unter einzelnen Menschen, d. h. an der Anordnung eines gemeinen Wesens, zu arbeiten? Dieselbe Ungeselligkeit, welche die Menschen hiezu nöthigte, ist wiederum die Ursache, daß jedes Gemeinwesen in äußerem Verhältnisse, d. h. als ein Staat in Beziehung auf Staaten, in ungebundener Freiheit steht, und folglich einer von dem andern dieselben Uebel erwarten muß, welche die einzelnen Menschen zwangen, in einen gesetzmäßigen bürgerlichen Zustand zu treten. Die Natur hat also die Unvertragsamkeit der Menschen,

selbst der großen Gesellschaften und Staatskörper dieser Geschöpfe, wieder zu einem Mittel gebraucht, um in dem unvermeidlichen Antagonismus derselben einen Zustand der Ruhe und Sicherheit auszufinden; d. h. sie treibt durch die Kriege, durch die überspannte und nie nachlassende Zurüstung zu denselben, durch die Noth, die dadurch endlich jeder Staat, selbst mitten im Frieden, innerlich fühlen muß, zu anfänglich unvollkommenen Versuchen, endlich aber, nach vielen Verwüstungen, Umkippungen, und selbst durchgängiger innerer Erschöpfung ihrer Kräfte, zu dem, was ihnen die Vernunft, auch ohne so viel traurige Erfahrungen, hätte sagen können, nämlich: aus dem gesetzlosen Zustande der Wilden hinauszugehen, und in einen Völkerbund zu treten, wo jeder, auch der kleinste Staat, seine Sicherheit und seine Rechte, nicht von eigener Macht oder eigener rechtlicher Beurtheilung, sondern allein von diesem großen Völkerbunde (Foedus Amphyctionum) von einer vereinigten Macht und von der Entscheidung nach Gesetzen des vereinigten Willens, erwarten könnte. So schwärmerisch diese Idee auch zu seyn scheint, und als eine solche an einem Abbé von St. Pierre oder Rousseau verlacht worden — vielleicht weil sie solche in der Ausführung zu nahe glaubten: so ist es doch der unvermeidliche Ausgang der Noth, worin sich die Menschen einander versetzen, welche die Staaten zu eben der Entschließung (so schwer es ihnen auch eingeht) zwingen muß, wozu der wilde Mensch eben so ungern gezwungen ward, nämlich: seine brutale Freiheit aufzugeben und in einer gesetzmäßigen Verfassung Ruhe und Sicherheit zu suchen. Alle Kriege sind demnach so viele Versuche (zwar

nicht in der Absicht der Menschen, aber doch in der Absicht der Natur) neue Verhältnisse der Staaten zu Stande zu bringen, und durch Zerstörung, wenigstens Zerstückelung aller, neue Körper zu bilden, die sich aber wieder, entweder in sich selbst oder neben einander, nicht erhalten können, und daher neue ähnliche Revolutionen erleiden müssen, bis endlich einmal, theils durch die bestmögliche Anordnung der bürgerlichen Verfassung innerlich, theils durch eine gemeinschaftliche Verabredung und Gesetzgebung äußerlich, ein Zustand errichtet wird, der, einem bürgerlichen gemeinen Wesen ähnlich, so wie ein Automat sich selbst erhalten kann."

„Was also der zwecklose Zustand der Wilden that, daß er nämlich alle Naturanlagen in unserer Gattung zurückhielt, aber endlich durch die Uebel, worein er diese versetzte, sie nöthigte, aus diesem Zustande hinaus und in eine bürgerliche Verfassung zu treten, worin alle jene Keime entwickelt werden können: das thut auch die barbarische Freiheit der schon gestifteten Staaten, nämlich: daß durch die Verwendung aller Kräfte der gemeinen Wesen auf Rüstungen gegen einander, durch die Verwüstungen, die der Krieg anrichtet, noch mehr aber durch die Nothwendigkeit, sich beständig in Bereitschaft dazu zu erhalten, zwar die völlige Entwickelung der Naturanlage in ihrem Fortgange gehemmt wird, dagegen aber auch die Uebel, welche daraus entspringen, unsere Gattung nöthigen, zu dem an sich heilsamen Widerstande vieler Staaten neben einander, der aus dieser Freiheit entspringt, ein Gesetz des Gleichgewichts aufzufinden, und eine vereinigte Gewalt, die demselben Nachdruck giebt, mithin einen welt-

bürgerlichen Zustand der öffentlichen Staatssicherheit einzuführen. Ehe dieser letzte Schritt (nämlich die Staatenverbindung) geschehen, also fast nur auf der Hälfte ihrer Ausbildung, erduldet die menschliche Natur die härtesten Uebel, unter dem betrüglichen Anschein äußerer Wohlfahrt.

Wir sind in hohem Grade durch Kunst und Wissenschaft kultivirt; wir sind civilisirt bis zum Ueberlästigen, zu allerlei gesellschaftlicher Artigkeit und Anständigkeit. Aber uns für schon moralisirt zu halten, daran fehlt noch sehr viel. Denn die Idee der Moralität gehört noch zur Kultur; der Gebrauch dieser Idee aber, welcher nur auf das Sittenähnliche in der Ehrliebe und der äußeren Anständigkeit hinausläuft, macht blos die Civilisirung aus. So lange nun die Staaten alle ihre Kräfte auf ihre eitelen und gewaltsamen Erweiterungsabsichten verwenden, und so die langsame Bemühung der inneren Bildung ihrer Bürger unaufhörlich hemmen, ihnen selbst auch alle Unterstützung in dieser Absicht entziehen, ist nichts von dieser Art zu erwarten, weil dazu eine lange innere Bearbeitung jedes gemeinen Wesens zur Bildung seiner Bürger erfordert wird. Alles Gute aber, das nicht auf moralisch-gute Gesinnungen gepfropft ist, ist nichts, als lauter Schein und schimmerndes Elend. In diesem Zustande wird wohl das menschliche Geschlecht verbleiben, bis es sich, auf die Art, wie ich gesagt habe, aus dem chaotischen Zustande seiner Staatsverhältnisse herausgearbeitet haben wird."

Wer kann dies lesen, ohne von der tiefsten Achtung für den großen Geist, der es zu denken vermochte, erfüllt zu werden?





